

Saarbrücker

HEFTE

High-Sein, frei sein, ein bißchen Wehmut darf dabei sein – Über Irrtümer mit Methode und die fröhliche Lust an der Hoffnung – Von unverzagten Idealisten, enttäuschten Visionären und chronischen Frustrationen: Zerbrochene Utopien – verlorene Illusionen?

Urbane Täter machen den Schlachthof architektureif

Heiße Tänze in frostigen Zeiten – Uni-Streik und Winterball

So nah und doch so fern – oder: Wie kriert man eine Saar-Lor-Lux-Identität?

Geburtstagsständchen mit cis – Theo Brandmüllers Lieblingsnote

Pantoffelhelden fürs Pantoffelkino – das Ophüls-Festival und seine Filme

Wenn das Theater ins Wohnzimmer kommt – „Le carreau“ in Forbach

Dabeisein war alles – aber keiner war dabei: Saarländische Kunst im Nationalsozialismus

Lob vom Meister – Masereel schreibt Briefe



Mittelalterliche Methoden in der modernen Asylpolitik

Zwei Häuser unter einem Dach: ein Luxemburger Reservat für Literatur

Galerie: Sigrun Olafsdóttir

Das Gedächtnis der Farbe: der Maler Max Neumann

Literatur: Wolfgang Stauch zwischen den Stühlen

Rezensionen:

Kriegszeiten in Luxemburg / Vom schöneren Leben / Science-fiction / Ein Kulturführer / Madonna in Marpingen

**Heft 79/80, Herbst 1998
DM 18,-**

**Science-fiction
Special**

Impressum

Saarbrücker Hefte Nr. 79/80, Herbst 1998

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e. V.

Redaktion:

Bernhard Dahm, Hans Günter Grewer (v.i.s.d.P.), Achim Huber, Uwe Loebens, Elisa Müller-Adams, Jan Schluckebier, Dietmar Schmitz, Herbert Temmes, Herbert Wender, Reinhard Wilhelm

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon: 06 81/58 53 06, Fax: 06 81/58 54 18

Verlag:

Gollenstein Verlag GmbH, Auf Scharlen 3–5, 66440 Blieskastel, Telefon: 0 68 42/5 09-1 73, Fax: 5 09-1 90

Herstellung:

Bliesdruckerei P. Jung GmbH, Blieskastel

Layout:

Uwe Loebens

Verkaufspreis:

Doppelheft 18,- DM (Einzelheft 14,50 DM)

Jahres-Abo:

22,- DM (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Verlag Gollenstein GmbH, Blieskastel

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Redaktionsadresse.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Hans Arnfrid Astel, Bernhard Dahm, Jan Freigang, Stefan Fricke, Hans Günter Grewer, Reinhold Heckmann, Hans Horch, Achim Huber, Rainer Krause, Uwe Loebens, Elisa Müller-Adams, Armgard Müller-Adams, Günter Scharwath, Dietmar Schmitz, Volker Simshäuser, Hamid Shokat, Wolfgang Stauch, Angela Steinmüller, Karlheinz Steinmüller, Herbert Temmes, die Urbanitäter (Carsten Diez, Hans-Peter Pelotte, Christian Saiber, Igor Torres), Hannah Wilhelm, Reinhard Wilhelm, Peter Winterhoff-Spurk

Fotos:

Christian Aschman, Bernhard Dahm, A. Fontaine, Hans Günter Grewer, Historisches Museum Saar, Elisa Müller-Adams, Max Neumann, Friedrich Spangemacher, Bettina Stöß, Reinhard Wilhelm, Kurt Zimmer

Karikatur:

Horst Haitzinger

Titelillustration:

Friedrich Hoppstädter

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir: der Landeshauptstadt Saarbrücken und dem Sparkassen- und Giroverband.

Saarbrücker

HEFTE

Editorial	3	<i>Jan Freigang</i>	
Zerbrochene Utopien – verlorene Illusionen?		<i>Le carreau – un nouveau théâtre</i>	123
<i>Hans Horch</i>		<i>Herbert Temmes</i>	
Die Logik des Irrtums oder: Metamorphosen der Utopie	4	<i>Zwei Häuser unter einem Dach</i>	125
<i>Diskussion</i>		Literatur	
„Ich finde es nicht wenig, diese neuen Strukturen ...“	15	<i>Wolfgang Stauch</i>	
<i>Hamid Shokat</i>		Vorarbeiten zu einem Roman	127
Glanz und Elend einer Exilbewegung	31	Musik	
<i>Rainer Krause</i>		<i>Stefan Fricke</i>	
Zur Psychologie repressiver Utopien	35	Kiss me cis	133
<i>Hannah und Reinhard Wilhelm</i>		Film	
Den Sozialismus in seinem Lauf ...	43	<i>Achim Huber</i>	
Science-fiction		<i>Gute Zeiten, schlechte Zeiten</i>	136
<i>Angela und Karlheinz Steinmüller</i>		Asylpolitik	
Es führt kein Weg nach Andymon	44	<i>Bernhard Dahm</i>	
<i>Volker Simshäuser</i>		<i>Moderne Zeiten</i>	140
Star Trek	52	Heiße Tänze	
<i>Reinhold Heckmann</i>		<i>Elisa Müller-Adams</i>	
Perry Rhodan	58	Saarbrückens Glanz und Glamour	148
Galerie		<i>Armgard Müller-Adams</i>	
<i>Sigrun Olafsdóttir</i>		Was hat es denn nun gebracht?	151
Vier Zeichnungen	64	Rezensionen	
Kunst		<i>Dietmar Schmitz</i>	
<i>Uwe Loebens</i>		Ist das preisesch, Opa?	154
Die arglosen Verräter	69	<i>Herbert Temmes</i>	
<i>Günter Scharwath</i>		Ohne Murren oder Jubel	156
Briefe an einen Schüler	94	<i>Susanne Seiler</i>	
<i>Uwe Loebens</i>		Langweiliger Budenzauber	157
Der blinde Spiegel	100	<i>Dietmar Schmitz</i>	
Stadtgestalt		Das dicke Buch zum kurzen Trip	160
<i>Die Urbanität</i>		<i>Hans Horch</i>	
Ein Spiel mit der Stadt	104	Wunderglaube damals und heute	161
Saar-Lor-Lux		Autorinnen und Autoren	163
<i>Peter Winterhoff-Spurk</i>			
Kommunikationslandschaft Saar-Lor-Lux	116		

Das Jubiläumsheft – im 10. Jahr erscheinen die SAARBRÜCKER HEFTE in der Regie des neugegründeten Vereins, 20 Nummern sind komplett – ist, wie seinerzeit das erste, wieder ein Doppelheft. Trotz des leicht depressiven Titels „Zerbrochene Utopien – verlorene Illusionen?“ (gemildert immerhin durch das Fragezeichen) stellen wir uns nicht die Frage, ob es eine Illusion war und/oder ist, daß die Region dieses im Kollektiv geplante, durchdiskutierte, redigierte, typographisch und visuell gestaltete ... Medium (noch) braucht. Hans Horch, einer der Mitbegründer der neuen Tradition, bezieht in die Bilanz seiner Großen Politischen Irrtümer das Medienprojekt nicht ein. Aber zu seiner „Logik des Irrtums“ gehört ohnehin, daß er am Ende wieder eine Utopie parat hat...

Das Rechnen in Dezennien bestimmt im übrigen auch die anschließenden Artikel: 1998 minus 30 = 1968. Das Gespräch mit den Aktivist/inn/en vom *Republikanischen Club* und von der PÄDSAK soll in Erinnerung rufen, wie sich seinerzeit im Saarland die bewußte „kleine radikale Minderheit“ artikuliert. Die Meinungen darüber, was erreicht wurde, was blieb, was noch heute spürbar ist, gehen auseinander. Eindeutiger desillusioniert ist Hamid Shokat, der Rückschau hält auf die revolutionäre Vergangenheit der *Conföderation Iranischer Studenten* – er zählt die Toten...

Mit der individuellen Trauer um das Schicksal einzelner Genoss/inn/en nicht zu vergleichen ist das Nachrechnen der Millionen von Toten, die man gegenwärtig, in der Diskussion um das *Schwarzbuch des Kommunismus*, als notwendige Folge einer menschenverachtenden Ideologie betrachtet. Solcher vereinfachten Sicht der Dinge schließt sich in der Redaktion kaum einer an, doch ist der Mainstream in der Beurteilung linker Heilslehren auch in diesem Heft vertreten – immerhin auf dem Niveau eines Universitätsprofessors, der den psychischen Background der Verirrten auszuleuchten versucht. Als weitere Ergänzung zur Erinnerungsarbeit der desillusionierten Linksutopisten präsentiert eine kleine Serie von drei Artikeln die Vergangenheit einer ganz anderen Art von Zukunftsmodellen – mit dem Ziel, einige Dezennien Science-fiction als Spiegel gesellschaftlicher Veränderungen zu lesen. Besonders freut es uns, daß ein SF-Autorenteam aus eigener Erfahrung über die hierzulande weniger bekannte SF-Szene der ehemaligen DDR berichtet.

Mehr als 50 Jahre zurück geht schließlich Uwe Loebens, der gründlich recherchierte, um dem Leserbrief von Gaetano Groß, den wir im letzten Heft abdruckten, eine faktenbezogene Einordnung des die Diskussion auslösenden Zolnhofer-Bildes entgegenzusetzen – und zugleich die Defizite der offiziellen Bemühungen um die regionale Kunstgeschichte aufzuzeigen.

Herbert Wender

Hans Arnfrid Astel

Unveröffentlichtes (S. 45 – S. 61)

SAND AM MEER

poetische Geheimkorrespondenz

NACHDICHTUNGEN anlässlich der Lektüre von HAIKU & HAIGA – Kurzgedichte & Skizzen von Takebe Sôchô (1761–1814) –

aus der Sammlung Shôzaburô Masuda, Tôkyô

Hrsg. von I. Schaarschmidt-Richter und S. Schaarschmidt (Katalog u.a. Museum f. Ostasiatische Kunst, Köln 1998)

Veröffentlichtes (S. 4 – S. 41)

Hans Arnfrid Astel:

Wohin der Hase läuft

Epigramme und ein Vortrag

Mit einem Essay von H. Fichte

Leipzig: Forum Verlag, 1992

Die Logik des Irrtums oder: Metamorphosen der Utopie

Von Hans Horch



ein Zweiter Großer Politischer Irrtum ist jetzt über dreißig. Er entstand unter dem Einfluß der anti-autoritären Studentenrevolte und führte mich zu der Ansicht, die deutsche Gesellschaft sei eine im Grunde faschistische, die ihre demokratisch-rechtsstaatliche

Maske jederzeit abwerfen könne, um zu offener Terrorherrschaft überzugehen und zu neuen Eroberungszügen gen Osten aufzubrechen. Ich glaubte, daß die deutsche Nation sich aus rein taktischer Rücksicht auf die westlichen Siegermächte demokratisch gäbe, und daß diese Rücksicht bald überflüssig sein werde, da die USA, wie der Vietnamkrieg und die Niederschlagung der Ghettoaufstände anzeigten, selbst auf dem Wege zum Faschismus seien.

Barbarei oder Sozialismus

Die Entwicklung der USA schien mir zu beweisen, daß Faschismus nicht eine ausschließlich deutsche Angelegenheit sei, sondern aus den Strukturen aller kapitalistischen Gesellschaften zwangsläufig hervorging. Also mußten diese radikal verändert werden. Aus der antiautoritären Revolte mußte (und konnte, wie der Generalstreik in Frankreich hoffen ließ) eine neue sozialistische Opposition hervorgehen. Dem Kapitalismus war mit Hilfe eines namhaften Verlegers das Kunststück gelungen, seine am meisten unterdrückten Untertanen am wildesten zu verhetzen. Diese seine Machtbasis mußte erschüttert werden, indem die Arbeiter zur Selbstaufklärung über ihre Lage, zur Bildung von Klassenbewußtsein, motiviert wurden.

In scharfer Abgrenzung gegen den autoritären Kommunismus sowjetischer Prägung und den noch immer auf die Sozialdemokratie fixierten Linkssozialismus erblickte ich im Rätekommunismus die Chance, Gleichheit und Freiheit zu verwirklichen. Autoritarismus und politischer Aggression würde für immer die Grundlage entzogen sein, wenn auf allen Ebenen der Gesellschaft herr-

schaftsfreie Diskussionen darüber entschieden, was zum Besten aller sei. Die Formen der Agitation und der Organisation sollten diesen freiheitlichen Zustand, soweit unter repressiven Bedingungen möglich, antizipieren. Ich erwartete, daß der autoritäre Staat irgendwann einmal eine erfolgreiche Rätebewegung gewaltsam unterdrücken würde, und daß dann eine blutige Revolution unvermeidlich sei. Die Verhinderung von Faschismus und Krieg schien mir das wert zu sein.

Die Arbeiter zeigten sich harthörig gegen unsere Agitation. Vor Entmutigung schützte die Verklärung von Spontaneität und Militanz in der Arbeiterbewegung des Auslands und die der sogenannten Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt. Militante Aktionen und die Strategie der Guerilla schienen zu beweisen, daß durch pure Willensanstrengung selbst der mächtigste Gegner besiegt werden könne. Die Bewunderung dieses heroischen Voluntarismus war so groß, daß ich seine Ergebnisse – befreite Zonen, die Volksrepublik China – für wahrhaft basisdemokratisch halten wollte.

An diesem Punkt wird die Erinnerung besonders schmerzhaft. Die Idealisierung der bewaffneten Nationalbewegungen rechtfertigte blutigste Terrorherrschaft. Ich war in die gleiche Falle gelaufen, in der schon jene Intellektuelle gelandet waren, die den Stalinismus gerechtfertigt hatten. Also hatten die Zeitungskommentatoren recht, die die revolutionären Studenten gewarnt hatten, ihr Versuch, über parlamentarische Demokratie und Marktwirtschaft hinauszukommen, nähme Diktatur und Terror in Kauf. Die gemahnt hatten, daß jeder, der zu wissen glaube, wie eine vollkommene Welt auszu-sehen habe, dem unvollkommenen Menschen Gewalt antun müsse. Daß also die Absicht, die Barbarei radikal zu bekämpfen, selbst zur Barbarei führe.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit

Die Mahner vertraten einen modernen oder sozialen Liberalismus, die Lehre vom demokratischen und sozialen Rechtsstaat, die man auch mir vor der

Zeit der Revolte beigebracht hatte. Mußte ich nun zu ihr zurück? Ich musterte durch, was ich falsch gemacht hatte, und entdeckte dabei, daß das, was die Mahner richtigerweise sagten, sich zugleich gegen sie wendete. Ihre Lehre, stellte sich heraus, war mein Erster Großer Politischer Irrtum gewesen.

Schlagen wir den Beichtspiegel auf. Meine erste Sünde war, daß ich die mich empörende Seite der Wirklichkeit für die ganze Wahrheit nahm. So kam ich zur Prognose des drohenden Faschismus. Gründe zur Empörung gab es genug: Vietnamkrieg, Diskriminierung und Armut auch in der reichen Welt, Elend und Folterdiktaturen in ihren Hinterhöfen, Polizeiübergriffe, Freisprüche für gewalttätige Polizisten, die Haßtiraden der Presse. Und: Die Volksgemeinschaft, die sich als Verfolgergemeinschaft konstituiert hatte, lebte fort als Gemeinschaft der Rechtfertiger und Schuldverleugner. Die Volksgemeinschaft hatte Hitler überlebt, und Hitler überlebte in ihr. Er war allgegenwärtig: im fürchterlichen Gerede der Erwachsenenwelt und in einem sozialen Klima, das hochgradig aufgeladen war mit Aggression gegen alles, was aus noch so verhaltener Opposition oder aus Schwäche sich der allgemeinen Selbstunterdrückung, der Unterwerfung unter die Imperative von Ordnung, Fleiß, Gehorsam, Sauberkeit, Sparsamkeit entzog oder zu entziehen schien. Alles war verboten. Kinder und Jugendliche wurden wie selbstverständlich geschlagen. Der Bundeskanzler war ein Nazi gewesen, der Bundespräsident ein politisch desinteressierter Architekt.

Doch es gab auch andere Wirklichkeiten. Der Präsident, der die Bomber und die Nationalgarde losgelassen hatte, bekämpfte wie keiner vor ihm Armut und Rassendiskriminierung. Der Oppositionsführer in der Bundesrepublik war ein ehemaliger Linksozialist und Emigrant, er wurde Vizekanzler und dann Kanzler. Die Volksgemeinschaft machte sich lächerlich in ihrer Wut; ihre Zeit war um. Die immer knapp gehaltenen Mehrheiten mußten weniger arbeiten und genossen einen höheren Lebensstandard. Die Zwänge zur Selbstdisziplinierung wurden milder,

die Jüngeren wollten davon profitieren. Lebenslust und Toleranz wurden beobachtet – in Deutschland! Die alte, extrem repressive Sexualmoral – nach Meinung unserer Theoretiker der sozialpsychische Quell des Faschismus – brach in kurzer Zeit zusammen. Und da kam die Rockmusik daher, sie brachte einen so ganz anderen Lebensstil mit. Die Volksgemeinschaft wollte uns Gammeler ins Lager stecken, aber das hinderte die Kulturindustrie nicht daran, eine freiheits- und lebenssüchtige Subkultur aufzufüttern. Die Kulturindustrie hatte ihren Profit, ich die Musik von THE WHO.

Vielerlei wurde besser – durch den Kapitalismus. Betrug, Bestechung, Manipulation zu rufen, den Illustrierten und dem Kino und der Pharmaindustrie ihre Verdienste um die Liberalisierung der Sexualmoral streitig zu machen – es konnte nichts daran ändern. Die Prosperität der Nachkriegsjahrzehnte und die Politik des Wohlfahrtsstaates ermöglichten besseres, freieres Leben.

Ich sah allmählich ein, daß die Wirklichkeit komplexer war als mein Bild von ihr. Die liberalen

DER SPALT

Müde gekämpft
an der Fensterscheibe.
Die Biene taumelt herab
und findet ins Freie.

Mahner durften sich freuen. Aber sie respektierten ihre eigenen Grundsätze nicht. Auch ihre Rede war gefühlsgefärbt. Sie wirkte selbstzufrieden, unangreifbar überlegen, abgeklärt wissend. Und auch die Mahner waren auf einem Auge blind. Kapitalismus konnten sie nur erkennen, wo Wohlstand herrschte. Die Schändlichkeiten, die mich empörten, waren für sie bedauerliche, zu überwindende Fehler, zeitweilige Abirrungen von einem im Prinzip richtigen Ideal. Diese Ausnahmen von

der Regel summierten sich zu einem stattlichen Saldo von Gewalt und menschenunwürdigen Verhältnissen in der Geschichte und ohne daß ein Ende absehbar war. Ihre Fehler waren nicht aufzurechnen gegen meine. Aber der liberale Optimismus war so falsch wie mein Pessimismus. Ich

Begriffen, die wir aus der Geschichte der Arbeiterbewegung und unverständenen marxistischen Theorien ausgeliehen hatten und machten uns damit blind für neue Wirklichkeiten. Also mußten wir scheitern. Das setzte Wut frei und ein unsägliches Verhältnis zur Gewalt.

ZUKUNFT

Von unserer Grammatik
wird man berichten
wie von fremden Völkern.
Es gab da vier verschiedene
Formen der Vergangenheit,
wird er gesagt haben,
wenn alle den Kopf schütteln.

konnte seine Kritik an meiner Schwarzmalerei akzeptieren, seine Schönfärberei nicht.

Meine zweite Sünde war: Als die Adressaten meiner Utopie sich die Ohren zuhielten, borgte ich mir die Kraft zum Weitermachen bei imaginären Verbündeten. Von der angeblich emanzipatorischen Militanz italienischer und französischer Arbeiter konnte ich nicht sagen, wieso sie zum Klassenbewußtsein führen solle und nicht zu blindwütiger Auflehnung. Mit dem Übergang vom Protest gegen den Vietnamkrieg zur Identifikation mit den Befreiungsbewegungen samt der kommunistischen Partei Chinas hatte ich die libertäre Utopie, obwohl ich theoretisch am Rätekonzept festhielt, verraten. Ich war bereit gewesen, terroristische Herrschaft zu verleugnen und zur Freiheit umzu-deuten. Damit hatte ich mich auch verabschiedet von der libertären Gegenkultur. Ihren individualistischen, ästhetisch-erotischen Anspruch auf Gutes Leben hatte ich, hatten wir transformiert in eine revolutionäre Perspektive, ihren hedonistischen Impuls in asketische Strenge. Wir dachten in

Das kommt davon, sagten die liberalen Mahner und sahen ihren Glauben bestätigt, jede Utopie müsse zum Totalitarismus führen. Diese Auffassung verabsolutierte die Erfahrungen des sozialistisch-kommunistischen Experiments und die der Nationalbewegungen in der Dritten Welt zu einem unabänderlichen Gesetz der Geschichte – ein Dogma, was schon daran zu erkennen ist, daß es die

eigene Vergangenheit verkennt. Auch die Idee der Menschen- und Bürgerrechte war eine Utopie gewesen, gar eine, der mit revolutionärer Gewalt zur Geltung verholfen worden war. Eine Minderheit hatte sie ausgebrütet; ihre Verbreitung durfte den Ehrentitel „Aufklärung“ tragen. Dagegen wurden spätere Versuche, die bürgerliche Ordnung zu überschreiten, „Heilslehren“ genannt und damit als Rückschritt ausgewiesen in die für überwunden gehaltene Epoche der Religion. Den meisten Utopien war mit dieser Klassifikation noch geschmeichelt, aber hieß das, daß jeglicher Versuch, Kapitalismus zu überwinden und Demokratie fortzuentwickeln, mit zwingender Logik zurückfallen müsse hinter das Erreichte? Die realisierte Utopie tut, indem sie dieses Dogma verkündet, was sie der phantasierten Utopie vorwirft: Sie proklamiert einen unübertrefflichen Endzustand. Ihr Antiutopismus ist die Heiligsprechung der eigenen Utopie. Sie ist nicht minder besserwisserisch als die Prophetie, die weiß, wo's langgeht. Sie weiß, wo Halt zu machen ist. Ihren Spott über todsichere Systeme der Weltverbesserung kann man sich

zustimmend anhören, ja nachsalzen. Aber man sollte nicht übersehen, daß die Skepsis, sobald sie jeden das Gegebene transzendierenden Gedanken ironisiert, zur Affirmation des Bestehenden wird.

Ich habe etwas gelernt von den Freunden der Offenen Gesellschaft: Ich darf niemanden zwingen wollen zu dem, was ich für sein Glück halte. Der Anspruch zu wissen, wie die Menschen leben sollen, ist dogmatisch und im Kern diktatorisch. Er ist es aber auch dann, liebe Freunde, wenn er das Leben unter den Bedingungen der Marktwirtschaft und der parlamentarischen Demokratie zum best- oder einzigmöglichen erklärt.

Daß er ja niemanden zwingen wolle, entgegnet der Liberale und verweist darauf, daß große Mehrheiten einverstanden seien mit den bestehenden Verhältnissen. Einverständnis ist aber nicht zu verwechseln mit bewußter Willensbildung. Vergessen wir nicht, daß die Aufklärer sich von der Schicksalsergebenheit der Leibeigenen nicht schrecken ließen, klüger sein zu wollen als diese. Und vergessen wir nicht, daß der Liberale terroristische Regime auch dann ablehnt, wenn sie sich – wie

lismus, auf die Menschen- und Bürgerrechte berufen. Diese sind mir die unhinterfragbare Voraussetzung jeder weiteren Überlegung, unbestrittener Anhaltspunkt für das, was für richtig zu gelten hat.

Wie steht es um sie?

Freiheit, Würde, Kapitalismus

Sie garantieren die Autonomie der Bürger – in der Politik. Die Gesetze der Nation gibt diese sich auf parlamentarischem Wege selbst. Damit begründet sie die Chance, daß Freiheit und Unverletzlichkeit der Bürger von diesen aus dem eigenen Interesse, das sie daran haben, gewahrt werden. Das ist viel. Wo die Chance wahrgenommen wird, schützt es vor staatlicher Gewalt und Willkür, gibt den Gedanken Freiheit und – im Prinzip – das Recht zu ihrer Äußerung. Dem Liberalismus genügt das. Mir nicht. Denn die Gesellschaft lebt nicht nur im Staat, sie bildet auch eine ökonomische Nation. Diese wird laut liberaler Auskunft von einer unsichtbaren Hand geführt, von der nicht bestritten wird, daß sie ein dichtes Netz von Sachzwängen knüpft, das den Bürgern vorschreibt, was sie zu tun haben. Daß Verfassung und Gesetze der ökonomischen Nation dem freien Entschluß der ihnen Unterworfenen entspringen würden, wird nicht behauptet. Gesetze, die nicht auf demokratischem Wege zustande kommen, führen zur Willkür. Diese Einsicht will der Liberalismus auf die politische Nation begrenzen. Er beruft sich darauf, daß diese Begrenzung genüge, die staatliche Gewalt so einzuschränken, daß der gesetzes-treue Bürger vor ihr sicher ist. Darin hat er recht. Indem

er jedoch die Zivilisierung der staatlichen Gewalt zum Äußersten dessen erklärt, was erreichbar ist, muß er sich blind machen für die Willkürherrschaft der Ökonomie, oder er muß diese schönreden als den Preis der Freiheit von staatlicher

Studentenprotest 1967



der Nationalsozialismus – auf Mehrheiten stützen, und daß er damit einräumt, daß sich auch in grundsätzlichen Fragen der richtigen Ordnung Minderheiten gegen Mehrheiten stellen dürfen. Sofern sie sich, hier bin ich einig mit dem Libera-

Gewalt. Der Preis ist hoch. Er kostet den Bürger, sobald er die Sphäre der Politik verläßt, die Würde. Denn was es für diese bedeutet, seine Haut zu Markte tragen zu müssen und bei Erfolg sich den seine Abhängigkeit vom Arbeitsmarkt ausnutzenden Hierarchien der Arbeitsstätten zu beugen, das mag der Liberale entweder nicht wahrhaben, oder er erklärt die Unterwerfung unter die ökonomischen

entspannte soziale Verhältnisse. Er hat die Herrschaft der Naturgewalten über die Menschen weit zurückgedrängt. In seinen Krisen zeigt sich, daß sie sich dafür die Herrschaft unberechenbarer und existenzbedrohender gesellschaftlicher Verhältnisse eingehandelt haben. Die aus der Natur verbannten Dämonen kehren in der Ökonomie zurück. Das ist die Stunde der Demagogie, die aufruft, die

Willkür der Verhältnisse durch die Gewalt zu brechen. Die Ungerechtigkeit der Verhältnisse spielt sie gegen Demokratie und Menschenrechte aus, um diese als Schwindel abtun zu können. Es zeigt sich: Die rohe physische Gewalt ist von Kapitalismus und Rechtsstaat aus der Ökonomie und der Politik vertrieben worden; sie wurde zivilisatorisch umgeformt in die Herrschaft eines geschlossenen, stets Selbstbeherrschung erzwingenden, Fremdzwang in Selbstzwang transformierenden sozialen Systems. Da sich dieses von selbst und unabhängig vom Willen der Gesellschaft bewegt, birgt es stets Unsicherheiten und Ungerechtigkeiten



Studentenprotest 1967
mischen Zwänge zum lustvollen Leistungssport. Ob es aber der Würde aufhelft, ein Chef zu werden? Selbst wer es zum freien Unternehmer brächte, wäre nur sehr begrenzt frei. Auch er müßte sich den souveränen Kapital- und Marktbewegungen anpassen.

Der Liberalismus muß auch übersehen, daß eine auf Abhängigkeiten und stumme Zwänge gegründete Ökonomie die Qualität der politischen Freiheit bezweifeln läßt: Wie sollen Menschen, die in ihrer alltäglichen Praxis in allgegenwärtige Zwänge verstrickt sind und diese verinnerlichen, politisch aus eigenem Kopfe handeln und nicht die ihnen als selbstverständlich erscheinenden Abhängigkeiten absegnen?

Oder sich wütend gegen sie auflehnen. Der Kapitalismus garantiert nicht immer Prosperität und

in sich, die kontrastieren mit dem Selbstbestimmungsanspruch der Politik. Diese Konstellation bleibt explosiv, eine permanente Bedrohung der Demokratie, ja des zivilisierten, gewaltfreien sozialen Lebens.

Es war nicht zuletzt eine Ahnung hiervon gewesen, die die Regierungen des Westens nach der Niederwerfung des Nationalsozialismus zur Politik des Wohlfahrtsstaates (und, als dessen Voraussetzung, der Regulierung des internationalen Finanzverkehrs) brachte. So kam es zu einem ersten Versuch, die Ökonomie in den Dienst der Gesellschaft zu stellen. Allerdings wurde die Macht des Staates über die Ökonomie erweitert, ohne daß die Macht der Gesellschaft über den Staat erweitert wurde. Die Gesellschaft sollte zufriedengestellt werden, und das Mittel dazu war die Förderung des wirtschaftlichen Wachstums.

DAS DARF NICHT
SCHÖN BLEIBEN
zu Christian Enzensbergers
Politischer Ästhetik

Der von allen arbeitsteilig gebackene Kuchen wurde nicht gerechter verteilt, er wurde vergrößert. Als das Wachstum an Grenzen stieß, war der Wohlfahrtsstaat am Ende. Die Regierungen öffneten sich der Propaganda eines ins 19. Jahrhundert zurückführenden, sozialdarwinistischen Wirtschaftsliberalismus, und gaben das Programm der politischen Regulierung auf.

Mobilität, Flexibilität, Innovation

Der heute hegemoniale Steinzeitliberalismus verkündet nicht weniger als eine Utopie. Er sieht große Zeiten kommen, wenn die staatliche Hemmung der Konkurrenz zwischen den Unternehmen und auf dem Arbeitsmarkt weiter abnimmt, damit die Leistungsdisziplin wachse und das Anspruchsdenken, wie der Kampfbegriff lautet, ausgetrieben werde. Die kapitalistische Heteronomie soll stärker werden, belohnt werden soll, wer sich rechtzeitig gefügig zeigt, in die Armut soll verstoßen (und mit „Bürgerarbeit“ verhöhnt) werden, wer zögert oder schwach ist. Mit den totalitären Ideologien hat diese gemeinsam, daß sie einen Neuen Menschen postuliert: Wir alle müssen mobil, flexibel, dynamisch, kreativ, innovativ, dienstleistungsorientiert, kundenfreundlich ... werden. Lebenslänglich Schule droht auch.

Die ökonomische Begründung dieser rigorosen Moral ist: Seit Jahren sucht reichlich überschüssiges Kapital, entstanden dank der Produktivitätssteigerungen in der Vergangenheit, neue Anlagemöglichkeiten. In den Zeiten des starken Wachstums wurde solches Kapital primär zur Ausdehnung der Produktion eingesetzt und nur sekundär zur Rationalisierung. Man entwarf neue Produkte oder verallgemeinerte alte, investierte in deren Herstellung, verkaufte sie an die Produzenten unter der Maßgabe, daß diese stets weniger an Einkommen erhielten, als sie an Wert produzierten. Die Differenz zwischen

Dachdecker
auf einem Dach.
Sie decken es nicht.
Sie decken es ab.

Auf dem Giebel einer,
neben der Dachluke der nächste,
ein anderer an der Dachrinne,
fünf oder sieben, noch einer:
alle auf der Höhe.
In schöner Gefahr
haben sie Halt gefunden.

Lauter Nächste
in schöner Entfernung
bilden eine Reihe,
werfen sich das Zerbrechliche zu,
den Ziegel, fangen ihn auf,
drehen sich in der Hüfte
dem Nächsten zu,
der ihn wieder fängt
und weiterwirft
in schöner Arkade.

Ein zeitloses Bild
sinnvoller Arbeit,
wie vor fünfhundert Jahren
oder vor fünftausend.

Aber sie decken das Haus nicht.
Sie decken es ab.
Sie bergen die Ziegel nicht
für ein neues Haus,
für den neuen Dachstuhl.

Am Ende
der menschlichen Kette
wirft der letzte Nächste
die Ziegel durch eine Röhre
in den Müllcontainer.

Dies darzustellen
macht mich zum Komplizen.
Wir müssen es abstellen.
Das darf nicht schön bleiben.

Einkommen und Produkt ergab den Profit und diente weiterer Expansion. Als man 1970 die Bundesbürger befragte, äußerte sich die überwältigende Mehrheit zufrieden über ihren Lebensstandard. Das half ihnen nichts. Wenige Jahre später arbeiteten sie wie verrückt zur Befriedigung von Konsumbedürfnissen, die sie vorher noch gar nicht gekannt hatten. Heute scheint dieser Weg versperrt. Man weiß nicht, für welche neuen Produkte man die Menschen noch arbeiten schicken könnte. Die Zahlungsfähigen unter ihnen haben anscheinend schon alles. Also zirkulieren das überschüssige Kapital und die Ersparnisse der reichen Haushalte auf dem Kapitalmarkt. Unter rein marktwirtschaftlichen Bedingungen wird Kapital, das keine profitable Anlage findet, durch Krisen entwertet. Unter wohlfahrtsstaatlichen wird es vom Staat durch die Steuer abgeschöpft und in expansionsfördernde Nachfrage verwandelt. Unter heutigen wird es vorrangig von Staaten ausgeliehen und verzinst. Die Realzinsen sind deflationsbedingt hoch; sie landen zu großen Teilen bei großen Geldeigentümern und also wieder auf dem Geldmarkt, während der Schuldendienst des Staates seine Nachfrage beschränkt. Die fällige Entwertung wird also verhindert, Unternehmen und Wohlhabende werden eingeladen, ihr Geld auf den Finanzmärkten zu platzieren, wodurch der Kapitalüberschuß immer größer wird, die Besteuerung

MEIN Unvermögen, die Blüte darzustellen, welkt nicht.

der Arbeitseinkommen begrenzt ebenfalls die Nachfrage und damit die Expansionschancen. In die gleiche Richtung wirken soziale Unsicherheit, die die Sparquote hochtreibt (und auch die nicht Reichen an die Politik der einseitigen Geldwertstabilisierung bindet), und schließlich die Strategie der Unternehmen. Das Kapital, das diese nicht auf den Finanzmärkten auf Anlagesuche schicken, nutzen sie zur Rationalisierung. Je geringer die Chance, durch Expansion zu absolut höheren Gewinnen zu gelangen, desto heftiger die Bemühungen, dies relativ durch Kostenersparnis

zu erreichen. Daraus folgen Arbeitslosigkeit und sinkende Einkommen, also ebenso eine Verminderung der Nachfrage, und höhere Gewinne, also neuer Kapitalüberschuß. Die Gleichzeitigkeit von geringem Wachstum und hohen Gewinnen erklärt sich so.

Die Ökonomie dreht sich in einem *circulus vitiosus*, und darauf reagieren zwei propagandistische Kampagnen. Die erste gibt die Schuld am Schlammassel der „Globalisierung“ – ganz so, als sei der Weltmarkt eben erst erfunden worden. Der Umstand, daß das von den reichen Nationalökonomien hausgemachte Problem der Überakkumulation zur Ausdehnung des internationalen Finanzverkehrs geführt hat, wird kurzer Hand von der Folge zur Ursache umgelogen. Nun erscheint die ideologisch motivierte Freigabe der Finanzmärkte als Befreiungsschlag des selbstherrlichen Geldes gegen die regelungssüchtigen Staaten, und niemand mehr ist verantwortlich. (Es sei denn, um zu intervenieren, wenn das wunderbare Fabelwesen Freier Finanzmarkt mal wieder abstürzt: Überschuldung der Schwellenländer, Peso-Krise, amerikanische Sparkassenkrise, Crédit Lyonnais, Barings, Asien-Krise ... Oder wenn eine durch pure Übernachfrage ausgelöste Aktienhausse in sich zusammenkracht ...)

Die zweite Kampagne zeichnet eine technische Utopie. Neue und große Felder der Expansion und eine große Arbeitsaufgabe sieht sie vor sich, wenn jede Kommunikation und jede Informationsverarbeitung neu technisiert wird. Technologien, die bislang vorrangig der Rationalisierung dienten, sollen nun die neuen Produkte hergeben, die neue Expansion tragen. So, wie die wohlhabende Menschheit einst Arbeitskraft, Intelligenz und Ressourcen aufbot, um einem jeden zu einem Automobil zu verhelfen, so sollen nun jedes Unternehmen, jede Institution, jeder Haushalt mit Hilfe neuer Informationstechnologien umgekrempt werden. Nach diesem klugen Plan expandieren beispielsweise Fernsehunternehmen, indem sie fürs Fußballgucken Geld eintreiben, das die Fans durch Arbeit verdienen müssen. Oder Banken lassen den mit PC und vorausseilendem Gehorsam



ausgestatteten Teil der Kundschaft die Arbeit derer machen, die sie zu feuern gedenken. Tolle Sache, die jedem einsichtig macht, daß zur Realisierung des weltumspannenden Großprojekts „Informationsgesellschaft“ die Menschen den neuen Technologien kompatibel gemacht werden müssen: mobil, flexibel, dynamisch, innovativ ...

Was an dieser Utopie realitätshaltig ist und was Phantasterei, soll hier nicht interessieren. Denn selbst wenn es realistische Aussichten gäbe, mit Hilfe neuer oder aufgemotzter Produkte und neuer Bedürfnisse neues Wachstum und neue Arbeit herzuzaubern, dann stellte sich noch immer die Frage:

Das soll die Mühe lohnen?

Autonomie und Hedonismus

Die heute von so vielen geglaubte Utopie einer entregulierten und zur Informationsgesellschaft überleitenden Ökonomie gibt dem Gegensatz von

politischer Selbstbestimmung und ökonomischer Unterdrückung neue Schärfe. Sie will mehr Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt und mehr Wettbewerbsfähigkeit des Inlands – also Export der Probleme ins Ausland bei größerer sozialer Unsicherheit. Und dies nicht obwohl, sondern weil das Bruttoinlandsprodukt Westdeutschlands zwischen 1960 und 1996 um 175 Prozent gestiegen, die zu seiner Erzeugung notwendige Arbeitszeit ist um 20 Prozent gesunken ist. Sie bringt damit verspiegelt zum Ausdruck: Viel Reichtum und wenig notwendige Arbeit, also das, was jedem einzelnen als Glück erschiene, verhängt Krisen über die kapitalistische Gesellschaft. Was dem einzelnen einen schlaun Lenz beschert, wird der Gesellschaft zur doppelten Plage. Zum einen kann man kapitalistischerweise nicht, wenn zu viele Produkte da sind, weniger davon produzieren. Nein, man muß zahllose Leute damit beschäftigen, die überflüssigen Produkte der unwilligen Kundschaft aufzudrängen. Das Verkaufen wird so aufwendig wie das Herstellen. Höchste Ingenieurskunst verkleinert die Belegschaften; also wachsen die Marke-

tingabteilungen. Diese finanzieren die neue Priesterkaste – die Kreativen –, die Werbeträger – das ist die komplette Unterhaltungs- und Medienindustrie – und ein ausuferndes Kongreß-, Beratungs- und Schulungsgewerbe. Die Kosten gehen in die Warenpreise ein; um sie bezahlen zu können, muß gearbeitet werden. Jeder, der etwas kauft, trägt sein Scherflein bei zum Unterhalt einer Maschinerie, deren vornehmste Aufgabe es ist, ihm aufzuschwatzen, was er nicht will. Die Arbeitsgesellschaft trägt auf ihren Schultern eine riesenhafte Schwindelgesellschaft. Diese erschafft die mediale Welt, sie prägt Stile und Mentalitäten. Nicht zuletzt in einer Politik, die Abstimmungsergebnisse mit Einschaltquoten verwechselt und also nichts zu verkaufen hat als andere für dumm.

Notorische Überproduktion alimentiert den Schwindel der Kreativen großzügig. Dem entspricht die zweite Reichumsplage, die Kleinlichkeit, mit der auf die bloß Arbeitenden losgegangen wird. Ihnen blühen mehr Leistung, mehr Disziplin, weniger soziale Sicherheit, ein niedrigerer Lebensstandard und die Gefahr, getroffen zu werden von Armut, Ausschluß aus der Gesellschaft und guten Ratschlägen kommunitaristischer Soziologen.

Der fundamentalistische Eifer, mit dem die liberalistischen und technikgläubigen Utopien und Drohungen vorgetragen werden, scheint mir die Reaktion zu sein auf eben die Paradoxien, die in einer überproduktiven Ökonomie hervorgetrieben werden. Vielleicht ahnen ihre Propagandisten und deren Papageien, daß viel Geld und wenig Arbeit auch anderes, allerdings den bestehenden Eigentums- und Herrschaftsverhältnissen Zuwiderlaufendes, ermöglichen könnte? Daß ein ökonomisches System, das Gutes in Schlechtes verwandelt, verwandeln muß, infrage stehen könnte?

Diese Frage wird gewöhnlich tabuisiert durch das Verdikt, die einzige Alternative zum Kapitalismus sei die bürokratisch dirigierte Ökonomie. Ist das so gewiß? Ich bezweifle es und stelle meinen

Lesern eine Denksportaufgabe. Ich skizziere Grundrisse einer anderen Ökonomie, von der ich behaupte, daß sie mehr Selbstbestimmung, besseres Leben, geringeren Naturverschleiß und die

ABER KRIECHEN

Marsch durch die
Institutionen, okay,
das war geprahlt,
aber Kriechen,
das hieße doch,
in den umgekehrten
Fehler verfallen.

Entspannung der Zwänge zum Selbstzwang ermöglicht. Der Leser, der mir argumentierend nachweist, aus welchen ökonomischen (zu den allgemeinmenschlichen komme ich später) Gründen diese Rechnung nicht aufgehen kann, hat das Spiel gewonnen. Er erhält von den SAARBRÜCKER HEFTEN mangels Kapitalüberschusses eine ehrenhafte Erwähnung, und ich lade ihn zum Essen ein.

Meine utopische Gesellschaft löst das Programm der Menschen- und Bürgerrechte ein, indem sie Verfassung und Gesetze der Ökonomie demokratisch beschließt. Wirtschaftsparlamente auf betrieblicher, lokaler, regionaler... Ebene stellen Spielregeln auf. Sie beschließen grobe Richtlinien über den Umfang und die Zusammensetzung dessen, was hergestellt werden soll, und sie bestimmen die Regeln der Verteilung der Arbeit sowie die des produzierten Reichtums auf die Produzenten (Konsum), die Betriebe (Investitionen) und den Staat (gesellschaftliche Aufgaben, Versorgung der nicht Arbeitsfähigen). Wohlgemerkt geht es

nicht um Pläne und Vorschriften im einzelnen, sondern um allgemeine Spielregeln, Gesetze. In den Parlamenten toben die heftigsten Konflikte um ihre Formulierung. Die Frage etwa, wieviel und was zu produzieren sei im Sinne des allgemeinen Wohls, spaltet die Gesellschaft je nach den Bedürfnissen ihrer verschiedenen Mitglieder, die Parlamente tragen den Konflikt aus und finden Kompromisse. Um die gerechte Entlohnung wird ähnlich hart gestritten, etwa um den Antrag, harte und ungesunde Arbeit besser zu bezahlen als die, die mit Denkdürfen und längerer Ausbildung privilegiert ist. Nichts da also mit Bürokratie und gewaltsam hergestellter Harmonie, sondern parlamentarische Gesetzgebung wie im Raume der staatlichen Politik.

Würden die Wirtschaftsparlamente sich mehrheitlich entschließen, im Interesse größeren Reichtums Arbeitszwang und Naturverschleiß zu verschärfen, so könnte die Minderheit dies bedauern, es würde den demokratischen Charakter dieser Ökonomie nicht in Frage stellen. Auch die Ausbildung eines ganz neuen, heute noch unvorstellbaren Systems wäre möglich, aber auch die Rückkehr zur alten Unfreiheit, die dann durch freien Ent-

läßt sich – und das ist eine Stärke meiner Utopie! – nicht zwingend begründen. Es läßt sich nur hoffen, daß es in den Wirtschaftsparlamenten eine Partei gäbe, die, da der Arbeitszwang auch bei demokratischer Regelung noch immer ein Zwang ist, dafür einträte, die notwendige Arbeit so zu reduzieren, daß sie ihre beherrschende Rolle im Leben verlöre. Dieses Programm könnte vielleicht so aussehen: Der Umfang der Produktion wird beschränkt auf das, was für ein behagliches Leben aller erforderlich gehalten wird. Was auf die Streichliste kommt, wird durch Konflikt und Kompromiß entschieden. Die Arbeit, die für Produktion und Distribution des Notwendigen erforderlich ist, verteilen alle Arbeitsfähigen gleichermaßen unter sich. Damit verdienen sie ihr Einkommen, ihren Anteil am Gesamtprodukt, das dank der hohen Arbeitsproduktivität recht hoch wäre. Jeder Arbeitsfähige müßte also in der Produktion des Notwendigen arbeiten. Aber durch die gleichmäßige Aufteilung der Arbeit wäre die jährlich zu leistende Arbeitszeit gering. Die Arbeitszeit könnte in Absprache mit anderen tage-, wochen-, monatsweise abgeleistet werden. Dank der Fortentwicklung von Technik und Arbeitsorganisation würde die Arbeitszeit immer weiter verkürzt, harte und dumme Arbeit abgebaut werden. Betriebe würden nicht mehr um Marktanteile konkurrieren, sondern darum, Produktivitätsgewinne in kürzere Arbeitszeiten für die Mitarbeiter umzusetzen. Damit wäre ein Eigeninteresse konstituiert, intelligent und zuverlässig zu arbeiten. Natürlich könnte auch jeder, der die Arbeit liebt, so viel arbeiten, wie er wollte, solange er die anderen nicht zwingen wollte, es ihm gleich zu tun. Ob er für seine Mehrarbeit einen höheren Anteil am Produkt erhielte oder ob er für das Recht, seiner Arbeitsleidenschaft zu frönen, etwas zahlen müßte, darüber würde demokratisch entschieden werden.

Die reichlich verbleibende Zeit außerhalb der Produktionssphäre könnte jeder verwenden zum Faulenzen, für die Liebe, die Freundschaften, die Familie, um sich zu amüsieren, sich den Künsten oder der Bildung zu widmen, oder auch zu freiwillig organisierten sozialen Tätigkeiten wie Lehren, Forschen, Erziehen, Helfen, Heilen, Pflegen oder zur Beteiligung am Willensbildungsprozeß. Die

Studentenprotest 1967



schluß legitimiert wäre. Letzteres würde die Verteidiger der Autonomie auf die Palme bringen, aber sie könnten sich trösten mit dem Gedanken, keinen unübertrefflichen Endzustand proklamiert zu haben.

Eine autonome Gesellschaft könnte sich allerdings auch entscheiden für eine hedonistische Grundorientierung ihrer Ökonomie. Daß sie es tun würde,

hierzu notwendigen Einrichtungen müßten aus dem Staatstopf finanziert werden, die Leitungen würden von den Mitarbeitern gewählt werden, die Dauer der freien Tätigkeiten könnten alle in Absprache mit anderen

selbst bestimmen. Die freien, unbezahlten Tätigkeiten würden nur noch von selbstmotivierten Menschen geleistet werden, die dazu nicht vom Arbeitsmarkt gezwungen oder vom Geld verlockt wären. Die Grenze zwischen freier Tätigkeit und notwendiger Arbeit wäre einfach zu ziehen: Finden sich nicht genug Freiwillige zur Bewältigung

einer nachgefragten Aufgabe, wird diese dem Reich der Notwendigkeit zugeschlagen. Der Staatsapparat würde zusammenschrumpfen auf die Verwaltung der gemeinsamen Kasse und seine dem Gesetz Geltung verschaffenden Funktionen. Natürlich wäre niemand gezwungen, an den freien Tätigkeiten teilzunehmen. Wer die bekannten Freuden der Arbeitslosigkeit bevorzugt, würde seine Pflichtzeit absolvieren und dann Däumchen drehen. Umgekehrt könnte auch jeder sich in die freien Tätigkeiten stürzen bis zum Hals. Wie man sieht, kommt diese Utopie ohne den Neuen Menschen aus. Sie hat Platz für Egoisten und Altruisten, Faule und Fleißige, Dumme und Kluge ...

Spinne ich?

Das Bauen von Luftschlössern wird den Chefideologen der Freien Märkte und der Neuen Technologien nachgesehen, Kritikern nicht. Die jedes Zeitungsklichs nachplappern, kommen sich höchst kritisch vor, wenn sie eine den herrschenden Ideologien entgegengehaltene Antiutopie argumentationslos als Quatsch verwerfen dürfen. Aber auch die, die meine Kapitalismuskritik teilen, verharren dabei, daß die Kritik sich kein Gegenbild machen

dürfe. Sie kapitulieren vor dem „Anders geht's halt nicht!“, dem stärksten Argument zur Verteidigung der kapitalistischen Kriecherei. Und sie drücken sich. Wenn ich anderes will, muß ich die-

ses der Kritik aussetzen. Und außerdem macht das Gedanken-spiel: Knacke meine Utopie! mehr Freude als das Herunterleiern wohl bekannter Klage-lieder. Also los, zeigt mir, daß diese Zeilen hier mein Dritter Großer Politischer Irrtum sind.

Glaubt nicht, mich darauf aufmerksam machen zu müssen,

daß in Gesellschaft und Politik Interesse an Autonomie und Hedonismus nicht vorhanden und auch nicht zu wecken seien. Oder daß, allgemeinemenschlich gesprochen, doch nun einmal ... Denn dann gebe ich Euch recht und sage: ja, der Kapitalismus ist unüberwindlich, weil sein Irrsinn aus unzähligen den jeweiligen Einzelnen sinnvollen Handlungen besteht, die sie an die Vernünftigkeit oder Unabänderlichkeit des Ganzen glauben lassen. Ein geschlossenes Wahnsystem also. Sich darauf zu berufen gegen die Utopie von Vernunft und Genuß, verschafft das wirklich Triumph? Und ist's, wenn allenthalben Leistung angemahnt wird, wirklich unpolitisch, das Gute Leben nicht zu verachten?

Daß die nun einmal vorhandenen Sachzwänge – ultimativ: die Konkurrenz auf dem Weltmarkt – und die Menschen wiesienuneinmalsind Alternativen nach Wolkenkuckucksheim verbannen, das höre ich wohl. Klarer kann man nicht eingestehen, daß Kapitalismus freie Entscheidung nicht zuläßt und Unfreiheit ideologisch in Freiheit oder unabänderliche Notwendigkeit verwandelt. Wenn Rechthaben also heißt, die gegebenen gesellschaftlichen Zwänge einspruchslos abzubilden, dann will ich mich noch dreißig Jahre irren.

GLÜCKSPILZ

Eine Perle gefunden
in der Muschelpizza,
aber vorsichtshalber
die Perle verloren
noch am selben Tag.

„Ich finde es nicht wenig, diese neuen Strukturen ...“

Diskussion über Utopien und Illusionen mit Bürgern,
die sich in den 50er bis 70er Jahren politisch engagierten.



AARBRÜCKER HEFTE: *Stichwort* Republikanischer Club, *Stichwort* PÄDSAK (*Gemeinwesenprojekt auf dem Wackenberg*). Welche Beweggründe gab es vor dreißig Jahren, solche Aktivitäten zu starten? Was für Überlegungen waren das? Was hat da

eine Rolle gespielt, Stadtteilarbeit zu machen, das Ganze als eine politische Aufgabe zu sehen?

KURT ZIMMER: Ich glaube, man muß das zunächst mal, wie alles, aus der Zeit heraus beurteilen. Ich bin ja nun schon ein älterer Jahrgang und habe den Krieg miterlebt. Ich war in Rußland und kam gesund nach Hause. Ich war apolitisch. Durch den Nationalsozialismus hat man ja keine Politik erfahren, sondern ist einfach manipuliert worden. Bis das im Kopf sich umgesetzt hatte, daß das etwas ganz Falsches war, das hat doch einige Zeit gedauert. Nach dem Krieg haben viele zunächst einmal Hunger gehabt, haben versucht, irgendwie aus dem Keller herauszukommen, in dem man gewohnt hat. Und dann natürlich die Entwicklung in der BRD, von der man gehofft hatte, es geht einen vernünftigen Weg, und wo man dann gemerkt hat, daß das doch nicht so ist, wie man sich das eigentlich vorstellte, nämlich in einem friedlichen demokratischen Rahmen. Da ist das aufgekommen, dieser Widerstand dagegen, und dadurch habe ich mich auch hingezogen gefühlt zu dieser APO und habe dort Gleichgesinnte gefunden, und bin dadurch auch erst richtig politisiert worden. Vorher war das nicht, ich bin da erst richtig wach geworden.

Was waren denn die Momente, die eben zu diesem Widerwillen geführt haben, bei dem, was vorgefunden wurde nach dem Krieg?

KURT ZIMMER: Ja, es gab Programme von den Parteien. Es ist aber später erst klar geworden, daß diese Programme eigentlich nicht eingehalten wurden. Zum Beispiel, wenn man das Aalener Programm der CDU nimmt. Da könnte man Passagen rausholen, über die man sagen könnte, daß sie aus Programmen der DDR stammen. Oder die saarländische Verfassung ebenso. Was die Verantwortung

betrifft, die man gegenüber der Gesellschaft hat. Da geht es nicht um absolute Freiheit, sondern um die Verpflichtung des Eigentums gegenüber der Gesellschaft. Das hat ja in diesen Programmen dringesteckt. Da ist nichts mehr von übrig geblieben. Es gab Anlässe wie die Wiederbewaffnung, das ging einem einfach nicht in den Kopf, nach einem verlorenen Krieg.

WOLFGANG STEFFEN: Oder die Notstandsgesetze.

NANETTE KOCH: Es gab damals die große Koalition, es gab also keine Opposition. Das war einer der Hauptgründe, warum sich eine außerparlamentarische Opposition gebildet hat. Es gab den Vietnamkrieg, der bei uns allen die größte Empörung hervorgerufen hat. Es gab die Wiederaufrüstung, es gab die Atombombe, es gab die Notstandsgesetze, die ins Haus standen. Gegen all das hat sich ein Widerstand geregt. Dazu kam noch, daß parallel zu dieser bürgerlichen Opposition die sogenannte Studentenrevolte aufstand. Die Studenten waren ja zuerst unzufrieden mit, wie man sagte: „Unter den Talaren, der Muff von tausend Jahren“ und hatten das Ganze als poppige und witzige Art von Widerstand aufgestellt. Und dann kam der Schuß auf Benno Ohnesorg. Und mit dem Tod von Benno Ohnesorg wurde aus der Widerstandsbewegung der Studenten etwas ganz anderes, nämlich etwas Politisches. Man spricht ja heute, wenn man von den 68ern spricht, hauptsächlich von der Studentenrevolte und das war ja nicht das Einzige gewesen, es gab ja wirklich auch eine Menge von bürgerlichen Erwachsenen, die da mitgemacht haben. Die PÄDSAK ist später um 1972 entstanden, das war kein unmittelbarer Zusammenhang mit den 68ern.

KARINA SCHÖN: Es war eigentlich diese Obdachlosenbewegung, die ist nicht in Saarbrücken erfunden worden, es gab sie in Berlin schon längst. Ein Teil dieser Bewegung hat ja ein revolutionäres Potential bei diesen Unterprivilegierten gesehen, was ich persönlich nie so gesehen habe. Aber ich habe meine Arbeit in der PÄDSAK auch als politische Arbeit verstanden und nicht als karitative.

WOLFGANG STEFFEN: Ich bin etwas später hinzugezogen, weil ich erst '69 nach Saarbrücken kam,

vorher integriert war als Mitglied der Kirche und da auch beruflich aktiv war. Mein persönlicher Bruch verlief parallel zu dem, was sich gesell-

WOLFGANG STEFFEN: ... drei große Richtungen sind entstanden. Die eine ist die *Rote-Armee-Fraktion*, die die Gesellschaft aus den Angeln heben wollte. Die andere ist die, die den Marsch durch die Institutionen wollte, das sind die, die durch die Parteien vertreten wurden. Die dritte waren die Geschichten, in die wir verwickelt waren, die hieß: die Gesellschaft von unten her verändern.

KARINA SCHÖN: Es war eigentlich ein emanzipatorischer Prozeß, in der Gesellschaft und bei einem selber. In der Obdachlosenarbeit war bei uns ganz wichtig, daß wir ihnen nichts umsonst gaben. Auch wenn wir Kleider verschenkt haben, mußten sie wenigstens fünfzig Pfennig zahlen, damit sie nicht immer 'die da unten' waren, die Almosen krie-

gen, sondern selber für sich einstanden. Das hat auch sehr gut funktioniert und einiges bewirkt bei den Leuten. Es gab bei uns praktisch gar keine Obdachlosigkeit mehr. Die Leute wurden alle umgesiedelt in normale Stadtteile und wurden weiter betreut und dadurch entstand die Stadtteilarbeit. Heute heißt das Gemeinwesenarbeit, damals war das noch was ganz anderes. Die erste war die *PÄDSAK* auf dem Wackenbergr. Das haben wir alles allmählich mit den Leuten aufgebaut.

Ich wollte noch etwas zum Anfang sagen. Nach dem Krieg war ein großer Aufbruch hier im Saarland, zumindest haben wir es so empfunden, vor allem im kulturellen Bereich. Wir wollten Demokratie, waren Antifaschisten, haben uns befreit gefühlt und wollten eine Gesellschaft aufbauen, die es wirklich wert war. Da gab es damals die europäischen Föderalisten, und da waren wir aktiv. Wir wollten Mitglied von Europa sein, wir wollten etwas Übernationales, etwas Grenzübergreifendes. Dann kam die (zweite Saar-) Abstimmung und die ganze alte nationalistische Kacke ist wieder hochgekommen. Diese Monate werde ich nie vergessen. Wir dachten, es brechen wieder die alten Zeiten an. Und so ging das dann auch aus, alle haben wieder „Deutsch ist die Saar“ gesungen. Da



Demonstration gegen den Vietnamkrieg 1968

schaftlich tat, ich konnte in diesem Wasser innerlich und äußerlich mitschwimmen, und das war etwas sehr Wohltuendes. Was ich als den Übergang von der Revolte an der Uni zu solchen Aktivitäten wie die der *PÄDSAK* sehe, war der Wunsch, von der Theorie in die Praxis zu kommen. Raus aus dem Theoretisieren, rein in die Gesellschaft. Das war der Hintergrund und da hieß es: Wo rein in die Gesellschaft? Da boten sich lauter Gruppen, die von der Gesellschaft an den Rand gedrängt worden waren, an, von innen her als U-Boot in die Gesellschaft einzudringen. Das Ziel war Integration in die große Gesellschaft und gleichzeitig als Ferment zu wirken. Deswegen ging es ja auch immer um die Auflösung der Obdachlosensiedlungen und um die Reintegration in die Arbeiterklasse.

KURT ZIMMER: Das Ganze war nur möglich, weil sich vorher so ein Widerstand gebildet hatte. Man wußte nicht, wo man ansetzen sollte, und in diesen nächtelangen Diskussionen, die wir untereinander hatten, ist eigentlich jeder erst politisch gereift und hat so ein bißchen den Durchblick bekommen, um was es eigentlich geht. Daraus sind dann diese verschiedenen Richtungen ...

gab es Kundgebungen mit Schlägereien, und wenn man das Lied nicht mitgesungen hat, hat man Schläge angedroht bekommen. Das war furchtbar für uns, weil wir gedacht haben, das darf nicht wahr sein. Und so ging die Wahl auch aus, wir waren mal wieder in der Minderheit und da waren wir erstmal lange ruhig, wir hatten kein Interesse mehr.

Das hat sich dann ein bißchen geändert, so Anfang der 60er Jahre, als wir schon einigermaßen in der Bundesrepublik etabliert waren. Aber wir sahen keine weiteren Handlungsmöglichkeiten, bloß Diskussionen. Und dann kam diese Sache mit der großen Koalition und der Abstimmung über die Notstandsgesetze, das war eigentlich der Aufhänger für uns. Diese Vorstellung von Demokratie, die wir hatten, die ist plötzlich zusammengebrochen. Da sind wir auf die Straße gegangen. Im Unterschied zu den Studenten war das für uns Bürgerliche, die nie so etwas gemacht haben und nie mehr unter Fahnen marschieren wollten, die erste Demonstration mit roten Fahnen. Das war schrecklich. Wir sind mitgegangen, weil wir dachten, egal wie, wir müssen jetzt dagegen angehen, da fangen Entwicklungen an, da weiß man nicht, wo sie hinführen. Dazu kam der Vietnamkrieg. Es war für uns auch eine sehr große Enttäuschung, wenn ein Mann wie Brandt sagte: „Die Amerikaner verteidigen unsere Freiheit in Vietnam.“ Es kam hinzu der erste Artikel in der *KONKRET* über die Zustände in den besetzten Gebieten in Palästina. Wir hatten das bis dahin total unkritisch gesehen. Wir waren überhaupt nicht informiert. Wir waren immer auf der israelischen Seite, weil wir diese ganzen Dinge erlebt haben, die wir ihnen angetan haben. Und dann gab es ein Buch von Nirumand, das hieß *Persien, Modell eines Entwicklungslandes*. Dieses Buch hat uns wirklich die Augen geöffnet. Wir hatten uns ja nie um die Dritte Welt und so etwas gekümmert. Ich habe gedacht: Mein Gott! Wir wissen überhaupt nichts, wir wissen nicht, was da abgeht. Nirumand war damals der erste im *Repub-*

likanischen Club, der wirklich berichtet hat, wie das überhaupt in der Welt aussah, was die Amerikaner für eine Rolle spielen und was das mit Öl zu



tun hat. Das hat uns sehr bewegt, das kann man heute gar nicht mehr verstehen, wenn man zurückblickt. Plötzlich ist alles politisiert worden, das Private und die Öffentlichkeit. Kinder in den Schulen gründeten Schülerbewegungen und es entstanden die ersten Lehrlingsbewegungen. Es gab plötzlich keine Abiturfeiern mehr. Jeder Artikel in der *Saarbrücker Zeitung* wurde analysiert und etwas wurde dageengehalten, es war rund um die Uhr Politik, es war unglaublich. Heute kann man das jungen Leuten nicht mehr vermitteln.

WOLFGANG STEFFEN: Es gab ein unglaubliches Aha-Erlebnis, nämlich daß der Vietnamkrieg einen geöffnet hat für die ganze Welt. Das ist für mich auch eine der großen Leistungen dieser Zeit, die bis heute nicht weg ist: Wir können uns heute fast nicht mehr vorstellen, nicht global zu denken. Seitdem ist, glaube ich, in den Köpfen viel in dieser Richtung passiert, was bis dahin kaum eine Rolle gespielt hatte. Das ist eines der Dinge, wo ich sagen würde, da können wir ein bißchen stolz drauf sein, daran beteiligt gewesen zu sein, diesen Prozeß auch ganz persönlich am eigenen Leib gespürt zu haben. Man sagte, wenn wir Vietnam

Demonstration gegen den Vietnamkrieg 1968

nicht einbeziehen in unser Denken und die Dritte Welt, dann können wir nicht die richtige Richtung finden.

Worin bestand das Aha-Erlebnis gegenüber vorher?

NANETTE KOCH: Ich meine, das Aha-Erlebnis kam nicht so plötzlich. Seit Anfang der 60er Jahre gab es ja die Ostermärsche. Die Leute, die unzufrieden waren, die haben das kleine Bedürfnis gehabt, diese Unzufriedenheit zu zeigen, indem sie an Ostern auf die Straße gingen. Da war Vietnam ja noch nicht, da gab es noch keine Notstandsgesetze, es ging gegen die Bombe und gegen die Wiederaufrüstung. Das hat sich so langsam gesteigert und dann kam auch erst diese Geschichte mit Persien. Und als der Schah dann in Berlin aufkreuzte und man sich erzählte, daß er eine goldene Bade-

DAS MOTTO

„Komm! ins Offene“,
ruft der verschlagene
„Freund!“, kreidig
säuselt der Wolf:
Freund, ins offene
Messer, komm!

wanne zu Hause hat, aber daß die Leute dort Hunger litten, und als dann der Ohnesorg erschossen wurde bei diesem Besuch, da ist das Ganze eskaliert. Um noch einmal auf die Ostermärsche zurückzukommen, das war für mich – also gut, ich habe da etwas getan –, aber es war ein unzufriedenes Gefühl, durch die Straßen zu latschen, sehr lieb und sehr brav. Und die Leute sind aus den Kaufhäusern mit ihren Plastiktüten und haben uns angestarrt und haben mal was kommentiert, das

lag einem nicht so. Das mit den roten Fahnen war nach dem Schuß auf Dutschke, kurz vor Ostern und samstags drauf war der Ostermarsch. Da saßen wir im *Republikanischen Club* und haben rote Fahnen genäht. Dann haben wir uns getroffen an der Johanniskirche. Der Degenhardt hat gesungen und wir sind durch die Bahnhofstraße und haben „Ho, Ho, Ho Chi Minh“ gebrüllt und haben uns hingesetzt und blieben sitzen. Das war endlich mal was Befreiendes. Der Verkehr wurde lahmgelegt, das war etwas ganz Wunderschönes.

KURT ZIMMER: Es gab ein ganz starkes Gefühl der Solidarität. Ich habe mich nicht mehr so allein gefühlt.

NANETTE KOCH: Wir hatten die Nase voll von Theorie, von diesen endlosen Diskussionen, die wir nächtelang führten und wollten wirklich mal praktisch etwas zeigen, wollten das, was wir durchdiskutiert haben, umsetzen und uns auch solidarisieren. Das hatten die Studenten ja auch probiert, indem sie morgens um fünf Uhr sich vor die Fabriken stellten, mit etwas zu hoch gestylten Flugblättern und erwartet haben, die Arbeiter würden ihnen um den Hals fallen. Was sie natürlich nicht taten. Ganz im Gegenteil, die wollten davon überhaupt nichts wissen. Deshalb sind wir auch einen Schritt runter gegangen oder zwei, zu den Obdachlosen, was nicht so einfach war. Das ist ein Kind dieser außerparlamentarischen Opposition. Bei mir lief sehr viel Politisierung über meine Kinder, dieses Schulsystem, das ich verabscheute, und das meine Kinder durch mich auch verabscheuten, und diese Änderungsversuche. Das Lesebuch haben wir seinerzeit abgeschafft, die Konfessionsschule wurde abgeschafft. Das lief alles ganz spielend und leicht. Ich dachte, ach Gott, so einfach ist das, etwas zu verändern.

KARINA SCHÖN: Na, so einfach würde ich das nicht sehen. Wir wurden doch sehr angefeindet. Für mich war das eine Tortur, in der Bahnhofstraße Flugblätter zu verteilen. Weißt du noch, wie sie



eine von der Gewerkschaft organisierte und vom Staat legalisierte friedliche Demonstration. Aber das waren dann keine Bürger. Bürger gingen nicht auf die Straße! Deshalb war das für uns ja auch so schlimm, in der Bahnhofstraße zu stehen. Ich war richtig froh, wenn ich mein letztes Flugblatt verteilt hatte. Ich habe immer gedacht, hoffentlich sieht mich niemand. Das war unheimlich stressig.

KURT ZIMMER: Die Springer-Presse hat ja damals in eine ganz be-

stimte Richtung hineingehauen. Und wir hatten kein Sprachrohr. Unser Sprachrohr war die Straße oder ein paar Flugblätter, das ist ja schon kaum angekommen und wurde dann noch in den Dreck gezogen. Wenn eine Demonstration war, dann war das etwas ganz Übles, man hat noch rüber gezeigt zur DDR. Wir hatten praktisch kaum Möglichkeiten unsere Gedanken öffentlich zu formulieren. Das war das Schwierige damals und, wenn wir nicht immer so euphorisch gewesen wären, hätten wir wahrscheinlich sofort resigniert. Man muß sich mal vorstellen, wir waren ja eigentlich nur ein ganz kleines Häuflein. Was ist denn da an linken

gesagt haben: „Faule Sau, geh heim und schaff was!“ Angespuckt haben sie uns.

WOLFGANG STEFFEN: Plötzlich war hier die Möglichkeit gegeben, auf eine konstruktive Weise global zu denken und zu fühlen und politisch zu handeln. Das war, glaube ich, das Aha-Erlebnis, vorher war das Globale eher als etwas sehr Bedrohliches erlebt worden, das waren die zwei großen Weltkriege, die haben zerstörerisch gewirkt. Und plötzlich war da ein sehr schönes Erlebnis, in großen Dimensionen denken zu dürfen. Das ist so etwas wie ein Aufgehen aus dieser Kleinheit, dieser Enge der Privatheit, des Nationalismus, der Kultur der Nordhälfte, der Industrieländer. Ich denke, das ist etwas, worauf wir heute noch aufbauen können. Das war damals ein richtiger Aufbruch, äußerlich wie innerlich.

KARINA SCHÖN: Es gab damals 65/66 nichts, es war nie eine Demonstration, es war alles ruhig. Dann hat sich das peu-à-peu entwickelt, die Schülerbewegung, die Lehrlingsbewegung und so weiter. Die Leute haben das Gefühl gehabt, man kann auf die Straße gehen. Wir wußten ja gar nicht, daß man auf die Straße gehen kann. Das gab es bei uns nicht, vielleicht mal alle Schaltjahre

Gruppen gewesen in der Bundesrepublik? Das waren nicht so viele. Trotzdem hat es eine gewisse Bewegung gebracht, von der auch heute noch gelebt wird.

**DAS Absurde Theater
gaukelt uns vor,
das Absurde
sei nur ein Theater.**

WOLFGANG STEFFEN: Für mich eine der auffälligsten Geschichten war, ich habe nie so im Jetzt, am Tag gelebt wie damals. Der Tag und wie man diesen Tag miteinander gestalten konnte, das war so ein einmaliges Erlebnis. Wie das in Zukunft mal aussehen wird, das hat mich überhaupt nicht interessiert, sondern wir haben gekuckt, was ist jetzt, nicht auf der Machtebene, was wird einmal draus.

Damals schien die Zukunft offen?

WOLFGANG STEFFEN: Daß sie offen war, das war der Wert, nicht wo sie hingeht.

KARINA SCHÖN: Gut, aber ich kann nicht sagen, daß ich so empfunden habe, Wolfgang; wir waren auch älter, ich hatte schon große Kinder in der Schule. Ich habe ziemlich viel Ängste gehabt vor dem, was wir wollten, weil ich so hundertprozentig an die Dinge nicht geglaubt habe. So euphorisch war ich nicht. Für mich war diese politische Arbeit unheimlich interessant, aber auch unheimlich anstrengend. Man mußte sich in der Öffentlichkeit bewegen, mußte sagen, was man wollte und wir haben es oft selber nicht gewußt. Immer hieß es von den Politikern, wenn sie uns in die Enge führen wollten: „Was wollt ihr denn überhaupt, erzählt doch mal, was euer Ziel ist?“ Da haben wir oft ganz schön auf dem Schlauch gestanden. Wir wußten, was uns unheimlich stinkt, wo die Gefahren liegen und wo das hinführen kann, aber nicht, was wir eigentlich wollten.

Also eine ambivalente Situation, auf der einen Seite steht man enorm unter Druck, wird auch angemacht, auf der anderen Seite hat man befreiende Erlebnisse. Und offensichtlich ist es in dieser Phase eher nach der einen Seite gekippt, daß man das eine hingenommen hat, den Druck, weil das andere, das Befreiende, stärker war?

WOLFGANG STEFFEN: Ich habe das damals gar nicht so mitgekriegt, daß das für dich so anstrengend war, Karina. Ich habe das eher als etwas Lustvolles erlebt, das kann ich gar nicht anders sagen.

KARINA SCHÖN: Du hast aber eine ganz andere Geschichte, Wolfgang. Ich war eine Hausfrau und

NANETTE KOCH, geb. 1929, Besuch der ersten deutschen Journalistenschule, Tätigkeiten bei Zeitung und Rundfunk; verh., zwei Kinder; politisch tätig im *Republikanischen Club (APO)*, *PÄDSAK*, Koordination Saarländer gegen Atomraketen und in den BI's *Großer Exerzierplatz*, *Saarkanal*, *Franzenbrunnen*

KARINA SCHÖN, geb. 1927, drei Kinder, seit 17 Jahren verwitwet; in einer antifaschistischen Familie aufgewachsen und bis heute an Politik interessiert; viele Jahre Mitarbeit in der *PÄDSAK* und in mehreren anderen sozialpolitischen Initiativen

WOLFGANG STEFFEN, geb. 1941, verh., zwei erwachsene Kinder; nach Theologiestudium fünf Jahre im kirchlichen Dienst, Soziologiestudium; heute freiberuflich als Supervisor und Psychotherapeut tätig; politisch aktiv in BI's und *BUND*, zehn Jahre in der SPD; wohnt seit 20 Jahren im Wohnprojekt *ehemalige Kettenfabrik*

KURT ZIMMER, geb. 1924, verh., drei Kinder, vor dem 2. Weltkrieg Lehre als techn. Zeichner, 1942-45 Kriegsteilnehmer, danach Architekturstudium, Tätigkeit als Architekt/Dipl.Ing., mehrjähriges Mitglied im Personalrat der Universität, seit 1988 im Ruhestand

mußte mich plötzlich auf die Bahnhofstraße stellen und mußte unter roten Fahnen marschieren und Rede und Antwort stehen. Und alle sind da vorbeigegangen und viele haben mich gekannt. Kein Mensch war damals solidarisch mit uns wie in Frankreich. Als es da losging, haben die Leute die Studenten in die Häuser geholt, wenn die geknüpelt wurden, und bei uns haben sie gesagt: „Schlag druff!“ Das war der Unterschied, wir hatten keine Solidarität außerhalb, nur in der kleinen Gruppe. Also so ein glückliches Gefühl war das für mich nicht, weil ich gedacht habe, im Leben erreichen wir paar Leute nichts.

NANETTE KOCH: Ja, aber die Solidarität der Gruppe, die hat mir sehr viel Schutz gegeben.

WOLFGANG STEFFEN: Ich habe die ganze Welt hinter mir gesehen. Ich dachte, diese erdrückende Mehrheit dieser bundesrepublikanischen Gesellschaft belastet mich nicht mehr, auf Weltmaßstab ist das eine Minderheit. Ich gehöre zur Mehrheit, das war das Gefühl.

KURT ZIMMER: Du hast von lustvoll gesprochen, Wolfgang, ich habe es eher als Beängstigung für

meine Person empfunden. Man hat ja den Kopf zum Fenster rausgehalten und man hat überall Anfeindungen mitgekriegt. Das war nicht so einfach. Wir hatten ja Familie, einen Beruf und da war schon ein gewisser Druck aus der Gesellschaft, der auf uns kam. Das war nicht so ohne, man mußte schon sehr selbstbewußt sein, um das zu verkraften und durchzustehen. Das war also nicht dieses Lustvolle, sondern man hat eigentlich um Dinge gekämpft, mit vielen Ängsten.

NANETTE KOCH: Ich darf vielleicht ein kleines Beispiel sagen. Ich habe, 1972 war das, die Bürgerinitiative *Großer Exerzierplatz* gemacht. Das war etwas ganz Neues, daß eine Frau das macht, und Bürgerinitiativen waren damals auch noch nicht 'in'. Nach der Bürgerversammlung, zu der ich eingeladen hatte, kam die Kripo ins Haus, die hatte einen Hinweis bekommen, daß mein Mann und ich zur *Baader-Meinhof-Gruppe* gehören würden, und die Kripo mußte der Sache nachgehen. Als die Polizisten ins Haus kamen, es war um die Mittagszeit, da kam mein damals kleiner Sohn gerade die Treppe herunter, und fing an zu heulen, der hat die Tragweite durchaus begriffen, obwohl der doch erst zehn war. Ich wurde stocksauer und habe Gegenanzeige gestellt und habe das Ganze veröffentlicht. Ich habe es bei der nächsten Bürgerversammlung erzählt und ich hatte die Leute auf meiner Seite. Die Polizei hat mir das sehr übel genommen, die kamen dann zu mir und haben gesagt: „Das durften Sie doch nicht veröffentlichen.“

Ich denke trotzdem, die Situation damals, so wie das auch beschrieben wurde, war ja zunächst mal eine äußerst repressive Gesellschaft, die man auch mit demokratischer Fassade und demokratischen Institutionen durchaus als Fortsetzung ...

WOLFGANG STEFFEN: ... im Bewußtsein repressiv, noch nicht einmal so sehr außen. Das Denken war so eng.

Na ja, es gab ja Ende der fünfziger Jahre schon wieder Tote bei Demonstrationen. Es gab das KPD-Verbot und damit einhergehend doch eine ganz starke Überwachung von Teilen der Bevölkerung. Und es gab bei diesen Demonstrationen

damals den Verfassungsschutz. Ich denke, das war schon beängstigend.

WOLFGANG STEFFEN: Für uns Studenten nicht, ich habe keine Angst gespürt. Ich erinnere mich an einen Verfassungsschutzbeamten, der Bilder gemacht hat. Zu dem habe ich gesagt, ob er uns nicht mal ein paar Bilder geben könnte. Der hat uns Fotos geschickt. Ich habe heute noch welche davon. Das war für uns wirklich eine Gaudi.

Was war überhaupt der Republikanische Club, wann wurde er gegründet, was hat er gemacht?

NANETTE KOCH: Die erste Sitzung war am 21.6.1967 und die Gründung war Ende '67. In der Satzung stand, daß der *Republikanische Club* dazu dienen sollte, den Bürgern mehr Information zu vermitteln, weil die Information durch die Medien ganz schlecht war. Das war also eines der Hauptanliegen. Das zweite war, Aktionen zu machen. Zu diesen Informationen gehörte auch, daß man Leute eingeladen hat, den Pavel Kohut aus Prag und Leute, die durch Vietnam gereist waren oder sich mit den Notstandsgesetzen auskannten. Die erste

EIN GLEICHES

Gern log ich
für den guten Zweck.
Aber der Zweck,
das Schwein,
hat mich verraten.

große Zusammenkunft, die war dann in der Arbeitskammer, und da wurden dann Arbeitskreise gebildet.

Wozu? Zu welchem Thema?

NANETTE KOCH: Zum Beispiel zur Information eine Mediengruppe.

KARINA SCHÖN: Zur *Saarbrücker Zeitung* oder eine Gruppe *Saarländischer Rundfunk*. Da gab es verschiedene Arbeitsgruppen.

NANETTE KOCH: Die haben sehr viel Information erarbeitet und dann weitergegeben. Zum Teil auf Flugblättern, die wir auf der Straße verteilt haben, zum Teil durch Veranstaltungen. Und dann haben wir uns die Clubräume besorgt, in der Karcherstraße, wo jetzt das Lokal *Carotte* ist.

KARINA SCHÖN: Es war der Pavel Kohut da, der tschechische Schriftsteller. Wir waren unheimlich glücklich, es war damals der Prager Frühling, und wir dachten wunders, was für Informationen er uns bringt. Er jedoch war richtig erschrocken über unsere Euphorie und konnte unsere Begeisterung überhaupt nicht teilen. An diesen Abend werde ich mich noch lange erinnern.

Welche Resonanz hatte diese Arbeit des Republikanischen Clubs?

NANETTE KOCH: Ich entsinne mich, daß die Arbeitskammer seinerzeit rappellvoll war. Es gab sehr viele Leute, die unzufrieden waren, aber das waren alles Leute, die bereits ein politisches Bewußtsein hatten. Ich glaube nicht, daß wir Leute, die das nicht hatten, heranziehen und überzeugen konnten.

WOLFGANG STEFFEN: Eine der größten Veranstaltungen war wohl diese *Rote-Punkt-Aktion*, 1969. Da war in Saarbrücken fast alles auf den Beinen.

Und da war der Republikanische Club beteiligt?

KURT ZIMMER: Natürlich, wir waren da sehr beteiligt, Mitkatalysator. Die Straßen waren voll von Menschen, wir sind zum Landtag gezogen mit einer riesigen Menschenmenge. So was hatten wir vorher nie gesehen.

KARINA SCHÖN: Doch, einmal gegen die Notstandsgesetze, als Maihofer auf der Bühne vorm Staatstheater gesprochen hat. Die FDP war in der Opposition und war gegen die Notstandsgesetze.

WOLFGANG STEFFEN: Das war aber auch etwas, was die Leute ein bißchen begreifen konnten, das

ging sie persönlich an. Dieses Fahren mit den Autos, diese *Rote-Punkt-Aktion*, das hat jeden persönlich betroffen, während, was in Vietnam war, das war weit weg, dafür hat sich keiner politisch so engagiert oder interessiert.

Aber die Formen hat man doch übernommen. Damals, nach 68, gab es ja fast in der ganzen Welt Demonstrationen gegen Vietnam – in Paris, zuerst in Amerika. Und da wurden auch andere Formen entwickelt, wie man auf die Straße geht. Das hat man dann hier auch bei den Aktionen später erlebt, bei den Rote-Punkt-Aktionen, man hat sich vor die Busse gesetzt.

NANETTE KOCH: Darf ich vielleicht noch eine Auskunft geben zum *Republikanischen Club*? Ich darf das kurz vorlesen: „Seit der Gründung unseres Clubs im November vorigen Jahres, 1967, ist bereits ein Vierteljahr vergangen. In der Zwischenzeit sind zahlreiche Mitglieder zu uns gekommen, der Kreis der Interessenten wird immer größer. Betrachten wir kritisch die bis jetzt geleistete Arbeit, so müssen wir feststellen, daß wir bisher nur öffentliche Veranstaltungen durchgeführt haben und Aktionen, die mehr oder weniger auf die Initiative von einzelnen Mitgliedern zurückgingen. Für einen *Republikanischen Club*, der sich als Bestandteil der außerparlamentarischen Opposition versteht, kann das nicht genügen. ... Die Arbeitskreise sollen dazu dienen, die bestehenden Kenntnisse zu erweitern und einen unserer Intention angemessenen Standort zu ermitteln, aus dem zukünftiges Handeln resultieren soll. Entsprechend den aktuellen Problemen unserer kapitalistischen Gesellschaftsordnung und der durch diese bestimmten Politik halten wir folgende Arbeitskreise für erforderlich:

a) Vietnam und die Probleme der kolonialen Revolution, b) Notstandsgesetzgebung, c) Springer und die Meinungsmanipulation, d) Kultur- und Schulpolitik im Saarland.“

So wie ich das bisher verstanden habe, war es zumindestens zu diesem Zeitpunkt so, daß der Republikanische Club sehr praxisorientiert war.

KARINA SCHÖN: Der Aktionismus, der hat dann doch ziemliche Höhepunkte gehabt. Es ging so



weit, daß einige damals rausgegangen sind, weil jeden Tag irgendeine Aktion war und nicht mehr viel darüber diskutiert wurde.

WOLFGANG STEFFEN: Ja, das war der Gegenpol zu den endlosen Theoriediskussionen.

KURT ZIMMER: Dazu kam noch, der *Republikanische Club* war ja auch Katalysator. Wenn ich nur daran denke, Nanette, diese Zeitung, die man gegen die *Saarbrücker Zeitung* aufbauen wollte. Das hätte wahrscheinlich nie passieren können, wenn man nicht diese Erfahrungen früher gesammelt und sich solidarisiert hätte. Die Leute haben sich noch einmal zusammengefunden und haben das alles unterstützt.



NANETTE KOCH: Alles, was später gemacht wurde, Friedensbewegung, Ökologiebewegung und so weiter hat da seinen Ursprung.

WOLFGANG STEFFEN: Das war so ein Stück Grundschule der sozialen Bewegung. Da wurden die ersten Lernerfahrungen gemacht, da wurde erst mal das Alphabet buchstabiert, wie macht man Politik und was heißt Politik und wie sieht das aus, wenn ich als Individuum in die Politik gehe. Einmal das Extrem der Theoriediskussion und dann das Extrem der Aktionen, die nachher gekommen sind.



NANETTE KOCH: Ich war im Arbeitskreis Medien und habe dort mein erstes Flugblatt gemacht, das war sehr anstrengend. Das war wirklich Grundschule.

WOLFGANG STEFFEN: Wenn ich an manche Flugblätter denke, was man sich da verbrochen hat, das hat den Leser überhaupt nicht interessiert. Hauptsache alles, was wir glaubten sagen zu müssen, war drin.

War das nur eine individuelle Grundschule in Demokratie oder war es auch eine gesellschaftliche?

WOLFGANG STEFFEN: Ich denke, was wir heute an Bürgerbewußtsein haben, was andere in Revolutionen gelernt haben – wir hatten ja keine Revolution, wir hatten eine kleine Ersatzrevolution –, das ist damals gewachsen.

Das auch noch bis heute gilt?

WOLFGANG STEFFEN: Ja, ich denke, das ist noch heute da.

KURT ZIMMER: Bürgerinitiativen würden heute in der Form nicht existieren, wenn nicht diese Grundlage rübergekommen wäre. Es haben sich aber auch negative Dinge entwickelt, diese absolute Freiheit, dieses freie Leben, dieses in Kommunen leben, diese freie Liebe und was alles damit zusammenhing: Wo man natürlich verstehen muß in dieser verkrusteten Gesellschaft, daß man sich freimachen wollte von diesen Dingen. Nur ist das in unsere heutige Gesellschaft so hineingeflossen, daß man den Begriff der Freiheit heute total mißversteht. Jeder glaubt heute, er könne total frei leben. Er fühlt sich nicht mehr verantwortlich für die Gesellschaft.

WOLFGANG STEFFEN: Diese Freiheit, das war schon das Thema, aber wir haben es immer bezogen auf das Ich. Es gab keine weitere Integrations-einheit, wo man hätte sagen können, wem dient diese Freiheit, wir haben sie dem Ich dienen lassen, dem Ego allein. Wir haben keine transzendente Ebene gefunden, wo wir das hätten integrieren können, in ein größeres Ganzes hinein. Uns hat etwas gefehlt. Wir haben uns, so wie wir waren, schon am Ende der Entwicklung gesehen und nicht als eine Stufe. Wenn man eine Dissoziation macht, wenn man Dinge entwickelt, heißt es, wo passiert die Integration. Integration passiert auf einer nächsthöheren Ebene, die haben wir nicht gefunden.

KARINA SCHÖN: Man war sehr schnell verunsichert. Ich bin heute froh, daß gewisse Dinge wieder in der Pädagogik unheimlich groß geschrieben

werden, dieses Orientierung geben, die verantwortungsbewußte Erziehung, die Konfrontationspädagogik, wie sie sie heute wieder auf den Schulhöfen machen und so weiter. Diese ganzen neuen Sachen damals, die wurden ja so instrumentalisiert von der Gesellschaft, zum Beispiel wenn dann an allen Tankstellen stand „Wir machen die Revolution“. Wir konnten machen was wir wollten, es wurde gleich zu irgendeiner Werbung benutzt, es wurde verharmlost, es wurde einfach kaputt gemacht.

KURT ZIMMER: Das ganze wurde entpolitisiert, das wurde umgebogen und in die Werbung rein.

WOLFGANG STEFFEN: Das ist ein Zeichen für die Flexibilität des Kapitalismus, man muß es ihm lassen.

Ich habe Zweifel daran, daß tatsächlich diese Freiheit, die damals erobert wurde, Voraussetzung dafür ist, was wir heute haben, denn wenn man die Schilderungen gehört hat, was gemacht wurde, das war einerseits persönliche Freiheit, aus den verkrusteten Strukturen auszubrechen, andererseits aber ein ganz großes soziales Engagement. Das gehörte eng zusammen. Das kann man doch von der heutigen Zeit wohl so nicht mehr sagen, heute gilt nur noch Individualismus als Freiheit.

WOLFGANG STEFFEN: Moment, unser Aufstand hat bei uns zu einer ganz schön massiven Rebellion des Ichs geführt. Ich habe es am eigenen Körper erlebt, und wir haben auch die ganzen gruppendynamischen und therapeutischen Bewegungen nachher gesehen, wo die Leute versucht haben, ihre ideologischen Aufbrüche wieder mit ihrer psychischen Struktur in Verbindung zu bringen. Das hat ja dramatische Geschichten gegeben. Ich erinnere mich da in Punkto freier Liebe irgendwann mal, als an einem Abend ein Freund mit meiner Freundin in seinem Zimmer schlief, mit der Axt vor der Tür gestanden zu haben und sie beide erschlagen zu wollen. Unser kleines Ich, mit dem wir allein waren, war unserem tollen ideologischen Wir überhaupt nicht gewachsen. Die ganzen 80er Jahre waren für mich ein Versuch, dies wieder unter einen Hut zu kriegen. Dieses kleine Ich mit seinen Wünschen und mit seinen

Bedürfnissen und dieses ideologische Wir, mit dem wir uns in den 70er Jahren vollgepfüttert haben bis zum geht nicht mehr. Und wie weit es uns gelungen ist, das kann man oft sehen, wenn im Rückblick Enttäuschung im Vordergrund steht, da denke ich, da ist die Integration nicht gelungen.

KARINA SCHÖN: Wen meinst du damit?

WOLFGANG STEFFEN: Ich kriege oft mit, daß Menschen, die damals politisch waren, heute in Positionen sind, daß sie über diese Zeit entweder nicht mehr reden wollen und sagen „Jugendsünden“ oder sie verdammen oder sich lustig machen oder umgekehrt in tiefer Resignation dasitzen und sagen: „Wir haben versagt, wir haben nicht erreicht, was wir wollten.“ Die Menschen, die auch gesellschaftlich nicht mehr zu sehen sind, quasi verschwunden sind von der Bildfläche.

Das kann aber sehr unterschiedliche Gründe haben. Ich würde gerne die zwei Ebenen auseinanderhalten, obwohl sie natürlich verbunden sind, auf der einen Seite diese gesellschaftliche Ebene, daß man enttäuscht ist über Entwicklungen. Und dann diese persönliche Ebene, daß man bei manchen Dingen sagt, da sind wir aber über das Ziel hinausgeschossen.

WOLFGANG STEFFEN: Für mich sind wir nicht über das Ziel hinausgeschossen, für mich war das eine notwendige Gegenbewegung zu der Welle, die da war. Die war noch nicht groß genug, die hätte noch größer sein dürfen. Das war ein notwendiger Gegenpol zu diesem Pol, der vorher da stand.

KURT ZIMMER: Wir wären darüber hinausgeschossen, wenn wir das militant aufgezogen hätten.

WOLFGANG STEFFEN: Ja, wenn wir alle hinter der RAF her marschiert wären.

NANETTE KOCH: Also ich würde es nicht als kleines Ich abwerten, wenn ich vor einer Tür stehe, von der ich weiß, daß dahinter mein bester Freund mit meiner Freundin pennt. Das ist für mich kein kleines Ich, das ist eine ganz normale Emotion, die ist also menschlich und hat mit keiner Gesellschaft und keiner Entwicklung etwas zu tun. So groß

wirst du durch keine Ideologie werden, daß dir das nichts ausmacht.

WOLFGANG STEFFEN: Wieso habe ich einen Anspruch auf diese Frau, wenn die sich anders entscheidet, gegen mich, das ist doch nicht meine Geschichte.

NANETTE KOCH: Also ich hatte damals mit dieser Freizügigkeit, mit all dem, was Sex anbelangt und vor allen Dingen, was die Erziehung anbelangt hat, große Schwierigkeiten. Die antiautoritäre Erziehung, die hat mich fast verrückt gemacht: setzt sich das Kind jetzt auf den Topf oder setzt es sich nicht auf den Topf, kriegt es einen Klaps, kriegt es keinen Klaps, darf es Fernsehen gucken, darf es kein Fernsehen gucken, das waren Tagessachen, die mich stundenlang beschäftigten. Mit denen ich mich also auseinandersetzen mußte, lieber hätte ich ihm einen Klaps gegeben und die Sache wäre erledigt gewesen. Daß die überhaupt etwas geworden sind, das ist für mich ein Rätsel.

Ich denke, es gibt die zwei Ebenen, einerseits die individuelle und andererseits die gesellschaftliche Entwicklung und was wir heute haben, ist vielmehr ein Ergebnis gesellschaftlicher und ökonomischer Entwicklung, als die Fortentwicklung dessen, was 68 gelaufen ist. Für mich stellt sich schon allein die Frage, wieso hat Kohl 1982 die Wahlen gewonnen? Da war ja ein Bruch wiederum im gesellschaftlichen Bewußtsein, trotz der Nachwirkungen von '68.

KARINA SCHÖN: Die SPD war doch für die Leute keine große Alternative, da haben sie halt lieber die CDU geholt. Die SPD hat die Berufsverbote eingeführt und der Herold hat diese ganzen Apparate des BKA aufgebaut. Als jemand, der Berufsverbot hatte, Brandt mal ansprechen wollte, hat er wörtlich gesagt: „Laß mich mit diesen Kinkerlitzchen in Ruhe!“ Und erst als Gewerkschaftler Berufsverbot gekriegt haben und auch Jusos, Leute in Ländern, wo die CDU die Mehrheit hatte, erst da haben sie allmählich gemerkt, daß das nichts bringt.

KURT ZIMMER: Jetzt sind wir bei Kohl, bei dieser Wahl. Ich sehe das ganz anders. Ich glaube nicht,



daß die Bevölkerung, die ja entscheidet, wer eine Wahl gewinnt, daß die zu jeglichem Zeitpunkt den politischen Kick hat, zu wissen, was muß ich machen, sondern das war für mich, auch heute noch, eine Frage wie eine Partei sich darstellt, mit irgendwelchen Parolen, und wie die Medien dahinter stehen. Das ist nicht eine Entscheidung, die im Kopf beim Bürger rational abläuft, sondern es ist einfach eine Manipulation und dadurch gibt es solche Umwälzungen. Jetzt kommen wir in ein ganz anderes Thema hinein. Der Fehler, den wir '68 und den diese Bewegung, die APO, gemacht haben, war zu glauben, wir könnten etwas bewegen. Aber wir haben nie daran gedacht, die Bevölkerung zu überzeugen, daß man eigentlich etwas will für diese Bevölkerung.

WOLFGANG STEFFEN: Wahlen, Bewußtseinsentwicklungen sind viel längerfristiger. Ich denke, diese ganze Zeit, in der wir auch noch drinstecken, ist geprägt von der Aufklärung, vom Rationalismus. Das Ich im Zentrum des Geschehens, das prägt unsere Zeit. Die 68er bis 70er Jahre waren erstmal ein Versuch, dieser Entwicklung einen Tritt in den Arsch zu verpassen. Mehr war das nicht, was wir geschafft haben, dieser Zeit etwas entgegenzuhalten, das sagt: Eure Entwicklung ist so einseitig geworden, damit ist keine Zukunft mehr zu machen.

KARINA SCHÖN: Aber das hat ökonomische Gründe. Die stehen immer im Vordergrund, jetzt durch

die hohe Arbeitslosigkeit, die wir noch nie hatten. Das ist bestimmend für alles, was uns bewegt.

Zum Thema Ökonomie: Die hat in den 60er Jahren auch dahinter gewirkt.

KARINA SCHÖN: Aber sie war nicht so problematisch für die Menschen.

Es gab das sogenannte Wirtschaftswunder, eine ungeheure Prosperitätsphase mit riesigen Wachstumsraten, es gab Vollbeschäftigung. Und es gab auf der anderen Seite eine institutionell total verkrustete Gesellschaft, die eigentlich für die Bedingungen dieser

Ökonomie, die ja wachsen wollte, ein Hemmnis geworden war. Heute dagegen ist die Situation eine andere, wir haben seit Mitte der 70er Jahre schon ein großes gesellschaftliches Problem, die wachsende Massenarbeitslosigkeit. Das wirkt natürlich auch auf das Bewußtsein. Das Wesentliche, was damals gelaufen ist, war die Kulturrevolte – die bis heute wirkt.

KARINA SCHÖN: Klar, insofern haben wir sogar mitgeholfen, daß der Kapitalismus sich modernisiert, durch diesen Anspruch auf Selbstverwirklichung, Beweglichkeit und so weiter. Wir haben die Verkrustungen aufgebrochen. Man kann es auch negativ sehen: Dem, was wir bekämpfen wollten, haben wir einen Schub verpaßt.

NANETTE KOCH: Also meint ihr, wir haben den Kapitalismus menschlicher gemacht?

KARINA SCHÖN: Nein, wir haben die Menschen dazu gebracht, daß sie sich an die Weiterentwicklung der Ökonomie anpassen können.

Ich finde, es ist heute brutaler denn je. Die Flexibilisierung der Ökonomie hat nichts mit einer größeren Demokratie in den gesellschaftlichen Verhältnissen zu tun. Das sehe ich nicht.

WOLFGANG STEFFEN: Ich denke, der Unterschied zwischen der Ökonomie damals und heute ist, daß damals zumindest die Politiker noch den Anspruch

hatten, die Ökonomie national zu kontrollieren. Das ist rum. Die Ökonomie ist global geworden, die Politiker haben es aufgegeben, sie kontrollieren zu wollen, und haben ein neues Konzept, das heißt: Wie können wir sie uns genehm machen? Und damit hat die Politik das aus der Hand gegeben, was ein Politiker nie aus der Hand geben darf. Sie hat die Macht aus der Hand gegeben. Aber auf nationaler Ebene ist es eben nicht mehr kontrollierbar. Keiner hat den Mut, um von seinem nationalen Machtwillen so viel auf globaler Ebene abzugeben, daß wieder Kontrolle in diese Geschichte reinkommt. Momentan kontrolliert kein Mensch mehr unsere Wirtschaft im Sinne einer Gesamtgesellschaft. Was passiert mit den Menschen, die in diesem Ökonomisierungsprozeß rausfliegen, weil wir sie nicht mehr brauchen? Es ist keine Kontrolle und keine Gegenbewegung mehr da.

Das ist ein Punkt, wo ich gerne weitermachen würde. Es gab mal den Traum von einer besseren Welt. Ist der immer noch da?

WOLFGANG STEFFEN: Ist das jetzt eine persönliche Frage oder ist das eine politische Einschätzung?

Ich denke, das hängt mit beidem zusammen. Der Veränderungsbaillus, der damals entstanden ist, der sich im Grunde genommen auch noch durch die 80er Jahre durchgezogen hat – es gab ja eine regelrechte Bewegungsgeschichte: Friedensbewe-

gung, AKW-Bewegung, Ökologie-Bewegung. Die Grünen sind letztendlich auch daraus entstanden. Vielleicht können wir da mal einhaken.

WOLFGANG STEFFEN: Die Frage war: Gibt es heute noch diesen Glauben an eine bessere Welt?



Der Traum ist aber etwas anderes als der Glaube.

NANETTE KOCH: Ja, alles, was du eben aufgezählt hast, hat ja seine Basis in den 68ern. Und diese Wurzel, oder das, was daraus gewachsen ist, besteht ja heute noch.

WOLFGANG STEFFEN: Der Traum ist ungebrochen da. Mein Glaube ist etwas gebrochen, denn ich kann mir vorstellen, daß wir diese Welt zerstören. Das konnte ich mir damals noch nicht vorstellen.

Der Glaube war so stark, wir sprengen das alles auf.

Die Zukunft ist nicht mehr so klar, ist eher trüb, hat dunkle Flecken?

WOLFGANG STEFFEN: Ich kann mir vorstellen, daß wir in der Lage sind, uns zu Tode zu wirtschaften. Das ist nicht mein Traum. Aber es ist nicht mehr die Gewißheit da, die damals da war.

Wieso wirkt beispielsweise heute dieses Sachzwangargument? Die Hoffnung auf eine andere Gesellschaft ist nicht mehr so stark wie vor dreißig Jahren, als man geglaubt hat, man könnte wirklich was



bewegen. Heute meint man, daß es gar nicht anders sein kann.

KARINA SCHÖN: Es hat aber noch niemand erklärt, warum diese Sachzwänge sein müssen. Der menschliche Bereich ist total weggedrückt. Das und das muß so sein, wir müssen modern denken, wir müssen uns bewegen, aber kein Mensch kann mir sagen warum. Wenn es uns allen dabei schlechter geht?!

Aber es ist sehr wirkungsvoll!

KARINA SCHÖN: Die Gewinne an der Börse steigen und die Arbeitslosigkeit auch. Was ist denn daran gut? Ich kann mir doch nicht einreden lassen, die Entwicklung ist gut, wenn ich jeden Tag sehe, wie es den Menschen schlechter geht.

Kurt Zimmer: Die Menschen sind doch eigentlich nur zu mobilisieren, wenn sie selbst in Not geraten. Eine andere, eine neue Bewegung herauszufordern, geht nur dann. Ich kann es mir jetzt vorstellen mit den Arbeitslosen. Eines Tages passiert was. Nur weil es Betroffene gibt. Wenn es den Leuten gut geht, dann ist die Welt in Ordnung.

Aber vor dreißig Jahren, da ist es weniger wegen der materiellen Not entstanden.

WOLFGANG STEFFEN: Wegen der geistigen Not.

Das war eine andere Not, wenn auch nur für einen kleinen Teil der Bevölkerung. Aber das hat sich entwickelt, hat auf viele ausgestrahlt.

KURT ZIMMER: Das meine ich ja. Jetzt sind es ökonomische Zwänge. Damals waren es sicherlich andere Zwänge gewesen. Alles hat nur versucht, sich nach oben zu bewegen. Da gab es eben einen Teil von Leuten, die gesagt haben: Das kann es doch nicht sein, nur in dieser Richtung zu marschieren, es muß noch etwas anderes passieren.

Ich wollte eigentlich zurückblicken und fragen: was ist geblieben und was ist heute anders?

KARINA SCHÖN: Ich würde sagen, daß Strukturen gelegt wurden und daß die heute noch da sind in der Gesellschaft. Selbst wenn zur Zeit eine Flaute ist. Im Grunde wissen die Leute nicht – ich kann mich da einschließen –, wo sie sich politisch engagieren sollen. Obwohl die Probleme unglaublich sind, mit den 60ern überhaupt nicht zu vergleichen. Wir haben damals ja mehr maoistisch gedacht, wollten die permanente Revolution und keinen Stillstand. Theoretisch hat sich das gut angehört.

Das hat heute der Kapitalismus übernommen. Was man heute immer hört von Flexibilität und vom Lernen bis ans Lebensende, das ist nichts anderes.

NANETTE KOCH: Sicher, der Kapitalismus war immer schon sehr flexibel und international.

WOLFGANG STEFFEN: Das war seine Stärke, daß er eben international war. Die Speerspitze seiner Entwicklung war sein internationales Denken. Im globalen Denken, da hinken halt andere viel zu sehr hinterher.

Haben die 60er Jahre zurückblickend zu mehr Demokratie geführt?

KARINA SCHÖN: Man kann das so einfach nicht beantworten. Es hat was stattgefunden, von den 68ern angefangen. Die Menschen sind doch nicht mehr so autoritätsgläubig.

WOLFGANG STEFFEN: Ich denke, unsere kleine Zukunft hat ganz viel mit der großen Zukunft zu tun. Für mich heißt das, und auch für meine Kinder und Enkel, daß wir unseren Anspruch, Leben materiell zu gestalten, ganz massiv verändern müssen. Wir werden diese Anspruchsebene, die wir in den 60er, 70er und 80er Jahren uns ange-

**WENN das schöne Ei nicht zerbricht,
kann der Vogel nicht ausschlüpfen.**

wohnt haben, nicht halten dürfen, wenn wir uns nicht abschließen wollen vom Rest der Welt.

NANETTE KOCH: Also ich weiß nicht, wie so etwas geschehen soll, aber es ginge nur über eine Umverteilung. Wie die geschieht, das weiß ich nicht. Und diese Umverteilung setzt voraus, daß der Mensch gut ist, Wolfgang. Und da habe ich meine Zweifel. Ich habe '68 noch geglaubt, daß der Mensch gut ist. Das glaube ich heute nicht mehr. Daß er zumindestens böse bis zur Gleichgültigkeit ist, das ist schon sehr hoch gerechnet. Diesen Grad des Bösen kann man zwar noch irgendwie reduzieren oder verbessern, man kann ihn noch ins Gegenteil, ins Positive verändern. So hoffnungslos bin ich noch nicht. Aber das hat eigentlich meine Hoffnung ausgemacht seinerzeit: Der Mensch ist flexibel, ist gut, er ist fähig, zu verändern.

KARINA SCHÖN: Das stimmt ja auch. Wer verändert denn? Es sind immer Menschen. Und es geht auch gar nicht darum, Nanette, daß der Mensch gut ist. Menschen müssen seit Jahrtausenden zusammenleben, organisieren ihre Existenz, damit sie überhaupt zusammenleben können. Der Mensch ist weder gut noch böse. Der Mensch kann unheimliche Dinge. Wenn man mal bedenkt, wie Menschen die Welt verändert haben, was sie für Ideen hatten, wie sie die Natur verändert haben, was sie an Kultur geschaffen haben?!

KURT ZIMMER: Ich möchte mal noch eine Frage in den Raum stellen, zurückgehend auf die 68er-Bewegung. Es sind Strukturen rübergekommen, da waren wir uns einig. Aber unser Anspruchsdenken seinerzeit ist doch mehr gewesen, als das, was wir heute haben. Wir hatten doch den Gedanken, eine Gesellschaft verändern zu können. Das haben wir nicht geschafft. Was haben wir daraus gelernt –

ich stelle mal diese Frage in den Raum – wie kann man denn heute etwas angehen, um wieder eine Gesellschaft zu verändern?

WOLFGANG STEFFEN: Mal langsam. Ich will ja was ganz anderes gelernt haben als das. Wir waren ganz schön überheblich. Für mich heißt heute Veränderung auch, nicht mehr in dem kleinen Rahmen meines Lebens zu denken, sondern für ganz andere Zeiträume. Entwicklungen sind immer in riesigen Zeiträumen gegangen. Ich denke, wir haben eine Menge in Gang gesetzt. Vielleicht sollte

man da mal zufrieden sein. Da ist ein Stück Stolz und Zufriedenheit da.

KARINA SCHÖN: Auch persönlich, für mich selber!

KURT ZIMMER: Es ist auf der anderen Seite aber auch viel in einem selber zerbrochen. Ich hatte geglaubt, daß ich eine Gesellschaft verändern könnte, eine Gesellschaft in eine demokratische Richtung

hineinbringen, wo nicht das Geld, sondern der Mensch der Mittelpunkt ist. Das ist uns überhaupt nicht gelungen hinüberzubringen. Wir brauchen uns doch heute nur umzugucken.

NANETTE KOCH: Ich finde es nicht wenig, diese neuen Strukturen. Wenn sie bestehen bleiben und weiterwachsen und sich daraus wieder etwas ergibt. Es gibt sie ja noch. Vielleicht kriegen wir jetzt noch mal eine große Koalition, dann gibt es noch mal eine APO.

KARINA SCHÖN: Kurt, wir haben wirklich Ansätze gelegt, und die sind bis heute da. Wenn man bedenkt, was sich alles im gesellschaftlichen Bereich verändert hat, wenn man an die Schulen denkt; ich habe zwei Generationen von Kindern großgezogen – die Jüngste ist zehn Jahre jünger.

MORULA

Gibt es Himbeeren
auch im Himmel?

Der Himmel
ist eine Beere.

Früher waren wir
selbst der Himmel.

Da habe ich die Unterschiede gesehen. Wie heute ein Kind mit dem Lehrer spricht. Wir sind noch weggerannt, wenn wir den Lehrer gesehen haben. Wie die Vertrauen haben, wie die die ansprechen, wie sie mit ihren Sorgen kommen können.

Es hat einen Bruch mit autoritären Strukturen gegeben.

KARINA SCHÖN: Die *Kinderladen-Bewegung*, die wirkt bis heute in die Kindergärten. Das sind alles solche Dinge. Natürlich hat das auch andere Seiten, daß das überschwappt oder daß das wieder zurückgenommen wird. Aber so sind ja gesellschaftliche Entwicklungen. Man kann nicht sagen: Wir haben nichts erreicht. Die hat sich doch verändert, die Gesellschaft.

WOLFGANG STEFFEN: An einem Punkt stimme ich zu. Veränderungen entstehen da, wo Mangel ist. Aber dieser Mangel muß nicht immer materieller Art sein. Der Mangel kann auf allen möglichen Ebenen liegen. Wir haben heute auch wieder einen Mangel, zum Beispiel einen Sinn- und Motivationsmangel. Die Leute fragen sich doch: Wozu das alles, wo führt das hin?

NANETTE KOCH: Das ist ja sehr schön, aber wie kommt man dahin? Wir haben gesagt, was wir erreicht oder nicht erreicht haben. Manche halten es für ausreichend, manche sind enttäuscht, und jetzt wurde die große Frage gestellt: Wie geht es weiter?

WOLFGANG STEFFEN: Also ich habe schon ein gutes Stück Vertrauen in die Menschheit, daß sie es lernt, als Ganzes zu denken und den ganz privaten Egoismus zu überwinden. Da habe ich schon ein Stück Hoffnung. Nicht mehr, daß ich das erleben muß. In so kurzen Zeiträumen wage ich nicht mehr zu denken.

Aber wenn ich dich richtig verstanden habe, bist du der Ansicht, dieser Bazillus, der da gelegt worden ist, der ist stabil?

WOLFGANG STEFFEN: Der wirkt. Da bin ich sehr optimistisch.

KARINA SCHÖN: Und es wäre zum ersten Mal in der menschlichen Geschichte, daß wir uns nicht weiterentwickeln. Daß es keine positive Entwicklung gäbe, das gibt es überhaupt nicht. Das wird kommen.

Wir danken für das Gespräch!

Für die SAARBRÜCKER HEFTE beteiligten sich Bernhard Dahm und Hans Günter Grever an der Diskussion.

VERLUSTANZEIGE

Ich habe mein
Leben verloren.
Der glückliche Finder
kann es behalten.

Glanz und Elend einer Exilbewegung

Einige Hintergründe zur Geschichte der Conföderation iranischer Studenten (CISNU)

Von Hamid Shokat



Im Morgengrauen des 25. August 1941 verließen zwei schwarze Limousinen gleichzeitig die Botschaftsgelände der UdSSR und Großbritanniens in Teheran und fuhren in Richtung Haus des iranischen Ministerpräsidenten. Die Insassen waren die Botschafter der jeweiligen kriegführenden Länder gegen Nazi-Deutschland, Smirnov und Sir Reed Bullard. Sie übergaben dem aus dem Schlaf gerissenen Ministerpräsidenten eine diplomatische Note, derzufolge die Alliierten gerade den Iran vom Norden und Süden des Landes aus besetzt hatten. Der offizielle Grund für die Besetzung war die Weigerung Irans, 600 deutsche Spezialisten, die den Alliierten als fünfte Kolonne Deutschlands galten, des Landes zu verweisen. Zweifelsohne sympathisierte der Iran mit Nazi-Deutschland und hoffte, daß der Sieg Deutschlands über seine alten Feinde dem Land zugute kommen würde. Aber der eigentliche Grund für die Besetzung war die bittere Notwendigkeit der Westmächte, die Sowjetunion über den Iran mit Kriegsmaterial zu versorgen. Unmittelbar nach der Besetzung schickten die Alliierten den alten Shah ins südafrikanische Exil.

Das Land erlebte danach eine beispiellose politische Atmosphäre, in der viele Parteien gegründet wurden, darunter die linksgerichtete Tudeh-Partei, die sich nach und nach zu einer moskautreuen Organisation entwickelte. Harter Kern dieser Partei waren einerseits aus dem Gefängnis entlassene Intellektuelle und andererseits aus dem sowjetischen Exil zurückkehrende Kommunisten. Die Tudeh-Partei wurde zur stärksten kommunistischen Kraft im Nahen Osten. Sie war phantasievoll, hatte Tausende von Mitgliedern, viele Sympathisanten unter Intellektuellen, aber ebenso einen straff organisierten, quasi militärischen Apparat.

Als der junge Shah, nach einem von der CIA initiierten Putsch im Jahre 1953, diesem sowjetkommunistischen Ableger im Iran ein Ende setzte, gelang einem Teil der Tudeh-Führung die Flucht, zuerst ins sowjetische und später ins ostdeutsche Exil. Dort beschäftigten sich die Exilanten in den

langen Jahren der Verbannung mehr oder weniger mit der theoretischen Rechtfertigung jenes Schmutsekurses, der für die Politik der Ostblockstaaten gegenüber dem ölexportierenden Iran charakteristisch war. Diese Tätigkeit bewahrte die iranischen Altkommunisten vor der Langeweile des eintönigen Alltags in der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik. Sie übten eine lasche Kritik an dem Shah-Regime und priesen die Errungenschaften der sozialistischen und der kommunistischen Länder. Sie berichteten Tag für Tag vom Aufstieg der Produktion in den Baumwollplantagen Kasachstans bis zum wachsenden Einfluß der Kommunisten in den Stadträten von Völklingen und Püttlingen an der Saar.

Je mehr sich die iranischen Altkommunisten im Exil einrichteten und sich an die strategischen Überlegungen des Ostblocks gegenüber dem Iran anpaßten, desto langweiliger und uninteressanter wurden sie für die inneriranische Opposition, vor allem für den Teil der iranischen Jugend, der Ende der 50er Jahre zum Studieren ins Ausland ging und sich zusehends für Politik zu interessieren begann. Diese politisierten Studenten, die sich immer zahlreicher in der 'Conföderation Iranischer Studenten – Nationalunion', kurz CISNU genannt, organisierten, blieben bis zur Islamischen Revolution im Jahre 1979 die wichtigste Opposition gegen das Shah-Regime.

Die Gründungsversammlung der CISNU fand im April 1960 im Club der ausländischen Studenten in Heidelberg statt. Von den 16 Teilnehmern waren einige Debütanten auf der politischen Bühne, andere wiederum hatten politische Erfahrung. Bis auf die verbindende nationale Herkunft und Erinnerung gab es keine gemeinsame politische Vergangenheit. Von der ersten Sitzung in Heidelberg bis zum berühmten Shahbesuch in Westberlin 1967 durchlief die CISNU unter dem Einfluß der in den 60er Jahren überall aufkeimenden verschiedenen sozialen Bewegungen einen politischen Radikalisierungsprozeß. Dabei kamen die stärksten Anstöße von den auf Dekolonialisierung abzielenden Befreiungsbewegungen, und hier wurden insbesondere die siegreichen Bewegungen von Kuba und Algerien zum Ideal erkoren. Es war noch nicht lange her, daß Fidel Castro im Januar



1959 unter dem Jubel der begeisterten Menge in Havanna als Triumphator gegen die Batista-Diktatur eingezogen war. Und wenige Jahre später fiel der FNL, die den antikolonialen Kampf Algeriens gegen Frankreich anführte, die Macht in die Hand. Im Oktober 1962 wurde Ahmad Ben Bella von der verfassungsgebenden Versammlung zum Präsidenten der neuen Republik ernannt. Kuba und Algerien gerieten so für die CISNU wie für den Großteil der politisch motivierten Jugend in der Dritten Welt zum Musterbeispiel, wie man im bewaffneten Kampf siegreich gegen Diktatur und Unterdrückung bestehen kann.

Die CISNU wurde im Laufe der Zeit zum Sammelbecken und zu einer Art Einheitsfront aller Linken – mit Ausnahme der Trotzkisten. Dazu bedurfte es keines offiziellen Beschlusses, es war einfach ein ungeschriebenes Gesetz, an das man sich in der CISNU hielt. Nach und nach begab sich die neue Linke Irans auf den Weg ihrer Vorbilder Algerien, Kuba, Palästina und China. Sie verfolgte das Konzept eines durch bewaffneten Kampf zu erringenden, neuen Sozialismus mit Entschlossenheit und revolutionärem Elan.

Ein CISNU-Mitglied, das in Paris Musik studieren wollte, ging zum Beispiel nach Kuba, um dort an einer Spezialausbildung für den bewaffneten Kampf teilzunehmen. Ein anderer, Student der Zahnmedizin aus München, ging nach China, lernte dort marxistische Philosophie chinesischer Prägung und wurde aktiv in der Kulturrevolution. Ein dritter, der in Berkeley Bauingenieur studierte, ging nach seiner Promotion nach Palästina, um dort gegen die israelische Besatzungsmacht zu kämpfen.

Die Jahre vergingen und alle warteten ungeduldig auf die langersehnte Revolution im Iran, und sie kam und kam nicht. Als sie 1978 schließlich doch ausbrach, waren alle überrascht, denn sie kam mit einer Wucht und Geschwindigkeit, die alle verblüffte. Es war kein Friedensfest wie die Nelkenrevolution in Portugal, kein 'Putsch' wie die Oktoberrevolution und keine guerillahafte Revolte wie in Kuba. Im Gegensatz zu allen Prophezeiungen der iranischen Linken kam sie mit friedlichen Mitteln und fast bis zum letzten Augenblick unbe-

waffnet. Es war eine echte Revolution, bei der sich die ganze Nation in Aufruhr befand und es ihr mit einjährigen Massendemonstrationen gelang, die Unterdrückungsmaschinerie der Herrschenden und den gesamten Staatsapparat in sich zusammenbrechen zu lassen. Im wahrsten Sinne nach Marx'schem Geschmack also, allerdings mit einem kleinen Unterschied zu dessen hochgelobter Pariser Kommune, die nach ihrem Erfolg sofort damit begonnen hatte, „das geistliche Unterdrückungswerkzeug ... zu brechen“.¹ Im Gegensatz dazu wurde die Iranische Revolution von der Geistlichkeit geführt. Sie war auch nicht sozialistisch. Aber war die große Oktoberrevolution überhaupt sozialistisch und fand sie im Oktober statt?

Der große Inquisitor kam mit einer einfachen Parole, jenseits aller Kompliziertheit. „Der Shah muß weg!“ hieß die einfache Parole und das Volk folgte seinem geistlichen Führer. Nicht, weil es religiös war, sondern weil die Forderung den Zorn einer Nation auf den Punkt brachte. Die Massen lieben diese Einfachheit und Unkompliziertheit. So sind die Massen und das wissen die Führer. Der Führer lebte ebenfalls einfach und redete auch simpel. Sein Persisch war schlecht, und manche Kenner behaupten, daß er auch die Sprache des Propheten nicht gut kannte. Aber er mußte nicht viel sagen. Die Massen wußten, was er sagen wollte, wußten, daß, was er sagte, gut gemeint war und er es auch mit seinem Volk gut meinte.

„Er meint es gut, sagst du?“ „Natürlich meinte er es gut, das ist das Schlimmste dabei. Es gibt keinen gefährlicheren Tyrannen als den, der davon überzeugt ist, der selbstlose Hüter seines Volkes zu sein. Denn der Schaden, den der von Grund auf schlechte Tyrann anrichtet, beschränkt sich auf seine persönlichen Interessen und seine persönliche Grausamkeit; aber der wohlmeinende Tyrann, der für alles seine guten Gründe hat, der kann unbegrenzten Schaden anrichten. Denke nur an den Gott Jehova: seit die unglücklichen Hebräer sich entschlossen, ihn zu verehren, fielen sie von einem Unglück ins andere, jedesmal aus edelsten Gründen, weil er es doch so gut mit ihnen meinte. Ich halte es mit unseren alten, blutdürstigen Göttern: denen wirft man ab und zu ein Opfer vor, dann lassen sie einen in Frieden. ... Es gibt nichts

gefährlicheres als einen Diktator, der wohlmeinend ist.“²

Als der wohlmeinende Tyrann den König vom Sockel holte, kehrten die CISNU-Aktivist*innen, die sich in Kuba, Algerien, Palästina und China auf die Revolution vorbereitet hatten, nach Persien zurück. Sogar die Altkommunist*innen, die sich im ostdeutschen oder sowjetischen Exil mit ihrer Langeweile langsam, aber sicher abgefunden hatten, kehrten zurück. Fast die gesamte CISNU, Tausende von Mitgliedern, die in allen Kontinenten sehnsüchtig auf die Revolution gewartet hatten, war sofort an Ort und Stelle, gründete Parteien und Organisationen. Die neugegründeten Verlage konnten mit der Nachfrage nicht Schritt halten. Die Leser kauften alles Gedruckte, als ob sie wüßten, daß diese Freiheit nur von kurzer Dauer sein würde. So war es auch. Die Revolutionäre kamen frei und die Reaktionäre hat man nach kurzem Prozeß auf der Stelle hingerichtet. Die Gefängnisse waren wie leergefegt, als ob man sie renovieren wollte, um sie neu in Betrieb zu nehmen. Und so kam es auch. Es dauerte nicht lange, bis alles vorbei war. Die persische Linke durfte ein einziges Mal nach 25 Jahren den 1. Mai feiern. Pompös und monumental. Feste, die man alle 25 Jahre, wenn überhaupt, feiern darf, feiert man gemeinhin pompös und monumental. Dann aber war Schluß mit dem ‘Frühling der Freiheit’. In der Hitze des Sommers 1979 war die Geduld der herrschenden Mullahs mit der Ungeduld der Linken am Ende. Man hat den Übergang vom Herbst zum Winter gar nicht mehr gemerkt. Die Gefängnisse und Friedhöfe waren wieder voll und es mußten neue angelegt werden. Wer seine Haut retten wollte, flüchtete wieder ins Ausland und in das vertraute Exil. Bis zur nächsten Maifeier.

Seitdem sind fast zwanzig Jahre vergangen. Der Musikstudent, der in Kuba an einer Spezialausbildung für den bewaffneten Kampf teilgenommen hatte, ist wieder in Paris. Er hat Rheuma in den Beinen und ist knapp bei Kasse. Er arbeitet schwarz für ein Wachinstitut und muß nachts bei einer Kugellagerfabrik Wache halten – ohne Gewehr, versteht sich. Mit seinem Invalidenausweis kann er überall billig hinfahren. Aber wo soll er hin? Der CISNU-Aktivist aus München, der

sein Studium unterbrach, um in China an der Kulturrevolution teilzunehmen, ist besser dran. Nur seine Zahnprothesen machen ihm zu schaffen. Sein damaliger Kommilitone, ein alter 68er, der in München eine Gemeinschaftspraxis hat, sagte zu ihm: „Du mußt deine Situation akzeptieren und dich nur daran gewöhnen. Das ist alles.“ Ist das alles, woran er sich gewöhnen muß? Ob es medizinisch oder philosophisch oder gar beides gemeint war, hat er sich nicht getraut zu fragen.

Nur das CISNU-Mitglied, das als Bauingenieur in Berkeley promovierte, hat es schwer getroffen. Als der Krieg zwischen Iran und Irak ausbrach, ging er freiwillig an die Front, um gegen den irakischen Aggressor zu kämpfen und die Revolution zu verteidigen. Sein Meisterwerk steht immer noch da. In kurzer Zeit baute er eine Brücke, die es der iranischen Armee ermöglichte, ihre Panzer auf die andere Seite des Flusses zu bringen, damit die Stadt Dehloran im Süden des Landes befreit werden konnte. Kurz darauf wurde er als ‘kommunistischer Agent entlarvt’ und auf der Stelle hingerichtet: „Wer an der Front umkommt, kommt als Märtyrer in den Himmel. Wir lassen nicht zu, daß die Gottlosen auf diese Weise ihr schmutziges Dasein reinwaschen“, argumentierte der Geistliche, der als Politikommissar bei der Armee in Dehloran tätig war.

Auf der Liste der CISNU-Ortsvereine nahm Berkeley eine besondere Stellung ein. Viele der dortigen Mitglieder wurden umgebracht, nachdem sie im Zuge der Revolution nach Persien zurückgekehrt waren. Auch viele aus Rom, Paris oder London traf bei ihrer Heimkehr das gleiche Schicksal. Saarbrücken hat auch einen Ortsverein gehabt, aber einen eher unbedeutenden. Was hat die Provinz im Vergleich zur Metropole anzubieten? „Gerechtigkeit muß sein!“ sagte öfter der wohlmeinende Tyrann. Aus Saarbrücken haben sie nur zwei CISNU-Mitglieder hingerichtet!

1 Karl Marx: *Der Bürgerkrieg in Frankreich*, in: MEW 17, Berlin 1976, S. 339.

2 Arthur Koestler: *Die Gladiatoren*, o. O., o.J., S. 210f.

Zur Psychologie repressiver Utopien

Von Rainer Krause



In der Vielfalt der wirkungsmächtigen politisch- wie sozial-utopischen Entwürfe gibt es eine Entwicklungslinie, die (nicht nur im Umfeld des kritischen Rationalismus) als autoritär, repressiv oder manchmal totalitär bezeichnet wird. Von den Schöpfern und Anhängern dieser Entwürfe wird zu

Recht gesagt, daß sie dazu tendieren, die Welt in ein riesiges Kloster zu verwandeln. Mit den psychischen Voraussetzungen der Anhängerschaft und deren Beteiligung an der Umsetzung solcher repressiven Utopien beschäftigt sich diese Arbeit. Sie will damit den lebensnotwendigen positiven Stellenwert einer zukunftsgerichteten, hoffnungsvollen Einstellung zum Leben und der Welt, die man ebenfalls utopisch nennen kann, nicht in Frage stellen.

Strukturmerkmale einer repressiven Utopie

Utopisches Denken kann als das vorstellungsmäßige Überschreiten der eigenen gegenwärtigen Wirklichkeit im Hinblick auf eine bessere oder gar ideale Welt oder Existenz definiert werden. Von dieser Definition ausgehend sind wir alle fortlaufend in utopische Projekte verstrickt. Das Vorhaben, ein anständiger Mensch zu werden und, so es denn gelingt, es auch zu bleiben und eben dies seinen Kindern weiterzugeben, ist eine solche ubiquitäre Erziehungsutopie, die bei aller Gewöhnlichkeit schwierig genug zu verfolgen ist. Ideale solcher Art sind unverzichtbar für jeden persönlichen und gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß.

Etymologisch setzt sich das auf Thomas Morus zurückgehende Kunstwort Utopia aus den griechischen Worten für Ort (topos) und nicht (ou) zusammen, bedeutet also „Nirgendwo“. Offensichtlich ist es das Kennzeichen jeder vernünftigen Utopie, daß sie sich im Verlaufe ihrer Realisierung profanisiert. Die repressive Variante des utopischen Denkens erträgt diese Profanisierung nicht.

Sie verbleibt in einem Zustand von aufgeregter Heiligkeit. Diese Haltung ist eines der Struktur-

merkmale, die in den Ritualen dieser Gruppierungen deutlich wird. Man denke an die mystischen Verehrungen der nationalsozialistischen „Märtyrer“ am 9. November oder an die Huldigung der mumifizierten Parteigötter des byzantinischen Sowjetkommunismus.

Es sind die psychologischen Determinanten der terroristischen immanenten Zerstörungskraft von Utopien, die uns hier interessieren sollen.

Eine davon ist die Vorstellung eines privilegierten Gruppenwissens über einen Idealzustand und dessen Erreichung: Die exklusive Gruppe glaubt, nicht nur die Ideale selbst, sondern auch die Wege dorthin zu kennen. Soweit besteht kein Unterschied zu beliebigen Religionen, die aus ähnlicher „Berufung“ auch zu terroristischen Auswüchsen neigen können.

Zusätzliches pathogenes Moment der den terroristischen Utopien zugrundeliegenden Denkformen ist die auffällige Hybris ihrer Hauptverfechter, die früher den Status von Propheten hatten (Arlow 1951), wie auch ihrer Anhänger. Obgleich sie nach üblichen Kriterien (Wahlen, Leistungen) häufig schlecht legitimiert sind, fehlen Toleranz hinsichtlich der Anerkennung anderer möglicher Ziele und Bescheidenheit im Hinblick auf das Realisierungswissen. So hatte Trotzky als Verfechter eines in die Zukunft projizierten utopischen Ziels mit einer wissenschaftlich verbürgten Erwartung, daß die Realität dieses Ziel einholen würde, für sich geltend gemacht, nicht nur die Ideale, sondern auch die Wege dorthin zu kennen. Im vollendeten Sozialismus würde sich „der gewöhnliche Mensch auf die Höhe eines Aristoteles, Goethes oder Marx' erheben“.

Autoritär repressive Utopien, wie die der idealen Volksgemeinschaften oder Rassen, greifen auf eher magische Praktiken zur Erreichung des utopischen Zustands zurück. In vielen Fällen liegt die Lösung in der Vernichtung alles „Nichtidealen“, des „Lebensunwerten“, des „Abschaums“ etc. Kann man sich in die Ideale eines wissenschaftlich argumentierenden Sozialismus immerhin noch einfühlen, fällt dies bei regressiven terroristischen Utopien sehr viel schwerer, es sei denn, man ist

selbst in einem entsprechend prädestinierten Zustand.

Ein weiteres Merkmal des terroristischen utopischen Denkens, ob nun (pseudo-) wissenschaftlich oder offen regressiv, besteht im Verzicht auf die individuellen Menschenrechte. Die regressiven Utopien verweigern dem „Nichtidealen“ a priori das Lebensrecht. Die pseudowissenschaftlichen halten den temporären Rückgriff auf die „Diktatur“, die übergangsweise Nichtachtung individuel-

Die terroristische utopische Elite

Vor dem Hintergrund der immanenten Zerstörungskraft des autoritären utopischen Denkens ist die Frage nach den persönlichen Merkmalen einer Elite, die ein Wahrheitsmonopol in Bezug auf die utopische Idealität und deren Erreichung zu haben meint, und einer Gefolgschaft, die diesen Glauben teilt, von nicht unerheblicher Bedeutung. Damit wollen wir uns nun näher beschäftigen.

AUSWEGLOS

**Mach mal einem Arsch klar,
daß er ein Arsch ist.
Bis zum letzten Furz
wird er das abstreiten.**

ler Menschenrechte, zur Zielerreichung für zwingend. Im Prozeß ihrer Realisierung braucht die Utopie nach Maßgabe der um die Idealität und ihre Erreichung wissenden und ringenden Elite keine individuellen Menschenrechte zu beachten, weil die kollektiven Wertemuster das Primat haben und Gewaltanwendung legitimieren.

Aus den bisher aufgezeigten Strukturmerkmalen regressiven utopischen Denkens ergibt sich, daß zur Umsetzung bzw. Sicherung des utopischen Idealzustands die große Masse der Bevölkerung bevormundet und überwacht werden muß. Freilich auch, daß beim Zusammenbruch des Überwachungsapparates das System implodieren muß. Die Strukturmerkmale des autoritären utopischen Denkens und Handelns beinhalten in sich die Zerstörung des utopischen Systems. Von daher betrachtet ist es nur systemimmanent, daß die Protagonisten solcher Utopien häufig umgebracht werden, und sei es durch sich selbst. Bis hin zu dieser Endphase kommen allerdings noch viele eigentlich Unbeteiligte um.

In der persönlichen Entwicklung des menschlichen Individuums spielen Ideale eine große Rolle. Einer der wesentlichen Motoren für Entwicklungsprozesse ist das utopische Projekt des Kindes, aber auch von Erwachsenen, einmal so zu werden wie das Ideal. Für das Kind sind dieses Ideal – zumindest für eine gewisse Zeit – die Eltern, zuerst die Mutter, dann auch der Vater. Für das kleine Kind ist die Mutter und auch der Vater per definitionem eine ideale Person. Die Möglichkeit einer realistischen

und damit auch ambivalenten Wahrnehmung der Eltern ist zu Beginn der Entwicklung, wegen der großen Abhängigkeit und der engen Fusionierung des kindlichen Selbst mit seinen Vorstellungen von den Eltern, nicht möglich. Eine eigenständige, einigermaßen realistische Selbst- und Fremdwahrnehmung ist vor dem vierten Lebensjahr nicht zu erwarten. Die Eltern sind und bleiben die idealen Personen. Wahrnehmungen, die damit nicht vereinbar sind, werden mit relativ plumpen Mechanismen wie Projektion, Verleugnung und Spaltung abgewehrt. Es ist von großer Bedeutung für das Wohlbefinden und das spätere Selbstwerterleben, daß das Kind ausreichend an der phantasierten Idealität der Eltern teilhaben kann. Dies geschieht dadurch, daß sich Kind und Eltern in einer Art von Kreisreaktion fortlaufend bestätigen, daß sie „ideale“ Personen sind. In einer weniger anspruchsvollen Terminologie zeigen sie sich, daß sie sich lieben. Wenn genügend solche Beziehungserfahrungen gemacht werden, ist eine Art Reservoir an Wissen und Bestätigung vorhanden, eine für andere liebenswerte, sprich potentiell „ideale“ Person zu sein.

Solche Arten von Basiserfahrungen werden als „inner working models“ bezeichnet. Sie bestimmen als Rahmen die Sichtweisen des Individuums von sich und den anderen Menschen, der Welt, und tauchen im Erwachsenenalter als politische, philosophische und Erziehungsvorstellungen wieder auf. Sie werden auf die nächste Generation mit eben denselben Verhaltensmustern übertragen. In den mittlerweile vorliegenden sehr zahlreichen Studien muß man konstatieren, daß die Übertragung von frühen Kindeserfahrungen auf die Vorstellungswelt Erwachsener und dann wieder zurück auf die eigenen Kinder bemerkenswert hoch ist. Die Trefferquote über drei Generationen liegt bei 80%. So konnte man auf Grund der Bindungs- und Erziehungsmuster von Großmüttern das Bindungsverhalten ihrer einjährigen Enkelkinder recht gut vorhersagen.

Diese internen Arbeitsmodelle sind mit psychischen Störungen einerseits und ideoaffektiven Haltungen zur Gesellschaft und deren Verlauf sehr eng verbunden. Die sicheren Bindungen bilden sich innerlich als ein überdauerndes Wissen, für andere, aber auch sich selbst eine liebenswerte Person zu sein, ab. Das entsprechende Gefühl wird im Englischen „elation“ genannt. Die deutsche Übersetzung wird als gehobene Stimmung / Stolz angegeben, was weder die Bedeutung noch den Prozeß richtig trifft. Am nächsten käme noch das biblische „Erkennen“ im Sinne eines durchaus erotisierten Innewerdens einer Art von Identitätsfeststellung zwischen sich selbst und einem idealen Objekt. Das ist der Zustand der Verliebtheit. Stolz ist deshalb nicht passend, weil er sich auf einzelne, erfolgreiche Handlungen bezieht, wohingegen „elation“ die ganze Person betrifft und wohl zurecht als ein Geschenk oder, wenn man im religiösen Umfeld verbleibt, als Gnade betrachtet werden muß. Eine hoch bedeutsame andere Person bestätigt uns die Bedeutsamkeit unserer ganzen Person, und zwar unabhängig von einer momentanen Leistung. Solche Gefühle sind – wie man unschwer erkennen kann – ebenfalls ein tragendes Element religiösen Erlebens, wobei sich die christlichen Religionen darin unterscheiden, wie stark sie die Gottwohlgefälligkeit an die Leistung binden. H.E. Richter argumentiert, daß die an die Wissenschaft und Technik gebundenen hybriden

Erwartungen Ersatzformen utopischer Heilshoffnungen von Sozietäten sind, die die naive, von der Leistung unabhängige „Gotteskindschaft“ als unglaublich und unzeitgemäß aufgeben mußten. Marx, Freud, Marcuse seien demgemäß Propheten des säkularisierten, aber auch beschädigten Individuums. Gleichwohl ist in jedweden echten religiösen Erleben ein beglückendes Moment einer Identitätsfeststellung mit etwas Vollkommenem oder Vollkommenerem und dem dazugehörigen erhebenden Gefühl enthalten, Teil eines vollkom-

GRÜNANLAGE

Die Überlebenden
planieren die Erde.

Sie sorgen
für eine schönere
Vergangenheit.

menen Objektes zu sein, ohne jedoch das Wissen um die eigene Identität zu verlieren. Dieser Prozeß transzendiert die eigene Person. Im Angesicht einer idealen Existenz verschafft das Wissen um diese Daseinsform einen positiven Sog, sich in diese Richtung zu verändern und möglicherweise aufzuhören, in der bestehenden Form zu existieren. Dieses Gefühl, geliebter Teil eines hochbesetzten idealen Ganzen zu sein, das man teilweise in sich hat, ist Grundlage des psychologisch gesunden primären Narzißmus, vorausgesetzt das ideale Objekt kann als liebend und schützend erlebt werden. Die durch diese Art von andauernden Erlebnissen entstehende überdauernde innere Struktur nennt man das Ich-Ideal. Das Ich-Ideal kann bergende, schützende, progressive und vernichtende Elemente aufweisen.

Ein echtes oder vermeintliches Verpassen dieser verinnerlichten Idealität bildet sich erlebnismäßig als Schamgefühl ab. Schamgefühle sind so betrachtet das Gegenteil des liebenden „Erkennens“.

Wurmser beschreibt Scham als die verinnerlichte Reaktion des übermächtigen Blickes einer idealen Figur, der signalisiert, daß der Angeschaute radikal negativ andersartig ist als die Figur, die das Ich betrachtet und mit der es sich identifiziert hat. Dieser Vorgang ist begleitet von körperlich-physiologischen Reaktionen, die auf jeweils unterschiedliche Art Körpergrenzen akzentuieren. Motorisch expressiv ist dieser Affekt begleitet von einem Versuch, den Sitz der Identität, das Gesicht sowie der ganze Körper, dem Scheinwerferlicht der inneren Blicke zu entziehen. Die Geste, mit den Händen das Gesicht abzudecken und den Blick zu vermeiden, die Wunschphantasie, im Boden zu versinken, ist gewissermaßen schon eine Lösungsphantasie, nämlich die negativ akzentuierte Andersartigkeit dadurch zu beheben, daß das Ich seine Existenz zumindest optisch temporär aufgibt. Das „Gesicht zu verlieren“ ist also durchaus wörtlich zu verstehen.

Es muß nicht verwundern, daß die ursprünglichen Anlässe für Schamgefühle oft körperlicher Natur sind. Sich als häßlich, verunstaltet, minderwertig, körperlich ungeliebt zu wissen, ist sehr hautnah am Kern der Identität angesiedelt. Lang andauernde bzw. chronische Schamgefühle sind von hoher Toxizität für das psychische System und bei weitem schwerer zu handhaben als beispielsweise Schuldgefühle, so daß wir in der Klinik einen Drift finden, daß Personen, die unter chronischen Schamgefühlen leiden, versuchen, sie in Schuldgefühle zu verwandeln. Das fällt den chronisch Beschämten oft leicht, weil außer der Liebe eine der wenigen Möglichkeiten, chronische Schamgefühle wenigstens temporär zu mindern, darin besteht, in einem Anfall narzißtischer Wut das ideale bzw. idealisierte Objekt zu zerstören. Die möglicherweise folgenden Schuldgefühle als Niederschlag des Gewissens und nicht des Ich-Ideals sind leichter handhabbar, weil sich das Selbst von einem Opfer in einen Täter verwandelt und später Buße tun kann, was ebenfalls ein aktiver Prozeß ist.

Narzißmus und Ich-Ideal

Das Gewissen und das Ich-Ideal stehen auch entwicklungspsychologisch in einem Konkurrenzverhältnis. Ein erwachsenes Gewissen schließt als *eine* Forderung ein, sich selbst realistisch und bescheiden wahrzunehmen. Das Ich-Ideal ist von seiner Herkunft her narzißtisch. Die Tendenz, dauerhaft ideal zu werden oder gar zu sein, ist unrealistisch. Wir fallen konstant hinter unsere eigenen Ideale zurück und können im allgemeinen damit leben, wenn wir uns ausreichend mögen und geliebt fühlen.

Das forcierte Verfolgen einer utopischen autoritären Idealität bei sich selbst aber und vor allem bei anderen Personen, ohne dabei Schuldgefühle zu erleben, verweist in Bereiche, die man in ihrer klinischen Ausprägung „narzißtische“ Störungen nennt. Bei aller Verschiedenheit zeigen Patienten mit narzißtischen Persönlichkeitsstörungen ein außergewöhnlich hohes Maß an Selbstbezogenheit und -bewunderung. Sie fühlen sich auserwählt oder berufen. Sie haben ein spezielles, meist geheimes Wissen über ihre Besonderheit. Sie wissen beispielsweise, was die Welt im Innersten zusammenhält. Aus ihrer Sicht sind sie per definitionem elitär. Kurioserweise haben sie aber einen ebenso hohen Bedarf nach Akklamation und Bewunderung. Normalerweise macht einen das Bewußtsein der eigenen Besonderheit relativ unabhängig von eben dieser Notwendigkeit der Akklamation durch andere. Das gilt nicht für die narzißtische Persönlichkeitsstörung. Im Gegenteil, die solchermaßen Berufenen erweisen sich als extrem kränkbar und damit unduldsam und gewalttätig. Kommt es nämlich zu keiner Anerkennung ihrer „Großartigkeit“ durch die Anderen, werden diese mit einer Radikalität und Unvermitteltheit entwertet, die immer wieder erstaunt.

Daraus ist unschwer erkennbar, daß zumindest bei diesem Personenkreis die „Idealisierung“ der eige-

**NIMM mich so wie ich bin ganz anders
du nimmst mich so wie ich bin ja so froh.**

nen Person Abwehrfunktionen hat, um unter anderem chronische Scham- und Unwertgefühle fernzuhalten. Verdauerungen von Schamgefühlen haben zur Voraussetzung, daß eine Idealität jenseits des Selbst wahrgenommen und innerlich aufbewahrt wurde, daß das Projekt, so zu werden wie sie, für unverzichtbar gehalten, aber seine Erreichbarkeit als unmöglich eingeschätzt wird. Welche Möglichkeiten haben nun die chronisch Beschämten, Unge liebten, um mit diesen toxischen Zuständen umzugehen?

1. Die Personen suchen und finden körperliche und seelische Attribute an sich selbst, die diese rätselhafte Sicherheit des Lebensunwerten erklärbar machen. Dies eröffnet die Möglichkeit, die Gefühle in einer Phantasie zu bündeln und durch das „Entfernen“ des phantasmagorisch überbesetzten Teils das Problem zu beheben. Da entwickelt beispielsweise ein Patient mit einer schweren sozialen Phobie, die diese Grundgleichung zum Ausgangspunkt hat, die Vorstellung, er hätte eine zu große, geradezu monströse Unterlippe, und beginnt nun nach jemandem zu suchen, der ihm die „weg“ mache. Da sich andere Personen diesem Attribuierungsprozeß nicht anschließen können, entwickelt sich vorübergehend ein paranoides System, daß man ihn belüge und/oder er dazu befähigt sei, Dinge zu sehen, die anderen verwehrt seien. Dieser Prozeß endet häufig darin, daß jemand (das „Schicksal“, eine Person, man Selbst, eine politische Gruppe, die Pfuscher) schuld an der Nichtwiederherstellbarkeit des „Liebenswerten“ ist. Ein Vorgang, der auf die Dynamik von Scham- und Schuldgefühlen hinweist, die wir oben angesprochen haben. Die Fälle von fortlaufenden Schönheitsoperationen gehören hierhin. Die Verfolgung der Utopie des vollkommenen Körpers als Voraussetzung, sich selbst idealisieren zu können, führt zur Zerstörung eben dieses Körpers.

2. Die andere Variante ist, daß sich die Personen im wahrsten Sinne lebensunwert benehmen und

scheinbar ruchlos andere und/oder sich selbst demütigen und quälen. Diese nicht soziopathische Lösung hat den „Vorteil“, daß die Patienten den fehlenden „Liebeswert“ ihren Taten zuschreiben können, die immerhin scheinbar ihrer Kontrolle unterliegen und auch unterlassen werden könnten. Im Kern bedeutet das ebenfalls einen Wechsel aus

AUSSCHLUSS AUS DER SED

Auf die Fangfrage,
ob sie für den „menschlichen“
Sozialismus sei,
antwortet Karola Bloch,
nein, ich bin
für den unmenschlichen.

der passiven in die aktive Position. Die klinische Untersuchung zeigt aber im allgemeinen, daß die gequälten Opfer als Teile der Selbststruktur wahrgenommen werden, so daß für die Personen selbst der Unterschied zwischen Selbst- und Objektbeschämung nicht so bedeutsam ist wie für ihre Opfer. Eine nicht unerhebliche Gruppe von Mißbrauchstätern kann man diesem Typus zurechnen.

3. Schließlich kann man Zustandsbilder finden, in denen die Personen mit Verve behaupten, es gäbe keine idealen Objekte. Alle seien gleich mies und schlecht (wie sie sich selbst unbewußt fühlen), was dann allerdings das Leben insgesamt als nicht lebenswert erscheinen läßt. Häufig bleiben deshalb heimliche Segmente an Liebenswertem (beispielsweise die treuen Hunde) erhalten.

4. Die Person kann die These vertreten, sie selbst sei das Ideal, was allerdings mit einem Ausfall von Scham einhergeht und zu einer Verdauerung des Aufgehens „in sich selbst führt“. Solche Zustände nennt man im nicht klinischen Kontext Hybris.

Die hybride Störung par excellence, der pathologische Narzißmus im engeren Sinn, hat eine solche

WENN das schöne Ei nicht zerbricht, kann der Vogel nicht ausschlüpfen.

Lösung gewählt. Je unabhängiger sich das Gefühl der Idealität von der realen Leistung und der Anerkennung durch andere entwickelt, desto stärker nähern sie sich wahnhaften Entwicklungen, die dann in die letzte aller möglichen Vermessenheiten einmündet, die ideale Person katexochen, nämlich Gott zu sein. Hybris ist also per definitionem ein Ausfall von Scham als Bollwerk gegen Selbstverlust und Maßlosigkeit.

Die Fusionierung von Ich-Ideal und Ich ohne ausreichende Realitätsprüfung bedeutet einen Ausfall des Schamgefühls als desjenigen Meldesystems, das „Nichtidentität“ feststellt. Die eingangs erwähnte selbsternannte Elite mit dem privilegierten Wissen um die Idealität und deren Erreichbarkeit ist also narzißtisch im engeren Sinne. Da sie aber – wie oben erwähnt – auf Bewunderung fortlaufend angewiesen ist, stellt sich das Problem, eben diese zu organisieren.

Dies ist ein zentrales Problem aller terroristischen Utopien. Normalerweise ist die typische Reaktion „narzißtischem Gehabe“ gegenüber Gelächter, weil das Künstliche der politischen Größenidee erkannt wird. Hitler als rasender Teppichbeißer, Pinochet als fistelnder Kastrat, oder der sich geliebt wähnende Mielke, der völlig verblüfft feststellt, daß dem nicht so ist („Aber ich liebe Euch doch alle!“), provozieren Gelächter. Tatsächlich geschieht dies auch sehr oft und versetzt diese Art von Elite in den Zustand der narzißtischen Wut. Dann ändert sich die Gefühlsreaktion der Umgebung, und ein sehr berechtigtes elementares Gefühl der Angst stellt sich ein, denn die brisante innere Gleichung lautet ja: Wer mich nicht idealisiert, ist ein Feind der heiligen Ideale und eben deshalb ist es eine „heilige“ Pflicht, diese Objekte gnadenlos auszumerzen. Damit eröffnet sich eine weitere Quelle der narzißtischen Regulierung der Unwertgefühle. Wenn es denn nicht Bewunderung sein kann, tut es auch die Panik der Anderen. Dies ist eine der narzißtischen Funktionen des Terrors.

Im Falle des Narzißmus gibt es – wie in der Kindheit – eine starke Identifizierung von Körper- und psychischem Ich, so daß häufig das eine zur Abwehr des Anderen benutzt wird. Die Erfinder besserer Welten haben häufig nichts anderes im Sinn, als „idealisierte“ Körper. Die Idee des arischen, nordischen Menschen beispielsweise kann nicht einmal geltend machen, ein psychisches Ideal zu beschreiben. Es ist eine leere narzißtische Körperidealität, deren Abwehrcharakter schon bei der Wahrnehmung ihrer Protagonisten ins Auge springt. Das Paradies dieses Umfeldes ist die Vorstellung, das Altern, den Verfall etc. aufzuheben, und, wenn dies schon nicht gelingen kann, als junger Krieger in der Vollblüte seiner Kräfte zu fallen. Auch das muß man als eine abwehrgesteuerte narzißtische Himmelfahrt verstehen.

Phantasmagorien der Gedemütigten

Was bringen uns nun diese Überlegungen über die Pathologien der Idealität für das Verständnis politischer Prozesse? Der echte klinische Narziß vertritt die Vorstellung, er sei die ideale Person. In seiner defensiven Selbstsicht ist das utopische Projekt in seiner eigenen Person in Erfüllung gegangen. Das eingangs erwähnte Nirgendwo hat seine Inkarnation, seinen Ort gefunden. Diese Phantasie ist ohne Projektionsfläche für das abgewehrte Schamvolle nicht aufrecht zu erhalten. Unter bestimmten, meist auch politisch regressiven Umständen gelingt es diesen Personen, eine Klientel von ebenfalls „Gedemütigten“ in ihr phantasmatisches System einzubeziehen. Im allgemeinen sind dies nicht die wirklich Entrechteten, die um ihre Freiheit und ihr Leben kämpfen, sondern diejenigen, die glauben, einen Rechtsanspruch auf eine verlorengegangene Größe, die ihnen meist durch „Verrat“ genommen wurde, zu haben. Die Gedemütigten werden von ihrem Führer in diesem Glauben bestärkt. Es werden ihnen nun soziale,

IMMER siegt das Gute über das Böse. Das ist lieb von dem Guten.

politische und psychologische Bedingungen vorgegaukelt, die sie nur zu gerne als wahr annehmen, etwa man könne allmächtig sein wie der Narzißt, wenn man mit ihm und dem durch ihn verkörperten Ideal eins wird. Ob das nun das Volk, eine Gruppe von Heiligen oder eine mystifizierte Partei chronischen Fortschritts ist, macht allenfalls für die intellektuelle Ästhetik einen Unterschied. Kennzeichnend ist, daß die infantilisierten, vormals gedemütigten, aber nun wieder aufgerichteten Gefolgsleute an der inneren Überzeugung festhalten, ihre Größenideen könnten ohne wirkliche Leistung, Autorität und Legitimation umgesetzt werden. Die wirklich Entrechteten wählen sich im Gegensatz dazu im allgemeinen sehr realistische Führer.

Eine gewisse Dauerhaftigkeit solcher Systeme, die die Zerstörungskraft allerdings erhöht, stellt sich dann ein, wenn es den Führern gelingt, nicht nur

die Gruppe der gedemütigten Bewunderer sondern auch die der Quäler einzuwerben, die dann als Vollstrecker des heiligen Willens ihres Ideals alle „Nichtbewunderer“ ausmerzt.

Beschreibungen liegen vor für den Nationalsozialismus als pseudoreligiöses hybrides System, für den Massensuizid der „People of God“ und ihres gottähnlichen Führers James Brown in Guayana. Der Grundzug beider Systeme war, daß ein Führer mit einer narzißtischen Pathologie in einer Gruppe von unheilbar Ungeliebten, Gedemütigten und Beschämten die Illusion herstellt, wenn sie auf illusionäre Weise, d.h. ohne wirkliche „Arbeit“, mit ihm, dem Ideal fusionierten, entstünde in einer gewaltigen „Kettenreaktion“ die neue ideale Welt. Weil es sich um keinen wirklichen Assimilationsprozeß handelt, sind die Gefolgschaftsverhältnisse, wie immer in solchen Gruppen, nicht auf realen Attributen der Mitglieder, sondern auf der nar-

GEDICHT FÜR MONIKA *Flüchtling aus der Psychiatrie*

Du bist Jeanne d'Arc
(klar, ich bin Napoleon)
aber die Besserwisser
wissen es besser.
Auch du hast ein Recht,
etwas besser zu wissen.
Deshalb sagst du das Falsche,
noch. Recht hast du!

zißtischen Regulierung zwischen ihnen begründet, so daß es mühelos sein kann, daß ein „Führer“, der gnadenlos jede Art von Abweichung von einem narzißtischen Schema ausmerzt (der Arier als Kampfmaschine), sich einen Klumpfüßigen als engsten Bewunderer und Vollzugsbeamten erwählt. James Brown, einer der vielen amerikanischen gottgleichen Führer, der sein neues Paradies im Urwald aus Spenden seiner selbst bettelarmen Gefolgschaft finanzierte, hatte ein System aufgebaut, das es ihm erlaubte, immer im „rechten“ Moment überraschend aufzutauchen, um einem einzelnen Armen auf spektakuläre Weise zu helfen. Das bedeutete, Brown wußte auf mystische Art um die Nöte des Einzelnen. Der „Führer“ und „Väterchen“ Stalin wußten auch vieles, wenn nicht alles. Das, was man sah, aber selbst nicht glauben wollte, wußte der Führer angeblich auch nicht. Es ist dies eine der vielen Verfahren, wie die narzißtisch verarmten Führer und Geführten die Illusion der allwissenden hilfreichen „Union Mystique“ der utopischen Gemeinschaft stützen. Daß dabei offener Betrug – besonders im Umfeld der Massenmedien – eine große Rolle spielt, ist von den Führern früh erkannt und ausgenutzt worden.

Narzißtische Himmelfahrt

Diese Gruppierungen waren und sind stets sehr indolent gegenüber gewachsenen politischen und religiösen Autoritäten und ihren Anhängern und Sympathisanten, wie auch den gewachsenen Familienstrukturen mit respektierten, geachteten Vätern, weil das Ich-Ideal der traditionellen Führer das Überichgebot der Realitätswahrnehmung beinhaltet, so daß bei allem „Utopischen“ einer jeden Führer- und Gefolgschaft ein gewisses Ausmaß an Realitätswahrnehmung erhalten bleibt. Hier sind wohl auch die positiven Utopien im Kampf um eine bessere Welt zu verorten. Die wirklichen Autoritätsfiguren, die das Realitätsprinzip vertreten, werden vertrieben und durch den neuen Führer, der Autor und Urheber der Illusion einer Union Mystique zwischen Ich-Ideal und Ich ist, ersetzt. Er ist Zielpunkt für die unbewußten Kollektivphantasien der Errettung der Beschämten durch Fusionierung mit ihm. Alle diesen Aspekt betreffenden politisch-ideologischen Aussagen propa-

gieren eine Art narzißtischer Himmelfahrt. Die entsprechenden Kulte sind im allgemeinen eher symbiotisch angelegt („Blut und Boden“).

Die Regression ist bestimmt durch das Versprechen der Wiedervereinigung mit dem idealisierten Objekt. Das einzelne Ich erstreckt sich über die ganze Gruppe. In der Phantasie, alle seien gleich, entwickeln sich die megalomanen Tendenzen. Die Ermordung derjenigen, die nicht an der narzißtischen Himmelfahrt teilnehmen, also nicht im Sinne der Dynamik von Führer und Geführten gleich sein wollen, geschieht nicht im Namen des Gewissens, sondern dem des Ideals.

Aus all dem ergeben sich häufig apokalyptische Erlösungsphantasien mit der typischen Abfolge:

1. Zerstörung der Welt und Einebnung aller Unterschiede im Akt der Zerstörung,
2. Wiederkehr des idealisierten Objektes,
3. Fusionierung der erwählten Beschämten mit dem idealisierten Objekt und endgültige Verstoßung der Verdammten.

Für diejenigen, die nicht an der Gruppenphantasie partizipieren wollen und nicht genügend Machtmittel besitzen, der gewalttätigen Regression Herr zu werden, bedeutet die Realisierung dieser Phantasie die Zerstörung. Das ist das Verhältnis von Apokalypse und Holocaust. Alle großen Massenmorde und -suizide, die im Umfeld von terroristischen Utopien stattfanden und auf ihre unbewußte Dynamik untersucht wurden, hatten dieses Schema aufzuweisen.

Literatur

Arlow, J.A. (1951): *The consecration of the prophet*, Psychoanalytic Quarterly, 20, 374-397.

Krause, R. (1998): *Allgemeine Psychoanalytische Krankheitslehre*, Band 2: Modelle, Stuttgart: Kohlhammer.

Morus, Th. (1987): *Utopia*, München: Beck.

Richter, H.E. (1979): *Der Gotteskomplex*, Hamburg: Rowohlt.

Wurmser, L. (1993): *Die Maske der Scham*, Heidelberg: Springer.

Den Sozialismus in seinem Lauf ...

Von Hannah und Reinhard Wilhelm

Die Szene ist sicher den meisten von uns noch in Erinnerung, Altkämpfer Erich aus Wiebelskirchen vor seinem Berliner Gericht, das Fäustchen erhoben. Was zitiert er?

Den Sozialismus in seinem Lauf
hält weder Ochs noch Esel auf.

Dieses Gedicht ist nicht nur für das Thema unseres Schwerpunkts interessant; es bietet schon syntaktische Probleme von höchstem Interesse! Das fängt bereits mit der Frage nach dem Versmaß an. Es bedarf einiger Sprechversuche, bis man das richtige herausgefunden hat.

Den Sôzialismus in sêinem Lâuf
hâlt wêder Ôchs noch Êsel âuf.

Aha, was haben wir denn da? Nicht schwer zu identifizieren dieser leicht unregelmäßige vierhebige Jambus. Für den Endreim kann man die Eigenschaften „stumpf“ oder auch „männlich“ finden, wobei wir uns dem Kontext entsprechend für männlich entscheiden. Der falsche Singular „hält“ stört nicht weiter. Was ist schließlich ein falscher Singular angesichts kultureller Errungenschaften wie dem vierhebigen Jambus und dem Sozialismus? Das lyrische Ich tritt nicht aus dem Kollektiv hervor, wie es sich für einen echten Arbeiter der Stirn gehört.

Wenden wir uns aber jetzt der Bedeutungsfrage zu, also der immer wieder gestellten Frage, was uns der Dichter mit diesem Gedicht sagen wollte. Als erstes muß uns interessieren, welchen „Lauf“ der Dichter und mit ihm Erich denn gemeint hat. Bei klarer Betrachtung der Verhältnisse kann es sich nur um den real existierenden Leerlauf gehandelt haben. Außerdem interessiert uns, ob er Recht behalten hat. Diese Frage hat sich bereits in für die Aussage unseres Gedichtes paradoxer Weise geklärt. Waren es doch ausgerechnet mit lauter alten Rindviechern und

Eseln bestückte Politbüros und Zentralkomitees, die dem Sozialismus jeden Rest von „Lauf“ ausgetrieben haben.

Gehen wir zur Klärung der Semantik von der Standardsituation aus, in der wir Ochs und Esel vorfinden und fragen uns, was dort der Sozialismus zu suchen hatte. Es herrschte wahrlich auch ohne ihn schon ein ziemliches Gedränge im Stall, Josef und Maria, Jesus in der Krippe, ein Haufen gaffender Hirten, die heiligen drei Könige und eben Ochs und Esel. Was wollte der Sozialismus dort? Gründe gibt es zuhauf. Einmal wollte er wahrscheinlich die Könige expropriieren, ihre Vorräte an Gold, Weihrauch und Myrrhe ins Volkseigentum überführen. Dann wollte er sicher die Hirten agitieren, sie aus ihrem sklavenhaften Leben ins rosarote Paradies entführen. Schließlich gab es pilgermäßige Gründe, denn in der Krippe konnte man den laut Gorbatschow ersten Genossen besuchen.

Eine weitere Frage ist, weshalb könnten ausgerechnet Ochs und Esel den Sozialismus aufhalten sollen bzw. wollen? Es klingt ja so, als ob sie die letzte Bastion wären. Es gibt allerdings gute Gründe für diese Annahme. Beide ahnten, daß sie in zukünftigen Arbeiter- und Bauernstaaten nichts zu lachen haben würden. Außerdem war einem, nachdem man ihn mit einer chirurgischen Maßnahme vom Bullen eben zum Ochsen gemacht hatte, von da ab alles egal; er stellte sich nur noch stur und seine gewaltige Masse allen fortschrittlichen Entwicklungen in den Weg. Beim Esel lagen die Gründe eher im mentalen Bereich. Er verweigerte sich, weil Esel zum Verrecken nicht von den Vorteilen des Sozialismus überzeugt werden können.



Karikatur: Horst Haitzinger, 1989,
mit freundlicher Genehmigung

Es führt kein Weg nach Andymon

Erfahrungen mit der Utopie in der DDR-Science-fiction

Von Angela und Karlheinz Steinmüller



ie sind Weltraumgeborene, ohne Eltern, Produkte eines Raumschiff ohne Namen, das nach Jahrtausende langem Flug in die Kreisbahn um einen Planeten einschwenkt: eine tote, lebensfeindliche Welt. Noch nicht erwachsen, beschließen sie, diesen Pla-

neten zu besiedeln. Sie haben die nötige Technik – Bakterien, die die Atmosphäre verwandeln, Blaupausen für Ökosysteme – und sie sind, erzogen von Roboterammen, eine verschworene Gemeinschaft, in der ein jeder sein darf, was er will, und doch alle einer gemeinsamen Vision folgen: den Planeten zum Leben zu erwecken.

(Angela und Karlheinz Steinmüller: Andymon. Eine Weltraum-Utopie, 1982)

Man muß grauhaarig sein und erfüllt von Sendungsbewußtsein, um eine Utopie zu schreiben. Oder jung und voller naivem Menschenvertrauen. Letzteres traf auf uns zu, als wir uns um 1980 vierhändig an die Schreibmaschine setzten, um eine bessere Welt zu erfinden. Andymon sollte sie heißen; in dem Namen schwang noch ein wenig von Anadyomene, der Schaumgeborenen, einem Beinamen der Aphrodite, und Andymon sollte all das sein, was uns utopisch dünkte: frei und zwanglos, ohne Tabus und Verbote, aber trotzdem nicht anarchisch. Ein Hauch von Summerhill war über die Mauer geweht...

Ernst Bloch hatte von „Freiheit und Ordnung“ geschrieben, und wir gingen daran, den Widerspruch aufzulösen. Bei Morus, Bacon, Campanella dominierte die Ordnung, trotz allem grellen Licht der Vernunft roch die Sonnenstadt miefig, eben nach demokratischem Zentralismus. Was uns an den alten Utopien besonders abstieß, war jene Huxleysche Maxime „community – identity – stability“: das optimale Gemeinwesen gestattet keine Veränderung, aus dem Panzer seiner Perfektion stechen die Knochen hervor.

Konnte es nach Samjatin, Huxley und Orwell (den wir herzklopfend aus Ungarn eingeschmuggelt hatten) überhaupt noch eine Utopie geben? War sie – verwirklicht durch die Wohlfahrtsausschüsse des zwanzigsten Jahrhunderts – nicht endgültig

diskreditiert? Aber was blieb ohne Utopie? Wo der Osten noch nach verkrustetem Blut roch, regierte im Westen, jenem glitzernden Realutopia für die meisten unserer Mitbürger, in unseren Augen der blanke Kommerz. Keine Alternative. Etwas völlig Neues mußte her, eine Welt jenseits der ineinander verkeilten und sich mit Nachrüstungen überziehenden Blöcke.

Abstrakt schien der Weg völlig klar: Die statisch-starre Utopie Platonscher Prägung mußte durch eine dynamische, offene Utopie abgelöst werden: eine Utopie, in der die unbegrenzten Möglichkeiten für das Individuum, sich zu entfalten, zugleich Garantie für die Entwicklung des Ganzen sind. In „Andymon. Eine Weltraum-Utopie“ gelang uns der Entwurf. Aber wir scheiterten auch. Doch zuerst ein Blick auf die „utopische Literatur“ der DDR, denn im Rückblick lassen sich die großen Linien utopischen Denkens erkennen, die in ihr stets präsent waren.

Schöne Neue Welt der Nachfahren

Sie kehren nach Jahrzehnten im Kosmos zurück. Doch auf der Erde sind inzwischen Jahrhunderte vergangen, die Welt der Ururenkel unterscheidet sich von der, die sie verließen: der Kommunismus ist globusweit zur Realität geworden. Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen. Materielle Güter stehen – ohne Gegenleistung – in beliebiger Menge zur Verfügung. Doch auch die Menschen haben sich gewandelt; edel, groß und jugendlich schreiten sie einher, vollendet wie ihre Welt, schwer zu akzeptieren für die alternden Raumgereisten.

(Eberhardt del' Antonio: Die Heimkehr der Vorfahren, 1966)

„Utopisch“ nannten die DDR-Verlage seit den fünfziger Jahren Bücher über eine rosarote Zukunft im strahlenden Zeichen des fünfzackigen Sternes, chromblitzend und neonbeleuchtet, ohne Geld, Gewalt und Krieg, dafür mit einem Weltsoziet und Energie im Überfluß, und mit frohgemuten Werkstätigen, die – gekleidet in bunte synthetische Fasern – über die gläsernen Straßen flanieren.

Utopie, schon vom Wort her Ideal und Skepsis in einem, war für die frühe DDR-SF Legitimation und uneinlösbarer Anspruch zugleich. Die Bezeichnung verwies auf die lange, durchweg positiv gewertete Traditionslinie, die nach der offiziellen Lesart unweigerlich zur kommunistischen Perspektive führen mußte. Aber genau darin bestand das Dilemma. Einerseits verschaffte der Bezug auf Morus und Campanella und Bellamy der SF, die so amerikanisch nicht heißen durfte, hinreichend ideologische Respektabilität, andererseits waren einem wirklich utopischen Voraus-Denken nur allzu enge Grenzen gesetzt. „Die Zukunft“, so damals ein Literaturkritiker namens Hauswald, „heißt für uns nicht Utopia, sondern Sozialismus, und wir sind in der glücklichen Lage, aus unserer Zukunft selbst lernen zu können, nämlich von der Sowjetunion, 'in der das Morgen schon Geschichte ist'.“¹

Schlechte Zeiten für die Utopie. Sie wurde auf Bewährung in die Produktion geschickt und hatte – ganz im Sinne des sozialistischen Realismus – dort konkrete kulturpolitische Aufgaben zu erfüllen. Sie sollte junge Menschen für die lichte kommunistische Zukunft begeistern und gleichzeitig neue wissenschaftliche Erkenntnisse popularisieren. Immerhin, einige der „utopischen Produktionsromane“ wurden von zukunftsstüchtigen Heranwachsenden regelrecht verschlungen. Eberhardt del'Antonios *Gigantum* (1957) beispielsweise, in dem ein neues Transuran ungeheure Energien abgibt und die Jugend Europas eine Einschienenbahnstrecke von Paris über Berlin nach Moskau erbaut. Wie seine Autoren-Kollegen mußte del'Antonio technische Unglücke und schieläugige imperialistische Spione bemühen, um für Spannung zu sorgen. Das sollte sich bald ändern. Der Sputnik und Gagarin stießen das Tor zum Kosmos auf, demonstrierten dabei aufs augenfälligste die allseitige Überlegenheit des Sozialismus, und öffneten der osteuropäischen SF eine neue Perspektive – mit kosmischen Dimensionen. Der Roman *Das Mädchen aus dem All* (1957) des Paläontologen Iwan Jefremow – eine Vorwegnahme des kurzen Tauwetters der Chruschow-Ära – gab mit seiner grandiosen Vision eines „Großen Ringes“ verbrüderter kosmischer Menschheiten dafür das Muster vor.

5/7/5

S.22

**Das Regenwasser
geht in das verzweigte Netz
der vielen Bäche.**

3/5/3

**Das Wasser
ist der Fisch im Netz
der Bäche.**

25

**ACH Kürbisblüte –
abends aus anderem Himmel
erleuchtest du mich.**

27

3/5/3

**Die Küste
mit beschwingter Schrift
nachzeichnen.**

27 & 68

**Vom Baum fällt
ein Blatt, die Handschrift
des Vaters.**

31

5/7/5

**Süß-sauer der Fisch.
Grille und die Nachtigall
zirpen vom Tonband.**

Mehr noch als aus *Gigantum* wird aus del' Antonios viertem Roman *Die Heimkehr der Vorfahren* (1966) deutlich, daß sich in der DDR-SF zwei Linien utopischen Denkens miteinander verschränkten. Zum einen setzten die Autoren voraus, daß die sozialistische Utopie einer klassenlosen Gesellschaft verwirklicht sei, schilderten sie bald mehr, bald weniger vordergründig eine Welt, in der die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen abgeschafft ist, allenfalls noch einige unbedeutende Staaten wie Liechtenstein oder die USA dem Kapitalismus anhängen und die entfesselten Produktivkräfte Wohlstand für alle ermöglichen. Zum anderen übte die technokratische Utopie eines nach wissenschaftlichen Prinzipien organisierten Gemeinwesens eine große Faszination auf sie aus. Während ältere Autoren wie del' Antonio auf eine „ethische Kraft des Technischen“² bauten, ging allerdings der zweiten und dritten Autorengeneration der Glaube verloren, daß Wissenschaft und Technik alle Probleme zu lösen vermögen.

Del' Antonio versuchte – anders als viele seiner Kollegen, die der herrschenden Ideologie mit der

Erwähnung eines Weltsowjets kurz Lippendienst leisteten, um dann desto ungebremster in technische Abenteuer, die auch im Westen üblich waren, durchstarten zu können – die kommunistische Welt des Jahres 2300 auszumalen. Eine Welt der Gleichheit und Brüderlichkeit, ohne Klassenkampf, Krieg und Verbrechen, in der als schlimmste Strafe für Verfehlungen Arbeitsverbot ausgesprochen wird, denn zu arbeiten ist erstes Lebensbedürfnis für alle, Arbeitsunwilligkeit ein Krankheitssymptom.

Was dem Gesellschaftsbild an Konturen (und auch an phantasievollen Eigenwilligkeiten) fehlt, ersetzt eine ans Wunderbare grenzende Technik, die alle Lebensbereiche durchdringt. Die heimgekehrten Raumfahrer, Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts mit ihren Eigenheiten und Schrullen, können sich – bei so viel Perfektion rings um sie – in dieser rundum positiv utopischen Zukunft, umorgt von hübschen Betreuerinnen, nicht daheim fühlen, denn ihnen ist schmerzlich klar, daß sie auf die Nachfahren wie tumbe Neandertaler wirken müssen. Es ist just dieser Punkt, wo sich schon bei del'

Dr. phil. Karlheinz Steinmüller,

Jahrgang 1950, Diplomphysiker und promovierter Philosoph, ist Projektmanager am *Sekretariat für Zukunftsforschung Gelsenkirchen (SFZ)*.

Background

Von 1982 bis 1990 war Steinmüller freischaffender Schriftsteller und verfaßte – in der Regel gemeinsam mit seiner Frau Angela – insgesamt drei SF-Romane, zahlreiche SF-Stories, einige Hörspiele sowie eine Biographie über Charles Darwin. Daneben thematisierte er in zahlreichen Essays anhand der Science-fiction Fragen des Verhältnisses von wissenschaftlich-technischen Fortschritt und gesellschaftlicher Entwicklung. Von 1988 bis 1990 war er Vorstandsmitglied des DDR-Schriftstellerverbandes.

Vor seiner schriftstellerischen Laufbahn befaßte sich K. Steinmüller als wissenschaftlicher Mitarbeiter am *Zentralinstitut für Kybernetik und Informationsprozesse der Akademie der Wissen-*

schaften der DDR mit der mathematischen Modellierung, Computersimulation und Steuerung von Ökosystemen (speziell Agroökosystemen) und theoretischen Fragen der Populationsdynamik.

Futures

Seit 1991 arbeitet er am SFZ und hat sich u.a. mit dem Nutzen der Science fiction für die Zukunftsforschung, kulturellen Wirkungen von Virtuellen Realitäten und mittelfristigen Perspektiven für Rußland befaßt. Daneben gilt sein Interesse prospektiven Studien auf biomedizinischem Gebiet und langfristigen technologischen Entwicklungen. Derzeit beschäftigt sich K. Steinmüller schwerpunktmäßig mit theoretischen Grundlagen der Zukunftsforschung und der Technikfolgenabschätzung, mit der Geschichte des Zukunftsdenken sowie mit Zukunftsstudien auf dem Gebiet der Telekommunikation.

Antonio ein Umschlagen von technischer Utopie in technokratische Antiutopie andeutet. Die unbesonnenen, gefühlsanfälligen Urmenschen des zwanzigsten Jahrhunderts erscheinen lebendiger als die Einwohner Utopias. Aber diesen wäre es ein leichtes, auch ihre Vorfahren „biokosmetisch“ zu perfektionieren und der physisch wie ästhetisch idealen Körperrorm anzupassen. – Technik erzeugt Technokratie, wenn das menschliche Individuum ihren Normen unterworfen wird.

Die Irrtümer der Großen Zauberer

Sie leben zufrieden und glücklich, die Bewohner des Landes Plikato, wo der Große Zauberer Multi Multiplikato mit seinen kybernetischen Maschinen wohlütig herrscht. Arbeit ist weniger und weniger nötig; eine narkotisierende Birnenart versetzt die Menschen in einen dämmrigen Konsumzustand. Nicht einmal die Weißen Blitze – Autos, die mörderisch durch die Menge rasen, – können sie daraus schrecken. Nur ein Mädchen und ein Junge wider-

setzen sich einfallsreich, ja anarchistisch-kreativ der Manipulation.

(Günther und Johanna Braun: Der Irrtum des Großen Zauberers, 1972)

Etwa um 1970 beginnt sich ein dritter Strang utopischen Denkens in der DDR-SF deutlicher abzuzeichnen. Es handelt sich nicht um neuerliche Visionen von einer Schönen Neuen Welt mit schönen neuen Menschen darin, sondern um utopische Gegenentwürfe gegen die erstarrende Realität der DDR: die Utopie der individuellen Selbstverwirklichung anarchisch-kreativer, künstlerischer Menschen. Diesen Weg „vom Wir zum Ich“, am Rande sei es vermerkt, ging auch die Gegenwartsliteratur der DDR.³

Enttäuschte Erwartungen standen bei der Geburt dieses Utopie-Stranges Pate. „Überholen ohne einzuholen“, hatte die Parole der letzten Ulbricht-Jahre gelaute. Die überlegene Gesellschaftsordnung, Wissenschaft und Technik (vor allem die Kybernetik!) sollten es möglich machen, daß der Osten am Westen vorbeizog. Anfang der siebziger

Angela L. Steinmüller,

Jahrgang 1941, ist Diplom-Mathematikerin.

Background

A. Steinmüller ist seit 1980 freischaffende Schriftstellerin und hat – in der Regel gemeinsam mit ihrem Mann, K. Steinmüller – insgesamt drei SF-Romane, zahlreiche SF-Stories, einige Hörspiele sowie eine Biographie über Charles Darwin verfaßt. Für ihre Arbeiten wurde das Schriftstellerpaar Steinmüller u.a. 1988 mit dem *Prix Européen de la Science-Fiction* und dem *Traumkristall-Preis* ausgezeichnet. Für ihre Kurzgeschichte *Der Kernenmacher* erhielt A. Steinmüller 1992 den *Kurt-Lafwitz-Preis*.

Vor ihrer schriftstellerischen Laufbahn arbeitete sie als Organisatorin in der EDV-Einsatzvorbereitung.

Futures

Im Rahmen des Projektes *Der weiße Fleck. Verdrängte Wirklichkeit in DDR-Literatur und -Geschichte* der *Literaturbrücke e.V.* hat A. Steinmüller in den Jahren 1991–1993 das Zukunftsbild der utopischen Literatur der DDR aus den fünfziger und sechziger Jahren untersucht. Aspekte dieser Analyse waren u.a. das Technikbild (Atomkraft, Mobilitätsvisionen), das Gesellschafts- und das Frauenbild, insbesondere jedoch Tabuzonen, ideologisch bedingte „weiße Flecken“ im Zukunftsbild, Eingriffe der Zensur und existierende Freiräume. Die Ergebnisse des Projektes wurden in dem Band *Vorgriff auf das lichte Morgen. Studien zur DDR-Science-fiction* publiziert.

Als Freiberuflerin führt A. Steinmüller derzeit u.a. Recherchen für das wissenschaftshistorische Einsteinprojekt der *Boston University* durch. Daneben befaßt sie sich mit der Geschichte der Science-fiction und mit aktuellen Zukunftsvisionen.

Mit siebzehn Schritten
schreiten die Klapperstörche
durch die Fünfsünfe.

(Beredtes Gesicht
der Taubstümmel, immer wild
gestikulierend.)

(Jonas vor der Stadt
flieht. Da verschlingt ihn der Wal.
Der bringt ihn zurück.)

(32,4)

Ins Marienglas
fällt herab himmlischer Tau
in Windenblüten.

3/5/3

Vom Bambusch
springt ein nackter Frosch
ins Wasser.

Jahre war diese parteioffizielle Utopie ausgeträumt. „Die realistische Sicht auf die Probleme der gegenwärtigen Gesellschaft in der DDR“, schrieb rückblickend Olaf Spittel, ein Experte für DDR-SF, „aber ließ eine reine positive Utopie, spätestens ab Mitte der sechziger Jahre, nicht mehr zu. So bildeten sich notgedrungen literarische Mischformen heraus, jene [...] für die DDR typische Mischung aus positiver und antiutopischer Science-fiction.“⁴⁴

Autoren wie Leser hatten entdeckt, daß die „utopische“ Verfremdung, der entlegene, von der Zensur schwerlich überprüfbare Schauplatz Gelegenheit zur kritischen Antiutopie bietet. So schildert Heiner Rank in dem Roman *Die Ohnmacht der Allmächtigen* (1973) auf den ersten Blick eine Wohlstands- und Freizeit-Utopie: Jeder kann jedem Vergnügen nachgehen, die Arbeit ist abgeschafft. Für den Helden wie den Leser zeigt sich aber bald die Kehrseite des grenzenlosen Freizeitparks: totale Sinnentleerung.

Näher in die Tabuzonen um das realsozialistische Regime wagten sich Günther und Johanna Braun. Bereits in ihrem SF-Erstling *Der Irrtum des Großen Zauberers* (1972) malten sie genüßlich und ironisch den phantasievoll-individualistischen Widerstand gegen einen Diktator aus, der seine Herrschaft auf Konsum und Massenverdummung gründet. Ihnen ging es um die *Kunstfehler in Harmonopolis* (so der Titel einer Erzählung von 1975), die blinden Flecken im Auge des Betrachters, der sich an einer oberflächlich heilen Zukunftsvision ergötzt. Waren bei del' Antonio noch Ingenieure und Kosmonauten die positiven Helden, so sind es bei den Brauns, Alfred Leman, Curt Letsche und einigen anderen Autoren dieser Zeit eher deren Gegenspieler, Menschen, die gegen die Konventionen eines verwissenschaftlichten Lebens aufbe-

gehren, gegen die Professor Mittelzwergks (aus *Conviva Ludibundus*, 1978), die kurzzeitig wähen, die Folgen ihrer Erfindungen im Griff zu haben, gegen technokratische (also auch: bürokratische) Reglementierungen.

Werk-Welt

Sie sind dem traditionellen homo sapiens himmelweit überlegen, die Bewohner Cargelas. Ungeheuer intensiviert ist ihre Auffassungsgabe, potenziert ihre intellektuellen Fähigkeiten, rastlos schaffend sind sie tätig, gnadenlos kreative Geistmenschen. Ab und zu laden sie Normalsterbliche in ihre geschlossene Werkwelt, vielleicht kann der eine oder andere von ihnen zu ihrem mentalen Niveau entwickelt werden?

(Gottfried Meinhold: *Weltbesteigung*, 1984)

Meinholds Roman stellt die letzte breit angelegte Totalschau einer Gesellschaft dar – ein typischer-

weise ambivalentes Utopia: eine in sich geschlossene Mega-Stadt der Zukunft, eine hypertrophierte Informationsgesellschaft, hedonistisch und arbeitsbesessen in einem, reizüberflutet und in ständiger Lebensbeschleunigung begriffen. Die Protagonisten, hochqualifizierte Menschen von außen, vermögen nicht Schritt zu halten. Sie werden durch verschiedene Sphären der Stadt geführt, erleben eine perfekte, rationale Lebensweise in einer High-Tech-Zukunft. Während den einen Cargela als ein wahres Forschungsparadies erscheint, empfinden die anderen diese Welt als eine subtile Perversion der Fortschrittsideale. Letztlich werden sie alle mit der Frage konfrontiert, was ein erstrebenswertes Leben sei.

Faszination und kritische Sicht verschmelzen bei Meinhold. Den Bewohnern Cargelas fehlt ein Stück altmodischer menschlicher Wärme, rastlose Intellektuelle, die sie sind. Und doch wäre es verkürzt, Cargela zur technokratischen Utopie abzustempeln. Gehört diese nicht in das in Cargela längst überwundene Industriezeitalter? Statt technokratischer Rigidität zeichnete die Werkwelt eine unerhörte Flexibilität und Dynamik aus; sie beruht auf vernetzten Strukturen, nicht Hierarchien, setzt den Individuen nicht Grenzen, sondern treibt sie voran zu intellektueller und auch sinnlicher Selbstverwirklichung – die schon wieder über jedes menschen-erträgliche Maß hinausführt.

Das Haus im Raumschiff

Sie fechten, auf Jahre zusammengeschlossen in einem Raumschiff, unter sich den kalten Krieg ihrer Herkunftsländer aus. Der Held jedoch errichtet inmitten des Raumschiffes mit eigenen Händen ein Haus, Platz für sich und seine Geliebte, einen Frei-Raum, in den die eskalierend feindselige Atmosphäre ringsumher nicht einzudringen vermag.

(Peter Lorenz: *Blinde Passagiere im Raum 100*, 1986)

Wie der Staat, das System, so war der Systementwurf in die Krise geraten. Utopisches konnte nicht mehr in der befohlenen Zukunft der Partei gedeihen; war nicht mehr als visionär verlängerte DDR

vorstellbar. Griff einer der Autoren in den achtziger Jahren noch auf die alten Schablonen zurück, so wirkte dies bloß lächerlich. Die Hoffnung auf ein menschenwürdiges Leben fand nicht mehr in der großen Pose Ausdruck, sondern im Privaten. Statt Weltentwurf Entwurf des kleinen Glücks: Rückzug der Utopie in die Nische, jenen Ort in den Lücken des alles andere als totalen Totalitarismus, wo der Mensch Mensch sein durfte – der Lieblingsaufenthalt des DDR-Bürgers.

Aber handelt es sich tatsächlich um einen Rückzug? Ist es nicht vielmehr ein Neuansatz, jenseits des Systems? Utopisch im eigentlichen Sinne, weil systemtranszendierend? Christa Wolf hatte in ihrer *Kassandra*-Erzählung (1983) jenen voranschreitenden Rückzug vorexerziert: die Gemeinschaft der Schwächsten abseits vom mörderischen Kampf der Starken.

Das phantastisch verfremdete Nischen-Idyll war utopischer Entwurf, eben weil es menschliche Wärme und individuelle Freiheit in einer gesellschaftlichen Eiszeit zurückforderte. Was formal eine Binnen-Utopie war, das bunte Einsprengsel eines lebenswerten Gemeinschaftsentwurfs in einer ansonsten grauen oder dystopischen Welt, hatte Konjunktur im letzten Jahrzehnt der DDR. So ist in Alfred Lemans Erzählung *Die Revision* (1980) eine kleine Raumfahrergruppe auf einem fremden Planeten eigenmächtig zurückgeblieben, um eine eigene Lebensform zu finden. Ähnliches gilt für die Heldin von Lemans wohl komplexestem Werk *Schwarze Blumen auf Barnard 3* (1986), in dem eine Gruppe von Astronauten – als für die weitere Mission überflüssige Masse – auf einem unerkundeten Planeten planmäßig vorübergehend ausgesetzt wird. Überhaupt spielen Frauengestalten nicht nur bei den Brauns und Leman eine wichtige Rolle: Sie verkörpern den Widerpart zur verengten, maschinenhaften männlichen Ratio. Eine homöopathische Dosis Feminismus ist so in die DDR-SF eingedrungen. Während sich bis zum Ende der DDR keiner der Autoren gegen die Vision der ausbeutungsfreien Gesellschaft stellte, wurde es fast zur Regel, Kritik an der technokratischen Utopie – mit ihren Ausprägungen in Rationalismus und Bürokratie – zu üben.

Den Blütenstengel
umringeln zarte Wellen
der Wasserfläche.

Wenn der Traumturm fällt

Sie haben es verlernt, aus eigenem Vermögen zu träumen, die Einwohner der Stadt Miscara. Ein Fremder soll ihnen nun jede Nacht vom Turm aus vorträumen, was der Rat an Träumen beschließt. Doch Träume lassen sich nicht dirigieren, sie dringen in den Alltag. Phantastisches Ungetier durchstreift bald auch tagsüber die Straßen, übt Rache für längst vergangene Verbrechen; die Stadt wird gläsern-durchsichtig wie in den Träumen, kristallisiert... Bis der Traumturm fällt...

(Angela und Karlheinz Steinmüller: Der Traummeister, 1990)

Der Traummeister war ein Produkt der Perestroika, die die DDR nie erreichte, und – 1988 geschrieben – auch eine Vorwegnahme von befreiendem Wende-Durcheinander und Runden Tischen. Und nicht zuletzt eine leise Absage an die Utopie von *Andymon*, die wir als ferne historische Kulisse für die mehr oder weniger mittelalterliche Stadt Miscara auf einem entlegenen Planeten voraussetzten.

In *Andymon* hatten wir versucht, das Unvereinbare zu vermählen, Freiheit und Ordnung, Hochtechnologie und intakte Natur, menschliches Maß und die Megamaschine. Platz genug hatten wir dafür vorgegeben: Einen jungfräulichen Planeten, der umgeformt, belebt, besiedelt werden sollte. Eine Pionier- und Siedlerutopie entwickelte sich, doch ohne die rigiden Zwänge, die solchen Gründungen in der Regel anhaften. Der Angelpunkt war dabei für uns, daß die Nachgeborenen die gleiche Freiheit haben sollten, ihre Lebensweise selbst zu wählen, wie die Erstsiedler. *Andymon* funktionierte zwar nicht als Binnen-, aber doch als Kleingruppen-Utopie. Vorstellbar war uns diese Gemeinschaft, solange noch – wie in Schweizer Dörfern – das einfache Handmehr alle Fragen entscheidet. Vielleicht noch im Rahmen einer Polis, wo ein jeder jeden kennt. Muß Utopie räumlich auf den schon von Platon vorgegebenen Kreis begrenzt bleiben? Es widerstrebte uns, Modelle einer repräsentativen Demokratie oder der Willensbildung per Datennetz auszumalen; wir fürchteten, auf aus-

44

Vom Rotwein blüht mir
die Nase hinterm Fächer
auf der Blütenschau.

46

Mao stirbt endlich.
Er hat Mäuse gefressen.
Wird eine Katze.

(Es ist Sängerkrieg
auf der Eisenacher Burg
und niemand geht hin.)

47

Wer malt im Frühling
Blüten auf das Porzellan
der Kaurimuscheln?

getretene und folglich untaugliche Pfade zu geraten. *Andymon* mußte zur Sackgasse werden.

Im *Traummeister* suchten wir einen Ausweg aus der Sackgasse, ohne ein Idealmodell vorgeben zu können, einen Weg aus der gesellschaftlichen Erstarrung, die unsere fiktive Stadt wie die DDR befallen hatte. Im Bild des Traumturms verband sich manches: die Macht der Medien, die platten, vorgegebenen Visionen der Ideologie, aber auch ein Aufbruch in neuerliche Utopie, der seine Kraft aus den Tiefen des gesellschaftlichen Unterbewußten schöpft. Bezeichnend für die offiziellen Scheuklappen war die Anmerkung eines Lektors zu unserem Manuskript: Es komme darauf an, daß

die Einwohner Miscaras die „richtigen“ Träume träumten. Wir aber beharrten darauf, daß ein jeglicher und eine jegliche selbst zu träumen lernen müssen.

Rückforderung der Utopie im Zeitalter der Globalisierung

Literatur gedeiht stets in einem bestimmten sozialen Umfeld; Unterhaltungsliteratur zumal hängt von den prosaischen Bedingungen des Marktes ab. Mit der Wende fielen die geistigen Mauern – aber mit diesen verschwand auch der ehemals ummauerte Markt und fast sang- und klanglos über Nacht die DDR-SF. Gleichzeitig wurde auf den Feuilletonseiten der großen (westdeutschen) Tageszeitungen die Utopie für tot erklärt und die alte Erkenntnis aufgewärmt, daß den Staatsutopien fast ausnahmslos ein totalitärer Charakter eigen ist. Doch realisiert sich utopisches Denken – wie der Ausklang der DDR-SF belegt – nicht mehr in Staatsentwürfen, sondern im Nachdenken über neue Formen des menschlichen Zusammenlebens. Vergessen wird darüber hinaus, daß die DDR-Literatur insgesamt, eben weil sie die Wunschvorstellung von einer entfremdungsfreien Gesellschaft, den Traum von einem harmonischen Zusammenleben der Menschen aufrecht hielt, dem nackten Kaiser des „realexistierenden“ Sozialismus die Blößen im Spiegel zeigte.

Die Zukunft scheint heute so festgeschrieben wie zu Zeiten des tönernen Miniatur-Kolosses DDR. Informationsgesellschaft, Globalisierung, Beschleunigung, Virtualisierung – Platz für Gegenentwürfe, also Entwürfe gegen den Zeitgeist, ist da nicht mehr. Kinder, nach ihren Zukunftswünschen befragt, wissen noch das eine oder andere und nennen eine intakte Umwelt, billige und gute Schulspeisung, CDs zum Selberbasteln und vor allem aufmerksame Mitmenschen. Auf politischer Ebene aber bleiben neben der Datenautobahn, dem Euro und einem sich verstärkenden Wettbewerb wenig Visionen übrig.

Das Schlagwort vom „Standort Deutschland“ faßt die Situation in ungewollter Ironie ins Bild: Bei aller Flexibilität und Beschleunigung – bewegen

will man sich nicht. Die Last der Veränderungen wird dem Individuum aufgebürdet, das sich bei Strafe der Ausgrenzung an die Schöne Neue Cyber-Welt anzupassen hat. Wie erging es doch Alice im Wunderland: „It takes all the running you can do, to keep in the same place.“ Vielleicht ist nach der dynamischen Utopie nun eine Utopie der Entdynamisierung nötig?

Utopie wendet sich stets gegen die Kräfte, die uns zu überwältigen drohen. Und dies heißt heute: gegen den Totalitarismus der Marktkräfte (nicht gegen den Markt), gegen den Herrschaftsanspruch der Technik (nicht gegen die Technik). Auch wenn uns die Werbung das glauben machen will, die neue Utopie kann nicht Internet und Cyberspace heißen. Sie muß da anknüpfen, wo Utopie immer angeknüpft hat: an die alltäglichen Wünsche und Ängste. Und sie darf keinen ewig jungen, dynamischen und erfolgreichen homo informaticus voraussetzen, sondern sie muß dem alten Adam und der alten Eva gerecht werden. Menschliches Maß als Kernforderung der neuen Utopie... Was auch bedeutet, daß den Menschen das Lebensbedürfnis sinnerfüllter Arbeit nicht verwehrt werden darf.

So gesehen, bleibt *Andymon* unsere Aufgabe. Und vielleicht finden wir einen Weg dorthin. Diese utopische Hoffnung wenigstens wollen wir nicht aufgeben.

Anmerkungen

1 Gerhard Hauswald, *Propheten dringend gesucht. Eine Betrachtung über den Zukunftsroman*, in: SONNTAG, Nr. 52/1957, S. 8.

2 Der Ausdruck „ethische Kraft des Technischen“ stammt von Kurt Laßwitz, dem „deutschen Jules Verne“, der um die Jahrhundertwende technische Visionen mit einem durch Kant inspirierten Humanismus verband.

3 Erwähnt werden sollte auch, daß ein Gegenwartsautor die bedeutendste Antiutopie der DDR verfaßte: Franz Fühmann. Sein Erzählungszyklus *Saiäns-Fiktschen* (1981) rechnet mit der Bitterkeit und dem Sarkasmus eines Desillusionierten mit den Verkrustungen einer Gesellschaft ab, in der Ideologie alle Lebensbereiche vergiftet und die Menschen verkrüppelt.

4 Olaf R. Spittel, *Nachwort*, in: *Die Zeitinsel. SF-Erzählungen aus einem Land, das es mal gab*, Berlin 1991.

Star Trek

Eine Utopie im Wandel der Zeit

Von Volker Simshäuser



Vor zwei Jahren konnte die US-Fernseh- und Filmgesellschaft *Paramount* ein nicht alltägliches Ereignis feiern: Den 30. Geburtstag einer Fernsehserie, die mittlerweile mehr als das geworden ist und fast schon ein Kulturphänomen zu sein

scheint. Und das, obwohl man diese für die damaligen Verhältnisse nicht gerade zeitgemäße Serie, die so sehr Frieden, Toleranz und Einigkeit zwischen den Menschen und ihren Kulturen predigte, Ende der 60er Jahre zunächst aus dem Programm gekippt hatte.

Selbst der Schöpfer und federführende Gestalter des *Star Trek*-Universums, Gene Roddenberry, konnte nur einen Teil des enormen Erfolges miterleben, bevor er 1991 verstarb. Aus seiner Idee einer Weltraumsaga, orientiert an den Geschichten der Pioniere des amerikanischen Westens und der Seefahrt-Abenteuer des Horatio Hornblower, wurde für das Fandom, die Fans und Anhänger von Kirk, Spock und Co, eine Wunschvorstellung der menschlichen Zukunft, für andere ein riesiges Vermarktungsgeschäft und eine Erfolgsstory. Wieder andere sehen darin ein zu belächelndes Kinderspiel, doch hat die Serie, die mittlerweile drei Ableger und acht Kinofilme nach sich zog, mehr als nur scheinbar anspruchslose Unterhaltung zu bieten.

Eine ganz besondere Vision

Roddenberry hatte die *Enterprise*-Reihe mit dem Weltraumhelden Kirk, dem Logiker Spock und dem grummeligen Arzt McCoy ursprünglich sicher auch als etwas erdacht und entwickelt, was Erfolg haben, also dem Sender, dem er es verkaufen wollte, Geld einbringen sollte. Doch im Gegensatz zu damals vorherrschenden Trends der Science-fiction und zum Drohgehebe der Großmächte – wie etwa während der Cuba-Krise – hatte Roddenberry eine positive Vision von der politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung im 22. und 23. Jahrhundert. Diese Vorstellung von der Zukunft wollte Rodden-

berry unbedingt über das Medium Fernsehen nach außen tragen.

Die Science-fiction-Autoren der Sechziger bevorzugten dagegen immer noch die Klischees feindlicher Marsbewohner, des „Kampfs der Welten“ und der grundlegenden moralischen Überlegenheit der Menschen. Roddenberry und die Drehbuchautoren von *Star Trek* setzten dem entgegen, daß die Menschheit in der Zukunft endlich verstanden und verinnerlicht hätte, daß es nicht gegeneinander, sondern nur miteinander funktionieren kann. Die Erforschung des Weltalls als letzte große Aufgabe könnte, so dachte Roddenberry, nur friedlich und vor allem gemeinsam gelöst werden, nicht in einer Konstellation vieler verschiedener, gegeneinander operierender Mächte.

Seine Ideen stießen jedoch zu Beginn nicht auf breite Zustimmung. Den ersten Pilotfilm *The Cage* cancelte die Fernsehgesellschaft NBC mit der Begründung, er sei zu niveauvoll. Nicht dem gängigen Science-fiction-Geschmack entsprechend war sowohl der Inhalt dieser Episode – es ging um körperlose Wesen, die intelligenter und überlegener waren als die Menschen und überdies nicht mal richtig bekämpft wurden – als auch die Gleichberechtigung der Geschlechter an Bord des Raumschiffes. Daß, wie ursprünglich geplant, eine Frau die erste ausführende Offizierin werden sollte und ein Außerirdischer, der für die Produzenten fast wie Mephisto aussah (man beachte Spocks Augenbrauen und die Spitzohren), ebenso eine Hauptrolle haben sollte, ging den Verantwortlichen entschieden zu weit. Roddenberry konnte immerhin Spock für seine Serie retten, die Frau, so sagte er später immer wieder, „habe er als Entschädigung geheiratet“. Dennoch bekam Roddenberry eine zweite Chance mit dem Pilotfilm *Where No Man Has Gone Before* und konnte mit der Entwicklung seiner ersten Staffel fortfahren.

Schon die Besetzung der Crew zeigte, wie die *Enterprise* eine ganz und gar eigene utopische Vorstellung von der Zukunft im Weltall verkörperte. Die Brücke des Flaggschiffs der sogenannten Föderation verwirklichte nämlich sehr überzeugend die Idee vom Ende der Nationalstaaterei und des Supermachtgehabes. Zwar war nicht zu über-

sehen, daß die Amerikaner die dominierende Rolle einnahmen, daß die Standardsprache auf allen Raumschiffen Englisch war und daß allein schon das Kürzel U.S.S. deutlich an die U.S.A. erinnerte.

Bei der Besetzung der Führungsoffiziere gab es diese Dominanz nicht, gezeigt wurde eine friedlich und harmonisch agierende multikulturelle Mannschaft: Die zur Entstehungszeit noch vielerorts benachteiligten Schwarzen (Kommunikationsoffizierin Uhura), die ehemaligen Kriegsgegner aus Japan (Steuermann Sulu) und sogar ein Vertreter des damaligen „Feindes“, ein Russe (Chekov, Navigator), fanden Platz an Bord der Enterprise. So harmonisch, wie die Besatzung die Rassen- und Nationalitätenkonflikte überwunden zu haben schien, sollte auch der Weltraum erforscht werden.

Erforschen, nicht erobern

Ganz im Gegensatz zu den meisten Entdeckern der Geschichte sollten Kirk und Co daher nicht als Eroberer, Missionare und Besatzer auftreten, sondern aus purem wissenschaftlichen Interesse forschen und entdecken. Um dies zu gewährleisten und auch Diskussionsstoff für spätere Folgen zu haben, erdachten die Ideengeber der Serie die sogenannte Oberste Direktive, das wohl strengste Gesetz der Föderation:

„Jede Spezies hat das Recht, ihre eigene Evolution durchzumachen. Die Sternenflotte darf keine noch so unterentwickelte Welt mit moderner Technik und höherem Wissen in Kontakt bringen – es sei denn, um frühere Verletzungen dieses Gebots zu korrigieren.“

Es war natürlich von Anfang an geplant, daß gerade dieses Gebot immer wieder Konfliktstoff für den Kapitän und seine Besatzung bieten sollte, war doch die Verwirklichung dieser Anweisung durchaus Auslegungssache.

Doch nicht nur die Frage, wie man das Weltall erforschen sollte, sondern auch die Existenz verschiedener Rassen und Herrschaftssysteme innerhalb des Weltalls waren Probleme, die es für Roddenberry und seine Mitstreiter zu lösen galt. Die

Vereinigte Föderation der Planeten war die gewünschte Lösung: Mit mehreren intergalaktischen Rassen und Völkern, von den Menschen über die spitzohrigen Bewohner Vulkans bis hin zu so exotischen Kulturen wie den Tellariten und Bolianern fand sich alles, was man sich erdenken konnte, in der Föderation zusammen. Dieses politische Gebilde eines losen Staatenbundes entwickelte sich mehr und mehr zu einer Art EU im Weltall, mit amerikanischem Einschlag, was aber erst die nachfolgenden Serien *The Next Generation* (TNG), *Deep Space Nine* (DS9) und *Voyager* (VOY) erklärten.

An der Spitze steht der von den Bürgern der Föderationsstaaten in direkter Wahl gewählte Präsident, der zusammen mit dem Föderationsrat und der alles in allem doch auch militärischen Sternenflotte agiert. Draußen im Weltall wird jedoch die Politik eher von den Kommandanten der Raumschiffe und Stationen gemacht, so daß die Sternenflotte manchmal als Legislative, Exekutive und Judikative in einem auftritt. Erst in *DS9* wurde dieses Problem schließlich genau thematisiert und behandelt, und es entstanden Klassiker wie *Paradise Lost*, eine *DS9*-Episode, in der Captain Ben Sisko auf der Erde einen Putschversuch seines obersten Admirals verhindern muß, der die Erde vor dem neuen übermächtigen Feind, dem Dominion, als Militärdiktator schützen will, weil er das basisdemokratische Herrschaftssystem der Erde dafür als unzureichend empfindet. Damit zeichnet sich ab, daß jede noch so schöne Utopie von der „totalen“ Demokratie Gegner und Widerspruch finden wird.

Am Anfang stand das Ende

All diese Feinheiten von politischem Utopismus entstanden erst mit dem großen Erfolg der ersten Originalserie und ihrer Ableger. So verriet erst der letzte, 1996 entstandene Kinofilm mit den Nachfolgern Captain Kirks auf der *Enterprise* mehr über die Entstehung der Föderation und den Wandel der Menschen, der im 21. Jahrhundert zur friedlichen Koexistenz im Weltall führte. Doch am Anfang stand zunächst das radikale Ende: In diesem Punkt dem Pessimismus seiner damaligen Kollegen entsprechend, glaubte Roddenberry nicht

Kirschblüten am Berg.
 Da droht mir schon der Kuckuck.
 Schnell kehre ich um.

Ungebetener,
 ein Kuckuck im Gebirge
 zählt meine Jahre.

49

Staub aus den Kleidern
 klopfe ich. Und die Haseln
 blühen im Südwind.

50

Der Reisigbesen
 kehrt die Kirschblüten ins Tal.
 Hörst du den Kuckuck?

Der Kuckuck
 fegt ins Tal. Staub vor
 dem Besen.

darán, daß die Menschheit aus alleiniger Vernunft diesen Wandel schaffen könnte.

Die *Star Trek*-Historie beinhaltet eine Vielzahl von Katastrophen: genetisch erzeugte und überlegene Menschen, die in den Eugenischen Kriegen (etwa um unsere Zeit heute) die Erde tyrannisierten, den nuklearen Holocaust und anderes mehr. Roddenberry unterschied sich aber insofern von seinen Kollegen, als er glaubte, daß ein langer Evolutionsprozeß die Menschen schließlich dazu bringen würde, im Einklang miteinander, die Natur und ihren Planeten achtend, friedlich zu leben. In der fiktiven Historie kamen jetzt erst Aliens, also Außerirdische, ins Spiel. In dem Kinofilm von 1996 erfuhr man, daß erst der Besuch der moralisch wie technisch überlegenen Vulkanier

den Menschen klarmachte, daß sie nicht alleine im Weltall sind und daß man nur vereint die neuen Aufgaben der Erforschung des Weltalls bewältigen könne. Ein Gag am Rande war hierbei, daß erst mit dem ersten Überlichtgeschwindigkeitsflug eines Menschen das Interesse von außerirdischer Intelligenz an unserem primitiven Planeten entstand. Vielleicht ein Grund, warum wir bisher noch nicht besucht worden sind?

Aus Feinden werden fast immer Freunde

In 79 Folgen legten Captain Kirk und seine Mannschaft den Grundstein für die Erforschung unseres Universums durch Menschen und ihre Verbündeten. Dabei konnte und sollte nicht jede Folge Politisches zeigen und moralisieren, viele Episoden sollten auch einfach nur unterhalten oder mißglückten schlichtweg in beiderlei Hinsicht. Dennoch fand *Star Trek* eine riesige Anhängerschaft. Dies lag und liegt wohl auch daran, daß hier nicht immer die Menschen der Weisheit letzter Schluß waren, daß vielmehr nicht selten weiter entwickelte, zuweilen sogar nicht-humanoiden Kulturen verbessert eingriffen und Konflikte regelten,

wie zum Beispiel in *Errand Of Mercy*, wo die energetischen Bewohner Organias einen Frieden zwischen Föderation und Klingonen (dem ältesten Feind und späteren Verbündeten) regelten. Denn Feindschaften oder große kriegerische Konflikte bestimmten nie die Handlungen in *Star Trek*. Natürlich gehörte auch Action in die Serie, aber spätestens mit der Fortsetzungsserie um den glatzköpfigen Franzosen Picard war klar, daß Probleme und Konflikte in erster Linie in Respekt vor jeder Art von Kultur gelöst werden sollten. Die Sternenflotte handelte in den seltensten Fällen nach dem Motto „Shooting And Killing“, sondern strebte nach einvernehmlichen Lösungen.

Um dennoch die Spannung zu halten, wurden in *Next Generation* eine ganze Reihe von Kulturen

Dem Geschmeiß
fliegen wir nach
ins Viertel.

geschaffen, die der Föderation gegenüberstehen sollten. Allerdings nie, um als dauerhafte Kriegsgegner dazustehen, sondern um andere politische Systeme und ihr Agieren im Weltall darzustellen. Wohl zu diesem Zwecke durfte dann mit Ltd. Commander Worf auch ein Klingone, also ein Angehöriger der größten Gegner der Föderation zu Kirks Zeiten, auf der Brücke der neuen Enterprise stehen. Aus ehemals erbitterten Feinden werden Freunde...

Dies führte sogar soweit, daß Captain Picard in der Frage der Herrschaftsnachfolge im klingonischen Reich als Vermittler herangezogen wurde. Man ziehe den Vergleich und stelle sich vor, der Kommandant des Flaggschiffes der US-Navy würde den russischen Staatspräsidenten auswählen. Ein weiteres eindrucksvolles Zeichen dafür, daß im *Star Trek*-Universum in anderen Dimensionen gedacht und gehandelt wird.

Aber nicht nur Klingonen, in ihrer Sprache und anderem nicht zuletzt an Rußland angelehnt, wurden von politischen Gegnern später zu Freunden der Menschen. Rick Berman, der als Nachfolger Roddenberrys die Aufsicht über die Reihe bekam, baute noch andere außerirdische Gegner auf, an denen er Stärken und Schwächen vieler Herrschaftsgeschichten der Erde aufzeigen und deren Scheitern oder Gelingen darstellen konnte. So wurde das Romulanische Imperium in seiner Organisationsform dem römischen Kaiserreich angelehnt und als politisches System dem Kommunismus angenähert; daß sich das Individuum der Gemeinschaft unterstellt, hat ein nicht zu unterschätzendes Potential an Effizienz im politischen Handeln zur Folge, so daß für die demokratisch organisierte Föderation auch in den aktuellen Serien ein nicht abzuschätzendes Risiko bestehen bleibt.

Die Cardassianer ähnelten den Deutschen: Nicht nur der aggressive Militarismus und der politische Drang nach Hegemonie erinnerten an unsere jüngere Geschichte, sondern auch das Verhalten dieser Rasse gegenüber dem Nachbarstaat der Bajora-

60

5/7/5

Im Frühlingsregen
eile ich auf die Wiese
zur Irisblüte.

61

Laß die Leine los,
daß dein glückliches Hündchen
dich heimführen kann.

3/5/3

(Die Fußspur
des Einfaltspinsels
ist die Schrift.)

ner, deren Unterdrückung den Grundplot für die dritte *Star Trek*-Serie *Deep Space Nine* lieferte und zugleich Grundlage für Themen wie politische Verantwortung, Schuld, Wiedergutmachung und den Umgang mit Sühne bis hin zu späteren Generationen war. All dies natürlich unter der Prämisse der Wandlung und Verbesserung solcher Systeme, die schließlich, wie die oben genannten Klingonen, sogar Partner werden können.

Einen ebenso interessanten Gegenpol zur Föderation bildeten die Ferengi. Anfangs als überzeichnete Karikatur des japanischen Wirtschaftsimperiums erdacht, entwickelte sich diese den puren Erzkapitalismus predigende Kultur („Niemals Freundschaft über Profit setzen!“, Erwerbsregel der Ferengi Nr. 21) vor allem deshalb zu einem geris-

senen Kontrahenten, weil die Föderation Geld nicht kennt und die Wirtschaft der Erde in dieser neuen Zeit auf der puren Lust und Freude am Arbeiten basiert. (Jeder übt das als Arbeit aus, war er gerne tut, jemand arbeitet z.B. als Koch, weil er gerne anderen Essen zubereitet.) So entstanden Dialoge und Szenen, die nun in *DS9* erstmalig am Image der Föderation kratzten. In *The Jem'Hadar* sagt zum Beispiel der ferengische Casinobetreiber der Raumstation, Quark, dem Kommandanten der Station, Benjamin Sisko, seine Meinung über das moralisierende Besserwissergehebe der Föderation, indem er anführt, daß die Ferengi zwar den Profit über alles, auch über das Wohl anderer stellen, nicht aber Grausamkeiten wie Atomkriege, Holocaust und Konzentrationslager in ihrer Geschichte zu beklagen hätten.

Star Trek begann sich nun deutlich zu verändern. Die Lust des Publikums nach härterer Kost und apokalyptischer Stimmung bekam mehr Einfluß. Nicht vergessen sollte man aber, daß der Erfinder der Story, der Utopist Roddenberry, die Entstehung dieser (dritten) Serie nicht mehr erlebte und daß mit Rick Berman und seinen Kollegen Autoren angetreten waren, die der Verwirklichung der Vorstellungen des *Star Trek*-Schöpfers nicht mehr die gleiche Bedeutung zubilligten.

Die Zeiten werden härter

Dies zeigte sich besonders deutlich an der Entwicklung der dritten *Star Trek*-Serie, der Raumstation-Reihe *DS9*. Das Leben auf einer Raumstation mußte sich zwangsläufig von dem auf einem reisenden Raumschiff unterscheiden. Die Enterprise flog zu Konflikten, löste sie oder reiste manchmal auch unverrichteter Dinge wieder ab. Auf einer Raumstation war dies nicht möglich, und so entwickelte auch die Crew ein eigenes Konfliktpotential, was es auf der Enterprise von Picard, dem kauzigen Androiden Data und ihren Freunden nie gegeben hatte. Dort wurde gemeinsam gepokert, auf *DS9* stritt man sich leidenschaftlich.

Schon die Ausgangslage für diese Staffel war ein gewagter Sprung. Angestachelt durch den Erfolg der US-Konkurrenzserie *Babylon 5* (einer Raum-

5/7/5

62

**Je dunkler der Tag
desto heller leuchten uns
diese Glühwürmchen.**

station, die einen drohenden Krieg im Universum quasi durch ein Probezusammenleben zu verhindern sucht), basiert *DS9* darauf, daß die Föderation der von den Cardassianern brutal zerstörten Kultur der Bajoraner beim Wiederaufbau helfen soll. Ganz im Gegensatz zu Roddenberrys Visionen haben die Bewohner der Raumstation eine Menge scheinbar nicht friedlich lösbarer Probleme vor sich.

So war die Kultur Bajors eine extrem religiöse mit Führern, die die Macht früherer Päpste vereinigten – was Roddenberry nach Meinung der Kritiker dieses neuen Konzeptes niemals zugelassen hätte, da für ihn Religion keine zentrale Rolle in einem Universum mit so vielen verschiedenen Weltbildern spielen konnte. Auch übernimmt die Föderation die Station nicht offiziell, sondern gibt nur Unterstützung, spielt allerdings nicht nur Schutzmacht, sondern ist auch die politische Entscheidungskraft. Aber auch innerhalb der Föderation schwelen Konflikte. So zum Beispiel nach einem Friedensvertrag zwischen Föderation und Cardassianern, der einige Kolonisten ihre Heimat kostete. Dies hatte zur Folge, daß sich besagte Kolonisten zu einer Gruppe namens „Maquis“ zusammenschließen und einen Guerillakrieg gegen Cardassianer wie auch Föderation führen.

In der Folge *For The Cause* wird dann auch zum ersten Male sehr hart und direkt Kritik aus eigenen Reihen an der Föderation geübt. Ein übergelaufener Offizier giftet seinen ehemaligen Vorgesetzten an, die Föderation solle es sich abgewöhnen, sich und ihre Handlungen als alleinseligmachend anzusehen und so alles assimilieren zu wollen. In dieser Hinsicht sei die Föderation noch schlimmer als die Borg, jene Cyborg-Rasse, die durch das *Star Trek*-Weltall reist und jede Rasse und Kultur bekämpft und in ihr Kollektiv einverleibt. Die

Föderation sei insofern noch gerissener, als sie unter dem Deckmantel der Harmonie assimiliere und unterdrücke. Dies sind für *Star Trek* ungewöhnliche Töne, die doch ein wenig auf den Verlust der politischen Utopie der Serie hindeuten.

Diese Tendenzen verstärkt noch der neueste und in seiner Gefährlichkeit selbst die kybernetischen Borg übertreffende Gegner, das Dominion. Diese Art negative Föderation kommt aus dem fernen Gamma-Quadranten und wurde durch eine Weltraum-Anomalie, ein Wurmloch, entdeckt. Als Anführer fungieren hier nicht humanoide Wesen, sondern wechselhafte Geschöpfe, die sogenannten Changelings. Sie können nicht nur scheinbar alles und jeden unterwandern, da sie jedes Geschöpf geistig wie körperlich imitieren können, sondern sie verfügen auch über eine selbst gezüchtete Kriegerrasse mit Namen Jem'Hadar, die ihren einzigen Lebenssinn im Kämpfen sehen und dazu beitragen, daß die Gründer mehrere tausend der Föderation unbekannte Rassen und Völker beherrschen und auch weiterhin unterdrücken.

Der Wunsch, den unbekannten Quadranten zu erforschen, macht das Dominion mit dem potentiellen Objekt seiner Eroberungssucht überhaupt erst bekannt. So sieht sich die Föderation plötzlich einem Gegner gegenüber, dem weder durch gutes Zureden und Diplomatie noch durch Drohung und Gewalt beizukommen ist. Wie im Falle der Borg ist die Bedrohung eine Folge des ungezügelter Forschungsdrangs der Menschen. Es entsteht nun zum ersten Mal im Verlauf der Serie ein 'richtiger' galaktischer Krieg, der eine – bisher für *Star Trek* untypische – apokalyptische Stimmung aufbaut und dessen Ende in der vermutlich letzten siebten Staffel der Serie ein spannendes Finale erwarten läßt.

Doch nicht nur in der Erschaffung neuer Gegner war *Star Trek* immer dem Zeitgeist auf der Spur oder voraus. So gab es Entwicklungen in *Star Trek*, die, anders als die jetzt aktuellen, im Fandom heftig umstrittenen, eher positiver Natur waren und hoffnungsvoll stimmten. Die Kinofilme beispielsweise beschäftigten sich schon mit dem Umweltschutz, bevor Greenpeace im öffentlichen Bewußtsein eine feste Größe war. In *ST IV: The*

Voyage Home veranlaßte eine außerirdische Walsonde die Sternenflotte, die in der *Star Trek*-Zeit ausgestorbenen Buckelwale aus dem 20. Jahrhundert in die Zukunft zu exportieren. Paradebeispiel aber ist zweifelsohne *ST VI: The Undiscovered Country*, jener Film, der ganz unverblümt die russisch-amerikanische Entspannungspolitik aufgreift und zu ihrem logischen Ende führt: Die Klingonen dienen dabei als Ebenbild der Sowjetunion, die, wirtschaftlich nicht mehr lebensfähig, sich dem alten Gegner Föderation annähern und schließlich sogar den Frieden anbieten. Natürlich müssen unsere Helden noch einige Putschisten und Kriegsfreunde auf beiden Seiten ausschalten, letztlich aber siegt die *Star Trek*-Philosophie: Aus Gegnern werden Verbündete.

Mittlerweile ist *Star Trek* ein wenig düsterer und pessimistischer geworden. Mag sein, daß die „normalen“ Zuschauer, die ja den Erfolg einer Fernsehserie – und dies ist *Star Trek* ja nun einmal in erster Linie – mitbestimmen, das zu schätzen wissen. Nur so ist zu erklären, daß es plötzlich im Alpha-Quadranten zu Machtspielen und ständig wechselnden Bündnissen, zu Paranoia wegen dem Dominion und zu kriegerischen Auseinandersetzungen kommt; daß das Umgehen der Ersten Direktive in der aktuellsten Serie *Voyager* zum Alltag wird, daß selbst vor kurzem noch unbezwingbare Gegner wie die Borg aufgrund neuerer, noch bössartigerer Feinde zu Zweckverbündeten werden und daß selbst die Offiziere und Angehörigen der Sternenflotte und Föderation immer öfter gezwungen sind, das friedliche Agieren zugunsten roher Gewalt fallen zu lassen. Action bestimmt die Handlungsweise der Protagonisten nun häufiger, und viele Probleme sind nicht mehr friedlich zu lösen wie in den guten alten Zeiten.

Die eingefleischten Trekkies erhoffen indessen eine andere Zukunft für *Star Trek*: Die Visionen eines Gene Roddenberry vom harmonischen und jeden Konflikt irgendwann friedlich regelnden Miteinander werden solcherlei Erscheinungen des Zeitgeistes überleben und gegen Ende einer Serie oder möglicherweise auch in neuen Ablegern wieder in den Vordergrund rücken.

Perry Rhodan

Die kosmische Bestimmung der Menschheit

Von Reinhold Heckmann



Im September 1961 erschien das erste Heft der deutschen „Welt-raumserie“ *Perry Rhodan*. Ursprünglich auf 30 Heften angelegt, war das Projekt doch so erfolgreich, daß bis heute jede Woche ein neuer Band erschienen ist – im Januar 1998 die Nr. 1900.

Die Hefte werden von einem Team von etwa einem Dutzend Autoren geschrieben, das in den 37 Jahren der Existenz der Serie seine Zusammensetzung natürlich schon vielfach verändert hat. Die Arbeit wird jeweils von einem oder zwei Exposé-Redakteuren koordiniert, die wesentlichen Einfluß auf die Inhalte der Serie haben. In diesem Artikel soll versucht werden, das der Serie zugrundeliegende Weltbild aufzuspüren und seine Wandlungen im Laufe der Jahre (die Jahrhunderten der Handlungszeit entsprechen) darzustellen. Bei mittlerweile 114.000 erschienenen Textseiten ist das nicht ganz einfach, aber es lassen sich dennoch einige Trends beobachten.

Die Anfänge

Am 12. April 1961 leitete der Russe Jurij Gagarin mit seiner Erdumkreisung das Zeitalter der bemannten Raumfahrt ein. Die Amerikaner waren diesmal nicht die ersten, und um die Scharte auszuwetzen, verkündete Präsident Kennedy am 25. Mai 1961, noch vor 1970 einen Menschen zum Mond zu schicken, was bekanntlich gelungen ist.

Kennedys Vision war wohl auch der Ausgangspunkt für die *Perry-Rhodan*-Serie. Deren Gründer-väter K.H. Scheer und Clark Darlton (Walter Ernsting) waren allerdings etwas weniger optimistisch als Kennedy. Erst im Jahr 1971 betritt der US-Astronaut Perry Rhodan als erster Mensch den Mond. Anders als sein realer Kollege Neil Armstrong findet er dort ein notgelandetes Forschungs-raumschiff der Arkoniden. Damit deren hochentwickelte Technik nicht in die Hände einer Nation fällt, landet er bei seiner Rückkehr nicht in den USA, sondern in der Wüste Gobi, wo er ein eigenes Machtzentrum aufbaut. In den folgenden Jahren eint er dank überlegener Technik die gesamte Menschheit auf relativ friedliche Weise unter sei-

ner Führung. Es wird von nun an nie wieder kriegerische Konflikte zwischen erdgeborenen Menschen geben.

Nebenbei unternimmt Rhodan mit einem arkonidischen Beiboot (jeder fängt mal klein an) erste Erkundungen der näheren kosmischen Umgebung. Dank der Weitsicht der Autoren trifft er dabei bereits in Heft 19 auf das Überwesen ES, das Rhodan und seiner Kernmannschaft Zellaktivatoren verleiht (der Rest der Menschheit geht leer aus). Ein solcher Zellaktivator verleiht seinem Träger Unsterblichkeit, indem er Altern und Krankheiten verhindert. Allerdings schützt er nicht vor plötzlichem Tod durch Unfall, Mord oder Kampfhandlungen, und auch der Verlust des Aktivators ist tödlich. Zwischenzeitlich sind schon viele „Unsterbliche“ gestorben, Rhodan und einige Auserwählte haben bisher – Jahr 4876 im Heft 1900 – überlebt.

Das Wesen ES ist in der Serie erstes Beispiel einer der Menschheit weit überlegenen und im Prinzip unverständlichen Lebensform: *„ES war überhaupt kein organisches Lebewesen. ... ES ist eine in sich verwobene Gesamtheit, ein psychisch lebendes, überdimensioniertes Gemeinschaftswesen aus vielen Milliarden Einzelpsychen“* (Heft 19). ES deutet an, daß Rhodan als Gegenleistung für die Unsterblichkeit eine besondere Verpflichtung habe und eine Frist von 20.000 Jahren, um ein nicht näher bestimmtes Ziel zu erreichen. Die Art der Verpflichtung bleibt ungenannt, und ES sagt: *„Ich werde Ihnen weder helfen, noch werde ich Sie weiterhin belästigen.“* Trotzdem erteilt ES in den nächsten Jahrhunderten mitunter Ratschläge oder gibt Hinweise. Insgesamt scheint es jedoch, als könnten die Menschheit und Rhodan frei und unbeeinflusst tun und lassen, was sie wollen.

Das Imperium

Das die ganze Erde umfassende Staatsgebilde der Menschheit dehnt sich einerseits durch die Besiedlung erdähnlicher Planeten ohne eingeborene Intelligenz, andererseits durch die Angliederung bereits existierender Herrschaftsbereiche allmählich ins Weltall aus und wird zum „Solaren Impe-

rium“. Jeder Planet des Imperiums hat einen gewählten „Administrator“; an der Spitze des Imperiums residiert auf der Erde der ebenfalls gewählte „Großadministrator“. Dort befindet sich auch eine gewählte Volksvertretung, die allerdings in der Serie keine große Rolle spielt.

Während der gesamten mehr als 1.400jährigen Existenz des Imperiums wird Rhodan immer wieder durch Wahlen im Amt des Großadministrators bestätigt. Über die politische und gesellschaftliche Struktur des Imperiums erfährt man ansonsten wenig; es wird von den Autoren nur als Rahmen für die Einzelhandlungen benutzt. Die bestehen typischerweise darin, daß mächtige, oft technisch überlegene Gegner auftauchen, die meist militärisch besiegt werden, wobei gewagte Kommandounternehmen, an denen Rhodan persönlich teilnimmt, eine entscheidende Rolle spielen. Dabei bemüht er sich, einen gewissen moralischen Standard einzuhalten, was manchmal, aber nicht immer gelingt.

Die beschriebene Grundsituation mit der Betonung des Militärischen ändert sich kaum, als es in der realen Welt zur Studentenrevolte von 1968 kommt. Ein gewisses Zugeständnis an den Zeitgeist mag es sein, daß in Heft 400 (1969) eine große Zahl revoltierender Kolonialplaneten in die Unabhängigkeit entlassen wird. Der immer noch große Kernbereich des Imperiums wandelt sich aber nicht wesentlich, und die unabhängig gewordenen Planeten entwickeln sich meist in Richtung

von Diktaturen (dabei dürfte die reale Welt durchaus als Vorbild gedient haben).

Der Untergang des Imperiums

Nach der langen Kette der Erfolge und militärischen Siege kommt es ab Heft 650 (1974) zu einer überraschenden Wende. Dies mag mit dem Erstarren der Friedensbewegung in Deutschland zusammenhängen, der unmittelbare Anlaß ist, daß in dieser Zeit der erst 36jährige William (Willi) Voltz den Gründervater K.H. Scheer als Exposé-Redakteur ablöst.

Im Jahr 3460 bricht das Solare Imperium unter dem Angriff des „Konzils der Sieben“, eines Bündnisses von sieben bis dahin unbekannten Völkern, ohne eine Chance auf Gegenwehr zusammen. Rhodan schafft es zwar, die bedrohte Erde durch einen rasch in Betrieb genommenen „Sonnentransmitter“ aus dem heimatlichen Sonnensystem zu entfernen, aber es kommt zu einer folgenschweren Panne: die Erde erscheint nicht an dem vorgesehenen Ort, sondern an einer völlig unbekannten, weit entfernten Stelle im Kosmos. Die hier herrschende Strahlung schädigt die Erbanlagen; die nachwachsende Generation besteht aus gefühlsarmen „Aphilikern“. In den Heften 700 bis 750 zeichnen die Autoren eindrucksvoll das düstere Bild einer Gesellschaft aus Egoisten ohne Nächstenliebe.

63 3/5/3

Gib acht auf
den Schachtelhalm vor
deinem Fuß.

64 5/7/5

Die Nachtigall fliegt
in die bewegten Blüten
deines Kimono.

65 3/5/3

Nur zögernd
verwelkt die Zeichnung
der Blüte.

66 3/5/3

Mond am Stiel.
Schön als Rundfächer
wäre das.

Die Aphiliker verjagen Rhodan mitsamt seiner Unsterblichentruppe. Er irrt jahrelang durch das Universum, um das heimatliche Sonnensystem der Erde wiederzufinden. Währenddessen werden die zurückgebliebenen Menschen vom Konzil unterdrückt, entwickeln eigenartige Kulte und erinnern sich kaum noch an Rhodan. Der kehrt daraufhin zur versetzten Erde zurück.

Kosmologische Einsichten

Nach diesem Tiefpunkt konnte es nur noch aufwärts gehen. Auf dem Weg zurück zur Erde erfährt Rhodan Dinge, die er sich nie hätte träumen lassen: Das Universum ist in großräumige Machtbereiche aufgeteilt, die jeweils von einer Superintelligenz verwaltet werden, Wesenheiten mit dem geistigen Potential von Milliarden Menschen, die über gewaltige Fähigkeiten verfügen. Beispiele sind das planetenumspannende Gehirn Bardioc, ein ebenso großes Kristallwesen und das altbekannte Geistwesen ES. Zwischen den Superintelligenzen gibt es Konflikte, die meist nicht direkt, sondern über Hilfsvölker ausgetragen werden. In gewissem Sinne ist die Menschheit seit Heft 19 ein Hilfsvolk von ES. Allerdings scheint ES weiter entwickelt und vor allem wesentlich liberaler zu sein als seine Kollegen: die Menschen waren sich zuvor nie bewußt, unter dem Schutz und der Leitung von ES zu stehen. Nun greift ES aber deutlicher ins Geschehen ein, sorgt dafür, daß die Aphiliker „geheilt“ werden und die Erde nach dem Zerfall des Konzils der Sieben an ihren angestammten Platz zurückkehrt (Heft 849, 1978).

Neuaufbau

Nach dieser Normalisierung der Lage gründen die Menschen ein neues Staatsgebilde, die „Liga freier Terraner“ (LFT), die die Erde und einige Kolonialplaneten umfaßt. Regierungschef der LFT ist zunächst ein Unsterblicher (nicht Rhodan), dann folgen gewöhnliche Sterbliche (auch Frauen). Die Unsterblichen haben überwiegend kein offizielles Staatsamt mehr, behalten aber ihre Aktivatoren und üben als Berater und Kontaktpersonen zu ES und anderen Überwesen weiter großen Einfluß

aus. Die LFT hat nur noch eine kleine Raumflotte und keine Expansionsgelüste mehr. Militärische Umgangsformen sind mit dem Imperium untergegangen, ebenso verschwindet die in der Imperiumszeit noch sehr wichtige höfliche Anredeform „Sie“ aus dem Sprachgebrauch; von nun an duzt jeder jeden. Es gibt in dieser Zeit keine Verbrechen mehr, kriminelle Neigungen werden durch genaue Untersuchungen frühzeitig erkannt und durch Gen- und Psychokorrektur ausgemerzt. Diese Idee war seinerzeit bei den Lesern höchst umstritten und wurde später stillschweigend wieder fallengelassen.

Die Völker der Galaxis haben sich unter dem Eindruck der Konzilherrschaft zu einem lockeren Bund zusammengeschlossen, dem Galaktikum, vergleichbar der UNO der realen Welt. Die LFT ist ein relativ einflußreiches Mitglied unter vielen. Schon bald (Realzeit 1980!) wird eine Währungsunion eingeführt, und eine galaktische Flotte aus Verbänden der Einzelstaaten gebildet. Ähnlich der UNO verhindert das Galaktikum lokale Konflikte nicht völlig, kann aber für lange Zeit erfolgreich einen globalen Frieden in der Galaxis erhalten.

Das ferne Ziel

In Heft 1000 (Oktober 1980) deutet ES schließlich an, daß Superintelligenzen aus „normalen“ Völkern durch einen geistigen Zusammenschluß entstehen können, und Rhodan erkennt, was das in Heft 19 nicht genannte Ziel ist: *„20.000 Jahre – die Zeit, die uns bleibt, um uns zu einer Superintelligenz zu entwickeln.“*

In Heft 1000 wird nicht näher auf die Implikationen einer solchen Entwicklung eingegangen, wie sie sich aus Prämissen der Serie ergeben. Der Zusammenschluß aller Menschen zu einer Superintelligenz würde mit Sicherheit die Aufgabe der Individualität und vermutlich auch der Körperlichkeit bedeuten. Milliarden Menschen würden zu einem Wesen höherer Art verschmelzen – das totale Aufgehen des Einzelnen in der Gemeinschaft. Darin schwingt die Idee der Entstehung eines gottähnlichen Wesens aus der Menschheit heraus mit, obwohl die Autoren solche religiösen Assoziatio-

nen immer vehement abgelehnt haben. Der Zusammenschluß zur Superintelligenz blieb der Serie lange Zeit als erstrebenswertes Endziel erhalten. Nach und nach sind die Autoren von diesem Ziel aber immer weiter abgerückt, bis es schließlich stillschweigend fallengelassen wurde.

Im Auftrag der Kosmokraten

Allmählich stellt sich heraus, daß es Mächte gibt, die noch über den Superintelligenzen stehen: die „Kosmokraten“ oder Ordnungsmächte und ihre Gegenspieler, die „Chaotarchen“ oder Mächte des Chaos. Diese Wesen sind noch intelligenter, wissender und mächtiger als Superintelligenzen. Die Effektivität der Kosmokraten leidet jedoch darunter, daß sie nicht im normalen Universum, sondern an einem nicht näher bezeichneten Ort „hinter den Materiequellen“ existieren, auf Informationen aus zweiter Hand angewiesen sind und nur über Mittelsmänner handeln können. Über die eigentliche Natur der Kosmokraten ist wenig bekannt, denn „*wir besitzen nicht die Worte und nicht die Gedanken, um einen Kosmokraten zu beschreiben,*“ wie es in Heft 1900 heißt. Über den Aufenthaltsort der Chaotarchen und ihre Möglichkeiten ist überhaupt nichts bekannt.

In den Heften 868 bis 1271 (1978 bis 1985) arbeitet die Menschheit für die Kosmokraten, wobei die Aufträge erst über ES und später direkt ergehen. Sie empfindet das und die Entwicklung hin zu einer Superintelligenz als ihre „kosmische Bestimmung“, die der menschlichen Existenz Sinn gibt. In Heft 1000 heißt es von Rhodan: „*Er glaubt nicht, daß der Mensch ein Produkt des Zufalls in einem chaotischen Kosmos ist. Er glaubt, daß tief in jedem Menschen eine unstillbare Sehnsucht verankert ist, seine kosmische Bestimmung zu erfahren. ... Er glaubt, daß der Mensch sich als Teil eines wunderbaren Universums begreifen und voller Harmonie darin leben kann.*“

Die Kosmokraten sind am Ausbau der kosmischen Ordnung interessiert. Dazu gehört insbesondere die Verbreitung von Leben und Intelligenz im Universum. Allerdings wird nie geklärt, ob die Menschheit ihre Existenz und/oder ihre Intelligenz

67,3

5/7/5

Ich leih mir ein Rad,
um an den Strand zu fahren
wegen der Blüten.

3/5/3 s

(Anrufe,
daß der Tee kalt wird,
das Denken.)

(Der Regen
blüht aus den Zweigen
im Frühling.)

den Kosmokraten verdankt oder einer natürlichen Entwicklung. Wiederum lehnen die Autoren jede religiöse Assoziation strikt ab. Die konkreten Ziele der Kosmokraten sind nur schwer zu erfassen, da sie zwar in langen Zeiträumen denken und planen, aber ihre Beauftragten (und damit die Leser) im allgemeinen nur oberflächlich und kurzfristig informieren. Störend wirkt auch die Arroganz der Kosmokraten und ihre Angewohnheit, auf Anfragen überhaupt nicht zu reagieren oder nur ausweichend zu antworten.

Die Wende

Im Jahr 1982 findet in Deutschland die „geistig-moralische Wende“ statt. Während sich dieses Ereignis in der Serie anscheinend nicht widerspiegelt, ist ein anderes für ihre Langzeitentwicklung umso bedeutender. 1984 starb der erst 45jährige Willi Voltz, der bis zu seinem Tode die Exposé-Redaktion geleitet hatte. Damit verlor die Serie nicht nur ihren geistigen Planer, sondern auch den bei den Lesern beliebtesten Heftautor. Zunächst ändert sich jedoch noch nichts, da die Handlung von Voltz schon weit vorausgeplant worden war; so kann im August 1984 noch eine von ihm geschriebene Vorschau auf die Handlung nach

Heft 1200 erscheinen. Erst mehr als ein Jahr später deuten sich einschneidende Veränderungen an.

Im Zuge der Arbeit für die Kosmokraten stellt sich heraus, daß sie in ihren Planungen auf das Leben gewöhnlicher Lebewesen keine Rücksicht nehmen. Bei der in Heft 1271 (Januar 1986) abgeschlossenen Aktion der Rückführung des „Frostrubins“ in die „Tiefe“ konnten die Protagonisten nur durch Änderung und Erweiterung des kosmokratischen Ablaufplans das Leben der nach Milliarden zählenden Bewohner des Tiefenlands retten. Daher stellen Rhodan und seine Leute die Kosmokraten Taurec und Vishna in Heft 1272 zur Rede. Ihre Erklärung befriedigt nicht: *„Aus Kosmokraten-sicht ist das Universum ... das Gefilde der Niederungen. Wenn es um Ereignisse und Entwicklungen von kosmischer Bedeutung geht, spielen die Wesen, die in den Niederungen wohnen, eine untergeordnete Rolle.... Ihr seid ... nur Figuren in einem Spiel. ... Es gibt ungezählte Trillionen von eurer Sorte. Was spielt da, wenn es um wirklich wichtige Dinge geht, schon eine Rolle, ob das eine oder andere von euren Völkern aufhört zu existieren?“* Daraufhin kündigen die Unsterblichen den Kosmokraten die Gefolgschaft. Die geben für den Moment nach, beharren aber auf ihrem Standpunkt: *„Ihr werdet eines Tages das, was heute hier geschehen ist, zutiefst bedauern. Ihr werdet einsehen, daß von den übergeordneten Mächten des Kosmos einzig die Kosmokraten dem richtigen, dem gerechten Pfad folgen. ... Euer Gewissen wird geplagt werden, bis ihr endlich zustimmt, weiterhin im Auftrag der Kosmokraten zu arbeiten.“* Diese Ankündigung ist jedoch bis heute nicht wahr geworden.

In den Heften 1272 bis 1799 (1986 bis 1995) handelt die Menschheit nicht mehr in direktem Auftrag der Kosmokraten, aber sie wendet sich auch nicht den Chaotarchen zu und steht weiterhin unter dem Einfluß von ES. Über diese Superintelligenz ist jetzt nicht viel mehr bekannt als schon in Heft 19. Insbesondere ihr Verhältnis zu den Kosmokraten bleibt undurchschaubar. In den Heften 1500 bis 1598 ist ES geistig verwirrt, was auf eine mißlungene kosmokratische Einflußnahme zurückgeführt wird. Diese Episode zeigt, daß ES viel bedeutender ist als vorher angenommen; ES existiert

„an vielen Orten und zu jeder Zeit“. Die Verwirrung strahlt daher auch in die Vergangenheit aus und bewirkt kuriose Zeit- und Realitätsverwerfungen, bis sie schließlich von außerirdischen Spezialisten behoben wird.

Entlassung in die Freiheit

In der realen Welt ist inzwischen der Kommunismus zusammengebrochen und die Völker des Ostblocks wurden in die Freiheit entlassen. Auch in der Serie tritt eine solche neue Freiheit auf, allerdings mit deutlicher Verspätung.

In Heft 1799 (Februar 1996) taucht überraschend ein Bote von ES auf und verkündet den verwunderten Unsterblichen: *„ES entläßt euch hiermit aus seinen Diensten. Ihr könnt von nun an über euch, über die Menschheit und die gesamte Milchstraße frei entscheiden. Keine Superintelligenz und keine Kosmokraten werden sich fortan in eure Angelegenheiten einmischen. ... Bestimmt euren weiteren Weg selbst, wie ihr es lange gewünscht habt.“* Der Bote macht einige unklare Andeutungen über die Gefahren der Zukunft (die Helden der Serie und die Leser sind es inzwischen gewohnt, daß höhere Wesenheiten sich nie klar äußern). Auf die Frage Rhodans, ob er diesen Gefahren nicht einfach aus dem Weg gehen könne, wo er doch angeblich frei sei, antwortet der Bote: *„Die Dinge sind vorherbestimmt. Du mußt es nicht glauben, du mußt es nicht wollen, Perry Rhodan. ... Du hast gar keine Wahl. Du hast sie niemals wirklich gehabt.“* Trotz dieser Aussage zugunsten der Vorbestimmung bleibt Rhodan optimistisch: *„‘Wir sind frei’, dachte Rhodan, ‘aber wie werden wir diese Freiheit nutzen?’ Die Zukunft lag in ihrer Hand, es hing von ihnen selbst ab.“*

Die neue Gewalt

Leider sollte der Bote recht behalten. Ab Heft 1800 kommt eine Welle von Gewalt auf die Bewohner der Milchstraße und die Leser der Serie zu. – Bekanntlich haben sich auf der realen Erde nach dem Zusammenbruch des Kommunismus nationalistische Tendenzen breitgemacht. Ähnliches

geschieht in der Rhodan-Galaxis. Das UNO-Analog Galaktikum verkommt zum Debattierclub und es kommt zum kalten Krieg zwischen den Völkern der Milchstraße, die seit der längst vergangenen Zeit der Konzilherrschaft, von wenigen Ausnahmen abgesehen, friedlich zusammengearbeitet hatten. Auch die Menschen in der LFT werden von dieser Entwicklung angesteckt. Die Unsterblichen entfremden sich endgültig von den Normalsterblichen und ziehen sich auf einen geheimen Stützpunktplaneten zurück. Von dort aus wollen sie unverdrossen weiter an ihrer Vision des friedlichen Zusammenlebens arbeiten.

Überlegene Invasionsarmeen tauchen in der Galaxis auf, die ganze Planeten entvölkern. Schließlich verwüstet die Barbarenhorde die Hauptstadt der Menschheit auf der Erde. Währenddessen sind die Unsterblichen über weite Gebiete des Universums verstreut worden und entdecken Spuren des Wirkens einer mysteriösen Organisation, der Koalition Thoregon.

Ein neues Ziel

Erst mit Heft 1900, erschienen im Januar 1998, klärt sich das Bild etwas. Die Koalition Thoregon ist ein Zusammenschluß von fünf Völkern, die räumlich weit verteilt, aber über ein effektives Transportmittel verbunden sind. Die Thoregon-Völker wollen sich aus dem Konflikt zwischen Kosmokraten und Chaotarchen heraushalten. Sie beobachten die Menschen seit einiger Zeit und bieten ihnen nun an, das sechste Koalitionsmitglied zu werden. Der Abgesandte Thoregons versucht die Menschen aufzurütteln: „*War der aktuelle politische Kurs, der die Erhaltung der Macht in der Milchstraße bezweckte, tatsächlich der richtige? Den Menschen wurde deutlich gemacht, daß sie ihr Leben ohne ein wirkliches Ziel verstreichen ließen*“. Er bietet ihnen ein solches Ziel, den Eintritt in die Koalition und die Arbeit für deren Ziele: „*1. Thoregon schützt Leben und Kultur seiner Mitglieder. 2. Der einzelne ist soviel wert wie das Kollektiv. Das Wohl des einzelnen soll nicht für übergeordnete Ziele geopfert werden. 3. Thoregon streitet für Frieden*.“ Er hat damit keinen unmittelbaren Erfolg: „*Im öffentlichen Leben*

erlangte die Thoregon-Agenda zunächst keinerlei Bedeutung. ... Doch die Stimmen mehrten sich von Tag zu Tag, die eine Rückkehr zu Träumen und zu Idealen forderten. Die Thoregon-Agenda war kein Gesetz, sondern sie war ein fernes Ziel.“

Das zweite Ziel Thoregons steht in bewußtem Gegensatz zur kosmokratischen Weltanschauung, und es verneint auch – weniger offensichtlich – das alte Fernziel des Zusammenschlusses zur Superintelligenz. Das dritte Ziel dagegen ist nahezu kosmokratisch; auch die Kosmokraten wollten immer Frieden stiften zur Erhaltung der von ihnen angestrebten kosmischen Ordnung. Es ist aber auch in sich widersprüchlich (Streiten für den Frieden). Der Gesandte Thoregons sagt dazu: „*Unter uns wird niemand sein, der für sich in Anspruch nehmen kann, ohne Schuld zu sein. Aber jeder von uns wird behaupten dürfen, daß seine Handlungen im Sinne des Friedens erfolgten. Was immer der einzelne darunter verstehen mag ... Frieden kann viele Gesichter haben. Wir werden einige akzeptieren müssen, die unseren Vorstellungen nicht entsprechen*.“ Das zeigt eine neue, vielleicht realistischere Weltsicht: auf die Bemühungen kommt es an; das Ziel – universeller Frieden – bleibt vermutlich unerreichbar, eben utopisch.

Das erste Ziel Thoregons ist besonders fernliegend, denn die Koalition hat einen erbitterten Gegner, einen gewissen Shabazza, dessen Natur, Möglichkeiten und eventuelle Auftraggeber noch völlig unbekannt sind. Wahrscheinlich verfügt er über Insider-Informationen, denn er wußte von dem bevorstehenden Mitgliedsangebot der Koalition an die Menschen lange vor diesen selbst und schickte die oben erwähnten Invasoren und Barbarenhorden. Auch die anderen den Menschen bereits bekannten Koalitionsvölker wurden von Anschlägen Shabazzas betroffen und eines davon nahezu ausgerottet. „*Der Zustand der Koalition konnte ... nur als verheerend bezeichnet werden. Ihre Machtmittel waren zerstört*.“ Rhodan bleibt jedoch wie meist optimistisch: „*Exakt die Gelegenheit, selbst in die Offensive zu gehen*.“ Genau das wird er vermutlich in den kommenden Heften tun ...

Zum Thema Science-fiction siehe auch die Rezension S. 157

Sigrun Olafsdottir

Vier Zeichnungen

1963

geb. in Reykjavik, Island

1986 – 89

Studium der Bildhauerei an der Kunsthochschule

Reykjavik mit Abschlußprüfung

1990 – 94

Studium der Freien Kunst/Plastik an der

HBK Saar bei Wolfgang Nestler

1994

Diplom und Meisterschülerin

1996

Förderpreis der Stadt Saarbrücken

Einzelausstellungen:

1990

Living Art Museum Reykjavik, Island

1996

Galerie Saevars Karls, Reykjavik, Island

1997

Gerdarsafn, Kopavogi, Island

Gemeinschaftsausstellungen:

1990

Nordländische Kunstakademien, Helsinki,

Finnland

1993

Galerie 48, Saarbrücken

Galerie im Zwinger, St. Wendel

1994

Wandlung/Transformation, Erdingen, Baden-Württemberg

1995

Viermal, Städtisches Museum, Homburg/Saar

Kunstszene Saar, Saarland Museum, Saarbrücken

Isländische Abstrakte Kunst – *Revision*, Kjarvalsstadir, Reykjavik

Farbenheit, Saarländischer Künstlerbund, Stadtgalerie Saarbrücken

1996

Die Andere Seite, Saarländisches Künstlerhaus, Saarbrücken

Zusammenkunst III, Nassauischer Kunstverein, Wiesbaden

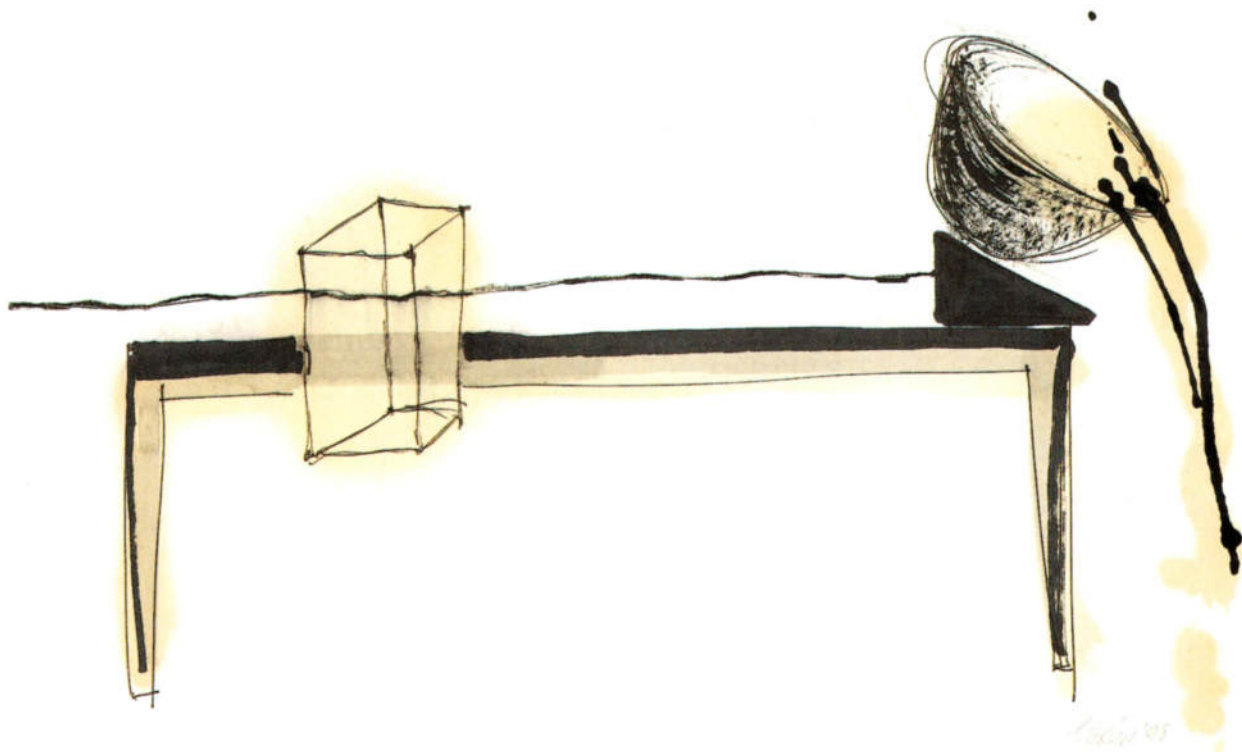
1997

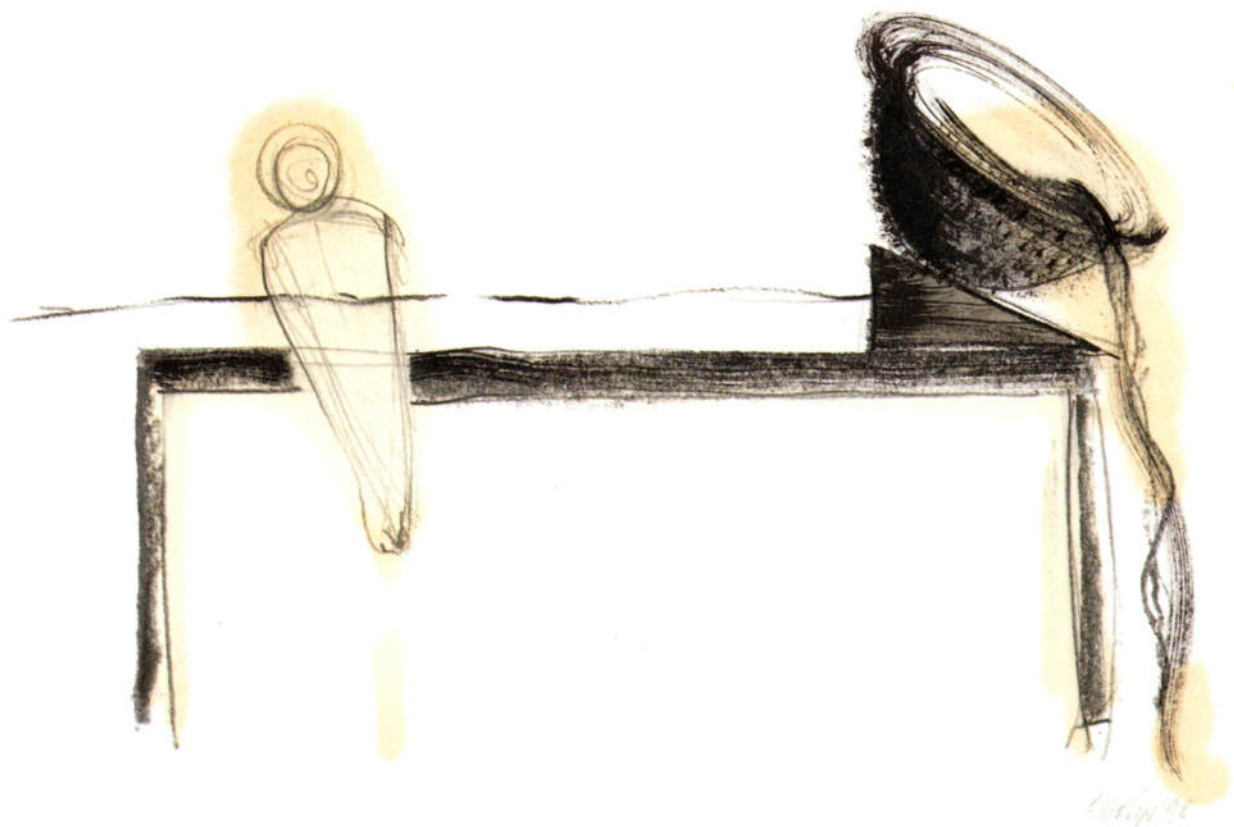
COOP 14/7, Saarländischer Künstlerbund, Stadtgalerie Saarbrücken

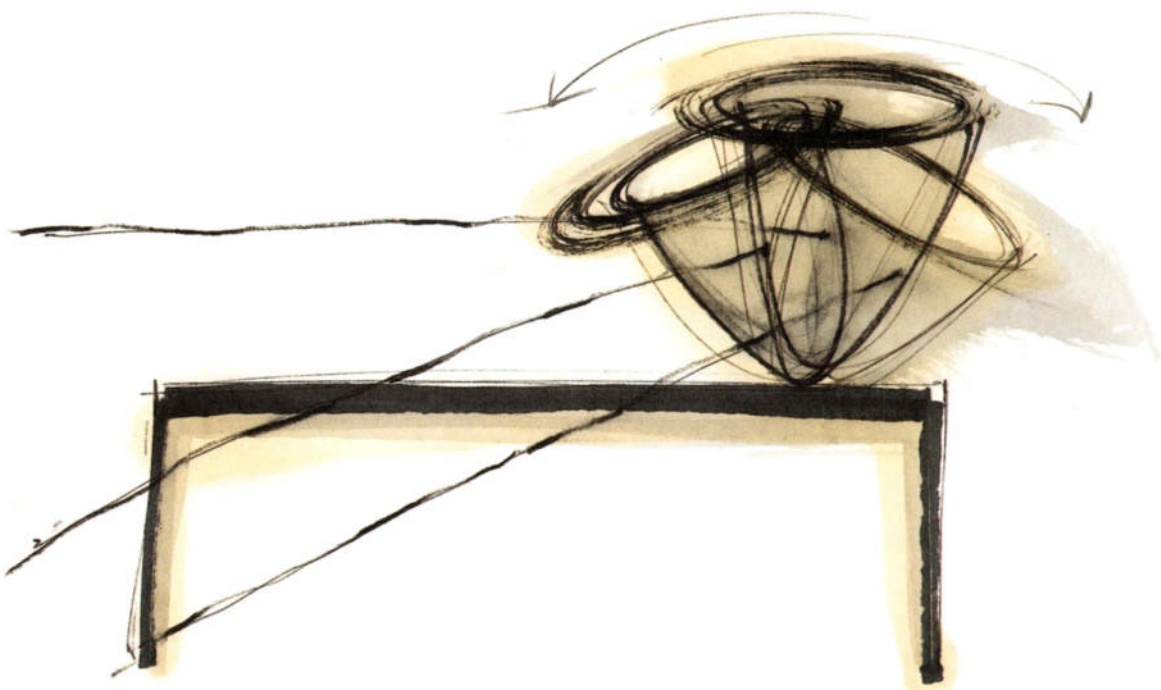
Kunstszene Saar, Albert-Weißgerber-Museum, St. Ingbert

Kunstpreis *Junger Westen 97*, Kunsthalle Recklinghausen









bedin '98



Die arglosen Verräter

Saarländische Kunst im Dritten Reich

Von Uwe Loebens

Die Saarbrücker Hefte veröffentlichten in ihrer letzten Ausgabe einen Leserbrief des Saarbrücker Malers Gaetano Groß, der – polemisch – den Maler Fritz Zolnhofer vor Anschuldigungen der Kollaboration mit den Nazis in Schutz nahm. Der folgende Text, als Antwort auf diesen Leserbrief gedacht, ist die für die Saarbrücker Hefte überarbeitete und ergänzte Fassung eines Hörfunkfeatures, das SR 2 Kulturradio, Redaktion Kultur interregional, am 16.2.98 sendete. Er versteht sich als Hinweis. Weder kann er, noch will er die nach wie vor ausstehende wissenschaftliche Erforschung des Themas ersetzen. Die Red.

Ein Opportunist ohne Parteibuch

Eine vom Regen aufgeweichte Dorfstraße, irgendwo in Lothringen. Menschenleer. Wie erstarrte Finger ragen die ausgebrannten Dachfirste in den düsteren, tiefhängenden Gewitterhimmel. Gerade noch sind Sturmböen durch die leeren Fenster gefegt. Endzeitstimmung – ein Kriegsbild.

Die SAARBRÜCKER ZEITUNG rückt im August 1997 den beliebten saarländischen Maler Fritz Zolnhofer ins Zwielflicht. Anlässlich der offiziellen Übergabe seines künstlerischen Nachlasses an die Stiftung Saarländischer Kulturbesitz nimmt Ursula Giessler, Kunstkritikerin des Blattes, sein Werk kritisch unter die Lupe. Denn im Nachlaß finden sich einige Gemälde, die den Maler verdächtig machen. Das beschriebene Bild *Zerschossene Dorfstraße in Lothringen* aus dem Jahr 1940 soll im Rahmen der nationalsozialistischen Kunstaktion *Vom Westwall zur Maginotlinie* von der Gauleitung erworben worden sein. Ein Vermerk auf der Rückseite liefert eindeutige Hinweise. Bereits wenige Wochen zuvor präsentierte das Historische Museum Saar eines seiner anderen Gemälde von bedenklicher Anmutung. Die *Bergarbeiterfamilie*, 1940, posiert vor heimischer Kulisse und huldigt sowohl dem patriarchalischen Idyll der Kleinfamilie wie dem Pathos der Arbeit – ganz nach dem Geschmack der nationalsozialistischen Blut-und-Boden-Ideologen. Zolnhofer, ein willfähriger Mitläufer des Dritten Reiches?

Im Nachlaß findet sich, so Ursula Giessler, aber auch ein Aquarell aus der Nachkriegszeit, *Hitler als Tod*, das als eine Abrechnung mit dem Terror-Regime gemeint ist: das Gerippe Adolf Hitlers lehnt als faschistischer Sensenmann mit einer Schaufel in der Hand am Erdball, bereit, die im Schützengraben kauern den Soldaten ihrer letzten Bestimmung zuzuführen. Übrigens nicht die einzige Arbeit Zolnhofers von ähnlich kruder Symbolik, die sich mit der Dämonie des Dritten Reiches auseinandersetzt. Angesichts der Gemälde von ganz anderer Färbung ein paar Jahre zuvor wirken sie wie die reichlich anstößige, nachträgliche Absolution von eigenen Gnaden. Aber Ursula Giessler geht in ihrem Artikel noch weiter. Sie stellt die These auf, daß Zolnhofers gemalter und gelebter Opportunismus ihn seine künstlerische Identität gekostet habe und in ein bescheidenes, eklektizistisches Werk der Nachkriegszeit gemündet sei. Eine Demontage erster Klasse.

Vielleicht lohnte die Diskussion nicht, würde nicht Fritz Zolnhofer als der saarländische Maler schlechthin gelten. Ähnlich wie in den letzten Jahren der Literat Ludwig Harig unter völlig anderen politischen Vorzeichen hat Fritz Zolnhofer (1896 bis 1965) zur Kultivierung eines saarländischen Bewußtseins beigetragen oder ist dazu politisch instrumentalisiert worden. Mit seinen Darstellungen des saarländischen Arbeiteralltags hat er sich in die Herzen der Menschen gemalt und die von der Montanindustrie schwer gezeichnete Landschaft als Sujet für die hehre Kunst entdeckt. Sein Werk ist, wenn nicht stilbildend, so doch vorbildlich geworden für eine ganze regionale Künstlergeneration. Und das Saarland wird beinahe heute noch mit seinen Augen gesehen. Zolnhofer: die Miniatur eines Malerfürsten, der Hof hielt und zu allen Zeiten politische Provinzprominenz aller Couleur bei sich empfing. Selbst unser derzeitiger Ministerpräsident wußte Zolnhofers Popularität zu nutzen. Er lächelt plakativ vor einem seiner Gemälde dem Wahlvolk zu.

Kein Wunder also, daß Gaetano Groß zu einer fulminanten Verteidigungsrede für den gescholtenen Maler anhebt. Zolnhofer sei eben nicht der Kollaborateur, der Opportunist gewesen. Im Gegenteil, mit seinem Gemälde der zerschossenen Land-

straße habe er eine ehrliche und daher mutige Aussage zum völlig unheroischen Kriegsgeschehen getroffen. Hätte er den Auftrag abgelehnt, hätte ihm möglicherweise die Internierung gedroht. Seine künstlerische Auseinandersetzung mit der Nazidiktatur nach dem Krieg stelle den Versuch dar, die traumatisierende Zeit zu verarbeiten.

Diese, wie die weiteren Ausführungen von Gaetano Groß sind mit einem Wort: Quatsch. Er ignoriert auf unverantwortliche Weise die inzwischen hinlänglich bekannten Fakten: „Auf dem Bild ist eine zerschossene Landstraße zu sehen, und sonst nichts. Im Gegenteil: im Jahre 1940 ein solch trostloses, gänzlich unheroisches Bild der Verwüstung zu malen, zeugt von mehr Mut, als es 57 Jahre später zu denunzieren.“ (SAARBRÜCKER HEFTE Nr. 78, S. 73) Zolnhofer stellt die bei der Kunstaktion *Vom Westwall zur Maginotlinie* entstandenen Arbeiten und andere Bunkeraquarelle, die er im Auftrag der Organisation Todt, der Heeresbauleitung, während der Errichtung des Westwalls fertigte, 1941 in München aus. Die nationalsozialistische Kulturzeitschrift *DIE WESTMARK* jubelt:

„... obwohl um ihn herum Krieg und Kriegsgeschehen war, sind diese entstandenen Blätter doch keine Frontberichte mit dem Pinsel, keine gemalte Chronik des Bauens und Kriegsgeschehens am Westwall; sein Blick ging drüber hinaus, durchdrang den Stoff, das Dinglich-Gegenständliche wurde Farbklang. Das Augenglück am irisierenden Zauber der Farbe überwächst den ernsten Auftrag, er berichtet nicht, er dichtet, er schreibt mit seinen Blättern farbige Verse auf seine Heimat ... Das, was er genießt, ... ist der goldene Überfluß der farbigen Welt ... Über jedem Blatt geht eine neue Sonne, geht eine andere Stimmung auf, die Himmel und Gelände erfüllt und zum Ganzen bindet ... Auch unter den braunvioletten düsteren Akkorden mancher Blätter, auch hinter dem Thema von Zerstörung und Verwüstung spürt man die kräftige Flamme dieses Malerherzens, die nicht erstickt wird durch den Anblick von Tod und Vernichtung, sondern durch die das Tote, das Graue, das Freudlose zu einem neuen Leuchten und Leben im Geisterreich der Farbe erweckt wird.“

Gewiß: jenes Gemälde *Zerschossene Dorfstraße in Lothringen* könnte man als eine Anklage des Krieges deuten. Eine pazifistische Interpretation dieses Gemäldes hat aber mehr mit dem Wandel der Werte nach dem Krieg zu tun als mit seinem Sinngehalt während des Krieges. Denn die von Gaetano Groß konstatierte Hoffnungslosigkeit entspringt eher dem typischen Zolnhoferischen Kolorit als einer subversiven Absicht. Eines ist sicher: Zolnhofer hat sich hier entweder gar nichts beim Malen gedacht oder dem Zeitgeist nachgepinselt. An die Organisation Todt, einem lukrativen Auftraggeber, soll Zolnhofer im übrigen auf saarländische Weise geraten sein. Er habe kurz nach dem Anschluß des Saargebietes an das Dritte Reich die Kantine mit Wandgemälden schmücken dürfen, weil er zufälligerweise sein Atelier im Dachgeschoß desselben Hauses betrieb, in dem die Organisation residierte.

Gaetano Groß sitzt nicht als einziger den eigenen Fehlinterpretationen auf. Im Katalog zu Werk und Leben der St. Wendeler Malerin Mia Münster, die bei etlichen Westmark-Kunstaussstellungen mitgewirkt und sich ebenfalls an der Westwallmalerei beteiligt hat, werden ihr ähnliche, nach Nazi-Jargon 'wehrkraftzersetzende' Absichten unterstellt, wird eine Mitläuferin zu einer opponierenden Künstlerin umgedichtet.

Aufgrund seiner überragenden Stellung im saarländischen Kunstgeschehen der dreißiger Jahre, seiner geschmeidigen Anpassungsfähigkeit, seines diplomatischen Geschicks und seines ausgeprägten Geschäftssinns ist Zolnhofer, der einmal als Sozialist begonnen hatte, während des Dritten Reiches ein im Saargebiet gefragter Künstler. Ihm als erstem wird 1935 der neugeschaffene *Weißgerberpreis*, besser bekannt als *Westmark-Kunstpreis*, überreicht. Ein Geste der Belohnung, stellvertretend für die Saarbevölkerung und ihr Abstimmungsverhalten. Nicht etwa, daß Zolnhofer mit Propagandakunst aufgefallen wäre. Man hat einfach keinen anderen Künstler gefunden, der wegen seiner herausragenden, heimatverbundenen Malerei ins politische Konzept des Preises gepaßt hätte. Und Zolnhofer ist nicht der Mann, der sich lange bitten läßt. Er hat bei jeder der folgenden Ausstellungen mit zahlreichen Arbeiten kräftig



„Die Ohrenflüsterer“, Georg Friedrich Hoppstädter, 1942

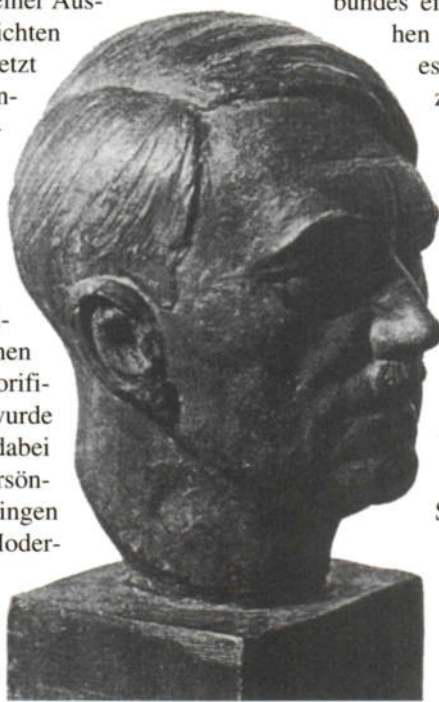
mitgemischt. Wo Aufträge vergeben werden, ist Zolnhofers schnell zur Stelle.

Weder in seiner Kunst noch in der Politik legt Zolnhofers ein eindeutiges Bekenntnis ab. Er tritt nicht der NSDAP bei. Stattdessen hält er sich Hintertürchen offen – ein Maler für alle politische Wechselfälle. Vielleicht erwacht er wie sehr viele seiner Zeitgenossen tatsächlich nach dem Krieg aus einem bösen Rausch und versucht in Katerstimmung, den Alptraum künstlerisch zu bannen, wie Gaetano Groß meint. Nach Lage der Dinge glaube ich aber – wer will das schon mit Sicherheit wissen –, daß Zolnhofers seinen Exorzismus

mit der eindeutigen und erfolgreichen Absicht betrieb, sich kompatibel für die neue Zeit zu machen, glaube eher an seinen Instinkt für Geschäfte als an späte Skrupel. Und ich befürchte, daß Ursula Giesslers Einschätzung seines Lebens-, insbesondere des Nachkriegswerkes zutrifft.

Mich stört etwas anderes an ihrem Artikel. Er wurde nicht mit dem Ziel der Aufklärung geschrieben, sondern mit der Absicht einer Vertuschung. Letztlich ging es darum, den aus der Staatskanzlei gedungenen Wunsch, die Übergabe des Zolnhofers-Nachlaß zum Anlaß einer Retrospektive in der Saarbrücker Modernen Galerie zu

nehmen, mit allen Mitteln abzuwenden. Ursula Giessler, einst kritische Begleiterin des Kunstgeschehens, machte sich zum wiederholten Mal zur Pressesprecherin und Hoflyrikerin der Galerie und leistete die Grobarbeit. Wie sich Zolnhofer als Künstler für politische Zwecke instrumentalisieren ließ, instrumentalisierte sie seine Demontage, um über bestimmte Defizite der Modernen Galerie hinwegzutäuschen. Denn das Haus hat seine Aufgaben nicht erledigt. Wie so viele andere saarländische Kunstthemen, so hat es auch den Nachlaß, der ja schon seit längerem dort lagert, nicht bearbeitet, geschweige denn aufbereitet. Die in die Kritik geratenen Bilder stellen eher Zufallsfunde dar als das Ergebnis einer wissenschaftlichen Bestandsaufnahme. Das Projekt einer Ausstellung hätte versäumte Pflichten schnell ans Licht gebracht. Jetzt müssen die zweifelhafte Vergangenheit Zolnhofers, die Zweitklassigkeit seines Werkes und die angeblich schlechte Verfassung seiner Bilder als billiger Vorwand dienen, um von diesen und anderen Peinlichkeiten abzulenken. Die längst überfällige Aufarbeitung der saarländischen Kunstgeschichte jenseits von Glorifizierung und Heimattümelei wurde einmal mehr abgewehrt. Daß dabei eine populäre saarländische Persönlichkeit über die Klinge springen mußte, paßte der Direktion der Modernen Galerie in ihren ungeordneten Kram. 0:1 im Dauerstreit zwischen regionalen Ausstellungsansprüchen und ihrer erklärten Verachtung.



Walther Neu, Hitler-Büste,
DIE WESTMARK, Jahrgang 1933/34

Und bei der Auseinandersetzung mit dem Thema beschleicht einen trotz einschlägiger Indizien das unguete Gefühl, als habe es zwar die saarländische Variante der Nazikunst gegeben, aber ihre Produzenten hätten nichts mit den Produkten gemein.

Es erstaunt immer wieder, auf welcher höflichen Art in Nachkriegstexten verschwiegen wird. Z. B. von dem inzwischen verstorbenen Kunstkritiker und Maler Walter Schmeer, der in einer Zolnhofer-Laudatio von 1978 dessen Arbeit 1933 verebben sieht, um sie 1945 wie Phönix aus der Asche aufsteigen zu lassen. Immerhin gewährt derselbe Walter Schmeer im Ausstellungskatalog 1982 zum 60jährigen Bestehen des saarländischen Künstlerbundes einige Einblicke in das Geschehen im Dritten Reich. Doch, wenn

es um Namen geht, legt er zumeist eine auffällige Diskretion an den Tag. So erwähnt er etwa, daß in den Westmark-Ausstellungen mal eine Hitler-, mal eine Göringbüste zu sehen war. Ihren Hersteller verschweigt er, obwohl er ihn kannte oder leicht hätte recherchieren können: den saarländischen Bildhauer Walther Neu. Das Phänomen erklärt sich beim Blättern in den Katalogen jener Zeit. Walter Schmeer, der nach dem Krieg alle aktiven saarländischen Künstler bespricht, hat selbst an Westmark-Ausstellungen teilgenommen. Er, der als ein integrierter Mann geschildert wird und es wohl gewesen ist, blickt befangen zurück. Und die saarländischen Künstler,

die nach außen unabhängig von ihren internen Zwistigkeiten als geschlossene Gruppe auftreten, lassen sich nach dem Krieg die Geschichtsklitterung gefallen, nie mit den Nationalsozialisten gemeinsame Sache gemacht zu haben.

Kaum zufällig erweist sich bis jetzt die Aktenlage als sehr bescheiden. In den Depots der Museen, so heißt es zumindest, findet sich 'so gut wie keine'

Alle waren da, doch niemand war dabei

Der Fall Zolnhofer bringt ein bisher skandalöserweise kaum beachtetes Kapitel saarländischen Kunstgeschehens in Erinnerung. Nationalsozialistische Kunst, hat es die überhaupt im Saarland gegeben? Zumindest offiziell nicht, bisher nicht.

Propagandakunst. Aber auch hier hört man Widersprüchliches. Davon abgesehen, daß wahrscheinlich Elaborate wie Führer-Bildnisse, Aufmarschbilder und ähnliches das Werk der meisten saarländischen Künstler dieser Zeit nicht prägten, hat man sie verschwinden lassen. Gefertigt wurden sie mit großer Wahrscheinlichkeit von fast allen, mal für eine Amtsstube, mal für das bürgerliche Wohnzimmer. Sei es, um eine schnelle Mark zu machen, sei es, um sich den Rücken von politischer Verfolgung freizuhalten.

Soviel läßt sich sagen: Wer auf großen Skandal und sensationelle Enthüllungen spekuliert, wird enttäuscht. Der eigentliche Skandal, wenn man es so nennen will, findet noch vor der Rückgliederung des Saarlandes 1935 statt, danach – routinierte Geschäftsabwicklung. Es stellt sich wiederholt die traurige wie banale Erkenntnis ein, daß die Diktatur des Dritten Reiches nicht nur über ihre uniformierten Täter funktionierte, sondern auch über jene Unzähligen, die unverhohlen zustimmend, gedankenlos wegschauend, reserviert oder zähneknirschend mitmachten. Die saarländischen Künstler verhalten sich nach dem Kleinkindprinzip, eine Decke über den Kopf gezogen mache unsichtbar und deshalb verantwortungsfrei. Diese von den Nazis als heroisch hochgejubelte Epoche war gerade nicht die Zeit der Helden, in der Kunst wie auch im richtigen Leben nicht. Die Zeitreise in diese Epoche wird zu einem Trip in eine Kunstgeschichte voller Widersprüche. Und wie alle Geschichten hat auch diese eine Vorgeschichte.

Hermann Keuth oder ein Irrtum

Hermann Keuth, Maler und Heimatforscher (1888 bis 1974), zählt zu den seltenen erzkonservativen, deutschnationalen Gelehrten, die sich auf ihrem Fachgebiet eine erstaunliche Liberalität und Offenheit für die Sache bewahrt haben. Als Gründer des Heimatmuseums in Saarbrücken hat er sich hier große Verdienste erworben. Er soll sogar der erste abstrakte Maler im Land gewesen sein – Belege habe ich bisher nicht gesehen –, der aber auch mit volkstümlichen Zeichnungen im Bergmannskalender hervorgetreten ist. Ihn erreicht im

März 1932, als das Saargebiet noch vom Völkerbund verwaltet wird, ein Brief aus Berlin, der sich zusammen mit anderen Dokumenten als Einwickelpapier von altem Porzellan wiedergefunden hat.

Hans Baluschek, Maler und Vorsitzender des Reichskartells der Vereinigten Verbände Bildender Künste Berlin e.V., lädt als Organisator der *Großen Berliner Kunstausstellung* die saarländischen Künstler ein, im Rahmen einer Sonderschau charakteristische und wertvolle Beispiele von Malerei und Plastik aus dem Saargebiet vorzustellen. Ziel der Sonderschau soll es sein, die Verbundenheit des deutschen Reiches mit der abgetrennten Saar zu dokumentieren. Die nun für Berlin zusam-



„Die eine Hälfte ist schon drin!
Wenn er nur an der zweiten nicht erstickt.“
Georg Friedrich Hoppstädter, 1939

mengetragenen Werke markieren den Höhe- und Wendepunkt einer kurzen aber heftigen Kunstblüte in einer Region, die bis zum 1. Weltkrieg als künstlerische Wüstenei inmitten vom Europa liegt. Nur vier Daten: 1922 formiert sich der bis heute bestehende Saarländische Künstlerbund (damals Bund Bildender Künstler Saar genannt), 1924 wer-

Für die Juden war eine böse Zeit angebrochen, sie wurden zu Tausenden aufgehängt.
Wenn nur die Gräber nicht aufgehen und sie heraussteigen um Rache zu nehmen.



Georg Friedrich Hoppstädter, 1944

den das Heimatmuseum und die Staatliche Schule für Kunst und Kunstgewerbe gegründet, der sich 1926 die entstehende staatliche Sammlung zeitgenössischer Kunst angliedert. Keimzellen noch

heute bestehender oder wieder eingerichteter Institutionen. Seit 1921 erzielt die Literaturzeitschrift *Das Feuer* eine überregionale Wirkung. Aufbruchstimmung herrscht, an der die französische Besat-

zungsmacht nicht ganz unschuldig ist, die einerseits ihr wirtschaftliches Interesse an der saarländischen Montanindustrie mit kulturellem Engagement schön und andererseits den regionalistischen und deutschümelnden Tendenzen einen international ausgerichteten Kulturimpuls entgegensetzt. Ein Verfahren, das nach dem 2. Weltkrieg ebenso erfolglos wiederholt wird.

Die Gründungen ziehen eine Reihe von Künstlerpersönlichkeiten nach Saarbrücken. Zu Ausstellungen und Vorträgen reist beinahe die gesamte deutsche Avantgarde hierher. Ironie der Geschichte: Sowohl Paul Klee wie Wassily Kandinsky haben in Saarbrücken ihre letzten Präsentationen, bevor sie von den Nationalsozialisten verboten werden.

Diese Kunstblüte drückt sich in der großen Zahl von Bewerbungen aus, die Hermann Keuth aufgrund seiner Ausschreibung erhält – Künstler, deren Namen zu einem großen Teil selbst den Kennern nicht mehr geläufig und deren Werk längst aus dem Gedächtnis, dem imaginären Museum der Region verschwunden sind. Immerhin noch 29 der Bewerber werden dann in der Berliner Kunstausstellung präsentiert: darunter Hermann Keuth selbst, Fritz Grewenig und Oskar Trepte, beide Lehrer an der Kunstgewerbeschule, der Surrealist Edgar Jené, das aufstrebende Talent August Clüsserath, Albert Bohn, der Maler Leo Grewenig, der Bildhauer Walter Neu, Walter Schmeer und natürlich Fritz Zolnhofer. Eine Auswahl mit dem Ehrgeiz, den Kontakt des Saargebietes zum internationalen Kunstgeschehen zu beweisen.

Aber Hermann Keuth und seinen Mitjuroren fehlt es an politischem Instinkt. Denn inzwischen reden in Berlin die Nationalsozialisten mit Hermann Göring als Ministerpräsident von Preußen an der Spitze ein gewaltiges Wörtchen mit. Folgerichtig gerät die saarländische Präsentation in das Kreuzfeuer politisch motivierter Ansprüche. Während zwar die linksorientierte Presse sie als herausragendes Ereignis der *Großen Berliner Kunstausstellung* lobt, ärgern sich die nationalsozialistischen Kunstwächter. Sie haben sich die Wiedergabe des „schönen und romantischen“

Saarlandes erhofft und den künstlerischen Beweis seiner Verbundenheit mit dem deutschen Reich erwartet. Stattdessen müssen sie Kunst erblicken, die nach der Meinung der Nationalsozialisten das Bodenständige vermissen läßt, weil sie französisch beeinflusst ist.

Diese kaum erwartete Reaktion macht die saarländischen Künstler nervös. Organisatorisches Chaos bricht aus, an dem Hermann Keuth seinen Anteil hat und dem er als einer der ersten zum Opfer fällt. Sein Rückzug auf die Aufgaben als Direktor des Heimatmuseums und seine zeichnerischen Studien der saarländischen Volkskultur werden ihn aber nicht daran hindern, Fühlung zum Kunstgeschehen der braunen Zeit zu halten. In Fehleinschätzung der Lage tritt er jedoch noch 1934 für die Mittlerrolle der saarländischen Kunst zwischen deutscher und französischer Kultur ein. Ob 1938 allerdings allein seine unbestrittene fachliche Kompetenz ausschlaggebend gewesen ist für die Ernennung zum Landeskonservator, ob da ein ganz normaler bürokratischer Vorgang jenseits parteipolitischer Einflußnahme abgerollt ist, ich weiß es nicht. Nach der Besetzung Frankreichs übernimmt er sogar die kommissarische Leitung des Landesdenkmalamtes für Lothringen.

Das rächt sich nach Ende des Krieges. Der tätigen Mithilfe des nationalsozialistischen Kunstraubes in Lothringen, der Requirierung von Kunstgegenständen fürs eigene Museum verdächtig, muß er 1946 für drei Jahre in Untersuchungshaft. Eine Anklage jedoch wird nie erhoben, Hermann Keuth 1949 weder mit Schuld- noch mit Freispruch entlassen. Sicher ist, daß die alten Inventarlisten des Heimatmuseums in der fraglichen Zeit keine auffälligen Zugänge aufweisen, mit der Ausnahme eines Lothringer Möbel-Ensembles, das schon lange zuvor per Erbschaftsvertrag dem Museum zugesprochen worden war. Sicher ist auch, daß Hermann Keuth neben Edgar Jené, der ihn von jeglicher nationalsozialistischen Gesinnung und Mittäterschaft entlastet, gerade auch in der lothringischen Bevölkerung Fürsprecher findet, die ihm auf diese Weise die Erhaltung einiger Kulturdenkmäler danken. Die Tatsache, daß er nach seiner Haftentlassung aus dem Saarland ausgewiesen wird, könnte einen anderen Verdacht nahelegen:

Ist seine Denunziation aus saarländischen Kreisen erfolgt, um ihn mundtot zu machen, wie gelegentlich vermutet wird? Vielleicht wußte er zuviel von den Vorgängen ab 1933. Oder nimmt man da späte Rache an Keuths eigenem unsauberen Verhalten ab jenem Jahr?

Die Stunde des Malers Albert Bohn

Albert Bohn (1898–1964) ist alles andere als ein Maler von Gottes Gnaden. Seine Bilder wirken eher wie naiv-kubistische Kirchenfenstermotive denn wie ernstzunehmende Malerei. Jetzt, 1933, entwickelt er aber ungeahnte Qualitäten als Karrierist. Ein Karrierist, der es versteht, mit harten Bandagen zu keulen, wenn es not tut. Und er wittert seine Chance, durch Intrigen zu erreichen, was ihm auf künstlerischem Weg versagt bleibt.

Zur Erinnerung: Im Deutschen Reich haben Adolf Hitler und die NSDAP per Ermächtigungsgesetz die Macht übernommen und begonnen, die Gesellschaft im nationalsozialistischen Sinn gleichzuschalten. Die saarländischen Künstler, reichlich desorientiert von den Nachrichten aus der Reichshauptstadt, lassen die geplante Wanderausstellung auf der Basis der Berliner Sonderschau platzen, mangelndes Interesse der Beteiligten, eine Abstimmung mit den Füßen. Statt dessen betreiben sie den organisatorischen Anschluß an die Künstlerverbände im Reich. Ihr Bund geht über in den Reichsverband bildender Künstler, Gau Südwestdeutschland, der von Koblenz aus gesteuert wird, de facto die freiwillige Gleichschaltung mit nationalsozialistisch kontrollierten Organisationen. Albert Bohn scheint das noch nicht genug. Er, ein Parteigänger der NSDAP, betreibt ab Sommer 1933 mit einer Reihe von Gleichgesinnten wie dem Maler Ernst Sonnet oder dem Leiter der Radierwerkstatt an der Kunstgewerbeschule Heinrich von Rüden die Gründung des Reichskartells der Bildenden Künste, Bezirksgruppe Saar. Auch Fritz Zolnhofer gehört zu den Gründungsmitgliedern. Es ist eine Formierung, die der Restrukturierung der Gauverwaltungen im Reich Rechnung trägt, die den Anschluß an den entsprechenden Dachverband in Neustadt an der Weinstraße sucht und

anscheinend kurz darauf die andere Neugründung verdrängt. Albert Bohn übernimmt den ersten Vorsitz und tritt nun als Ausstellungsmacher auf.

Diese Zeit der Anbiederung an das Reich lädt dazu ein, offenstehende Rechnungen zu begleichen, persönliche Abneigungen mit politischen Mitteln auszuleben. Da wird kräftig schmutzige Wäsche gewaschen. Hermann Keuth, und Fritz Grewenig, 2. Vorsitzender und 1. Vorsitzender des Reichsverbandes, sind sich nicht grün. Wegen der Konkurrenz zwischen Heimatmuseum und staatlicher Kunstsammlung, es geht um Räumlichkeiten, um Gelder vielleicht. Hermann Keuth heckt gegen Fritz Grewenig eine Kabale aus, um ihn als Vorsitzenden des Reichsverbandes abzusetzen. Er bezichtigt ihn separatistischer Umtriebe im Saargebiet. Ein in dieser Zeit deutsch-patriotischer Wallungen höchst gefährlicher Vorwurf. Es trifft mit Fritz Grewenig (1891–1975) nicht irgendeinen saarländischen Künstler. Auch Fritz Grewenig hat sich um das Land verdient gemacht. Seiner Initiative verdankt es zu einem großen Teil die Gründung der Kunstgewerbeschule und der zeitgenössischen Sammlung, denen beiden er als Direktor vorsteht. Auf seine Einladungen hin reisen die Kunstgrößen nach Saarbrücken.

Jetzt läßt er die Verdächtigungen nicht auf sich beruhen. Er wehrt sich, indem er die ihm übergeordnete Regierungskommission bittet, in seinem Namen Strafantrag zu stellen. (vgl. Kasten S. 77) Aber es kommt nicht zum Prozeß, da Hermann Keuth nach Vergleichsverhandlungen seine Anschuldigungen zurückzieht. Vor Gericht geben beide eine Ehrenerklärung ab. Fritz Grewenig beteuert, nie separatistische Politik betrieben zu haben, und Hermann Keuth bedauert, gegen ihn aufgrund von Gerüchten und im Interesse des Verbandes vorgegangen zu sein.

Kurioserweise sieht sich auch Albert Bohn als 1. Vorsitzender des Reichskartells bemüht, in einer dritten Ehrenerklärung Hermann Keuths Vorgehen als eigenmächtig zu bezeichnen. Die Einmischung Albert Bohns zugunsten Fritz Grewenigs mutet seltsam an, da derselbe Albert Bohn dessen Absetzung als Direktor der Kunstgewerbeschule betreiben haben soll. Befürchtet er, mit seinem Verband

selbst in den Sog politischer Verdächtigungen zu geraten oder spinnt er eine eigene Intrige? Weder für Hermann Keuth noch für Fritz Grewenig nimmt der Vorfall ein gutes Ende. Hermann Keuth wird die Mitgliedschaft im Reichskartell verweigert. Vordergründig mit dem Argument, daß er als Museumsdirektor, der in der Malerei dilettiere, nicht einem reinen Künstlerverband angehören könne. Es dürfte aber auch die Absicht ein Rolle gespielt haben, ihn zum einen für seine falsche Ausstellungspolitik 1932, zum anderen für seine Denunziation abzustrafen. Fritz Grewenig seinerseits verliert den Vorsitz des Reichsverbandes und spielt in den nachfolgenden Künstlerorganisationen keine Rolle mehr. Lachender Dritter: Albert Bohn.

Fritz Grewenig an die Regierungskommission Abteilung für Kultus- und Schulwesen, 27.6.1933:

„Seit einiger Zeit höre ich von verschiedenen Seiten, ich hätte in den Räumen der Staatlichen Kunstgewerbeschule und des Staatlichen Museums Saarbundlisten aufgelegt. und sei führendes Mitglied des Saarbundes gewesen. Inzwischen habe ich festgestellt, daß die niederträchtigen Verleumdungen, die die Staatliche Kunstgewerbeschule, das Staatliche Museum und mich im Saargebiet unmöglich machen sollten, von Herrn Keuth verbreitet wurden. Da Herr Keuth als Museumsdirektor in den Bestrebungen des Staatlichen Museums, besonders durch die Ausstellungen von neuer Kunst eine ernste Konkurrenz sieht und heute noch auf unser Gebäude für seine Museumstätigkeit spekuliert, glaubt er höchstwahrscheinlich durch diese Verleumdungen durchsetzen zu können, was er auf legalem Wege nicht erreichen kann. Die augenblicklichen, politischen Spannungen hat er, wie nachstehend, auszunützen versucht.

Herr Keuth ließ Mitglieder der Ortsgruppe Saarbrücken des Reichsverbandes bildender Künstler Deutschlands zu sich kommen und erklärte diesen, daß aufgrund der politischen Umstellung im Reich auch hier beim Vorstand des Reichsverbandes eine Änderung vorgenommen werden müsse. Es liege im Interesse des weiteren Fortkommens jedes einzelnen Mitglieds, eine Liste zu unterschreiben, worin der amtierende 1. Vorsitzende, Herr Prof. Grewenig, gezwungen werden sollte, den Vorsitz niederzulegen. Als sich einige Mitglieder weiger-

Aber auch ihm fehlt zunächst das Gespür für das im politischen Sinn künstlerisch Erwünschte. Auf der unter seiner Federführung durchgeführten Weihnachtsausstellung Ende 1933 in Saarbrücken spuken zwar die Geister, die er rief. Unter den Eröffnungsrednern finden sich neben dem Landeskulturreferent der NSDAP auch deren Landesführer. Aber die Ausstellung wird ein Reinfall. Die in DIE WESTMARK veröffentlichte Besprechung geht mit der Präsentation hart ins Gericht, ein Dokument nationalsozialistischer Kunstvorstellungen. Der Vorwurf: Kunst ohne Patriotismus. Zwar habe die Abtrennung des Saargebietes vom „Mutterland“ die kulturellen Beziehungen nicht durchschneiden können, zu stark sei die Bindung. Aber auch die saarländischen Künstler:

ten, dies zu tun, sagte Herr Keuth, Prof. Grewenig habe in der Schule Saarbundlisten aufgelegt und sie auf die Folgen aufmerksam gemacht, die den einzelnen durch ein Nichtunterzeichnen entstehen könnten. (Er selbst hat dieses Schreiben nicht unterzeichnet.) Herr Maler und Bildhauer Maxim Frey wurde von Herrn Keuth beauftragt, mir die in Frage stehende Liste vorzulegen und meinen Rücktritt zu verlangen. Bei eventueller Weigerung sollte er mir mit Veröffentlichung der Saarbundangelegenheit drohen ... Weiterhin besteht der Verdacht, daß Herr Keuth Herrn Dr. Oblasser, dem Beauftragten des Kampfbundes für deutsche Kultur, Ortsgruppe Saar, das Schriftstück übergeben hatte, damit dieser entsprechend vorgehen sollte. Herr Dr. Oblasser äußerte auch Bekannten gegenüber, daß er unser Gebäude nicht mehr betreten würde. (Wenn die Anklage zu Recht bestände, könnte kein Mensch Herrn Dr. Oblasser die Äußerung übelnehmen und es wäre sehr gut zu verstehen, wenn kein Deutscher mehr das Museum betreten würde.) Soweit ich die Einstellung unserer Schüler und Schülerinnen kenne, würden diese alle die Schule verlassen, wenn die Behauptungen des Herrn Keuth stimmen würden ...

Jedenfalls erkläre ich auf meinen Diensteid, daß ich niemals etwas mit dem Saarbund zu tun hatte, und daß ich zu keiner Zeit Saarbundlisten aufgelegt habe ...“

„... wissen am besten, wie sehr bis in die jüngste Zeit eine durch künstliche Grenzen ermöglichte 'Kunstpolitik' der lebendigen und vernünftigen Entwicklung des bodenständigen Kunstschaffens und einer gesunden Kunstauffassung im Wege standen. Doch wird man auch hier eine gewisse Einheitlichkeit voraussetzen müssen, denn der Wert 'Heimat' gibt in seiner politisch engen Begrenzung dem Kunstschaffen die erforderliche Kraft und Richtung ... Das brennende Schicksal dieser Landschaft (des Saargebietes, Anm. des Verf.) gibt auch dem Menschen, der sie bewohnt, seinen besonderen Ausdruck. Landschaft und Mensch bieten sich in einem Zusammenhang dar und sind in ihrem Zeitinhalt Mahnung und Aufgabe für die Gestaltung in Malerei und Plastik. In der Erfassung dieser Aufgabe – und nur darin – ist die Berechtigung saarländischen Kunstschaffens zu sehen. Das nur wird ihm in der Heimat die Stellung verleihen, die ihm zukommt, wird ihm die Empfangsbereitschaft aller Volksgenossen sichern, die solche Hingabe an das Gesamtchicksal des Saardeutschums und seiner Offenbarung durch die Kunst allen malerisch noch so wertvollen Ergebnissen von Auslandsreisen und Abstraktionen vorziehen werden. Nur so vermag das saarländische Kunstschaffen aber auch über die willkürlichen Grenzen hinaus eine Bedeutung im Gesamtchicksal der Nation zu erlangen und seine Stellung in der deutschen Kunst zu erleben. Eine Betrachtung der jetzigen Ausstellung muß aus solchem Wertwillen hervorgehen. Zunächst: Sind die darin vertretenen Bilder und Plastiken Offenbarungen der Saarlandschaft und ihrer Menschen? Sie sind es nicht ...“

Die meisten der aus-
gestellten Arbeiten

erfüllen die Anforderungen dieses 'Wertwillens' nicht. Einige der ausstellenden Künstler fallen wegen „liberalistischer“ (DIE WESTMARK) Kunstauffassungen durch. Dem Surrealisten Edgar Jené wird Wirklichkeitsflucht vorgeworfen. Selbst der gelenkige Zolnhofer kann nicht überzeugen.

Doch kein Tadel ohne Lob. Die Maler Loy Walter, der nach 1935 stolz mit dem Parteiabzeichen durch die Straßen wandelt, und Erich Buschle, ebenso Sympathisant mit zeitgemäßem Auftreten, wie natürlich Albert Bohn gelten als Hoffnungsträger für die Bewältigung der neuen Aufgabe.

Aber genau besehen läßt der Kritiker nur einen saarländischen Künstler gelten: den Bildhauer Walther Neu:

„... Das aktivste Element in der Ausstellung ist jedoch die Plastik 'Den Opfern der Arbeit' von Walther Neu. In der plastischformal durchaus bewältigten Gruppe (allein diese Formulierung weist darauf hin, daß der inhaltliche Aspekt der Arbeit den Kritiker mehr überzeugt als die künstlerische Umsetzung, Anm. des Verf.) vermag man das ergreifende Monument selbstverständlicher Opferbe-

Walther Neu,
„Den Opfern der Arbeit“,
1933/34
Bildarchiv Historisches
Museum Saar, mit
freundlicher Genehmigung



reitschaft zu erkennen, wie sie aus dem täglichen Schicksal des Saarbergarbeiters erwächst. Darüber hinaus ist sie aber auch ein ernster Mahnruf an die saarländischen Künstler zur Opferbereitschaft und selbstlosen Hingabe an die gemeinsame Aufgabe der künstlerischen Gestaltung einer vom Schicksal heimgesuchten Landschaft und ihrer Menschen, so wie sie uns allen vom Gebote des völkischen Sozialismus auferlegt ist.“

Die Skulptur steht übrigens heute noch auf einem kleinen Grünstreifen in Malstatt.

Der Mahnruf wird gehört. 1934 klappt alles schon viel besser: In Köln schweift der Blick des Führers höchstpersönlich wohlgefällig über die saarländischen Kunstdarbietungen. Zu Weihnachten in Berlin eröffnet Joseph Goebbels eine ähnliche Ausstellung mit den erleichterten und befriedigten Worten, daß „alles Experimentieren und Auffallenwollen“ vermieden worden sei, stattdessen entdeckte man die Eigenschaften einer guten Kunstschau – Provinzialismus als Qualität und Würde. Vor der Politik sind die saarländischen Künstler organisatorisch wie konzeptionell heim ins Dritte Reich gekehrt.

Die Saarabstimmung erbringt eine überwältigende Mehrheit für den Anschluß an das Deutsche Reich. An die Stelle des Reichskartells tritt nun die Reichskammer der Bildenden Künste, Gau Saarpfalz, die dem Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda von Joseph Goebbels untergeordnet ist. Albert Bohn, der sich nach dem 2. Weltkrieg noch damit brüstet, die saarländische Sektion dieser Kammer gegründet zu haben, muß als erster Vorsitzender des Reichskartells seinen Abschied nehmen, für ihn ein Grund, sich später als Verfolgter des Nationalsozialismus auszugeben. Wenn er aber alle die Ausstellungen eingerichtet hat, die eingerichtet zu haben er noch kurz vor seinem Lebensende beleidigt tönt, so ist er auch nach 1935 als Funktionär der Reichskammer in Neustadt a.d.W. tätig gewesen. In den mir zugänglichen Katalogen und Ausstellungsberichten taucht sein Name jedoch nicht mehr auf und Aufträge hat er anscheinend nicht erhalten. Es stimmt nachdenklich, daß die Nationalsozialisten einen solch verdienten Mann nicht in besonderer

Weise bedacht haben sollen. Oder unterschritten selbst sie nicht eine bestimmte künstlerische Niveaugrenze?

So oder so, Albert Bohn lernt nicht dazu. Kaum wittert er nach 1945 Morgenluft und kaum werden kernige Worte wieder gern gehört, macht er aus seinem Denken keinen Hehl. In seinen MITTEILUNGEN DER SAARLÄNDISCHEN SEZESSION Ende der 50er Jahre, die hauptsächlich dazu dienen, sich selbst und alte Weggefährten zu feiern, pöbelt er gegen eine angeblich neue kulturelle Entfremdung im Saarland:

„Nach dem Zusammenbruch kamen viele landesfremde Emigranten aus allen Richtungen in die saarländische ‘Kulturwüste’. Darunter allzu viele Unberufene auf kulturellem Gebiet. Auch sie wollten und haben hier in verschiedenen Sektoren unseres kulturellen Lebens spektakulär ‘einen Reis aufgepfropft’.“

Der Lohn des Jaworts

Die Mitgliedschaft in der Reichskammer der Bildenden Künste als der Berufsorganisation, die allerdings nur ‘professionell’ arbeitende Künstler akzeptiert, ist Pflicht. Ohne ihre Genehmigung geht nichts. Kein Ausstellungsvorhaben ohne sie. Über Zuteilungskarten von Farben und anderem Künstlerbedarf soll sie künstlerisch wie politisch Zensur geübt haben. Allerdings hört man hier mal wieder Gegensätzliches. Richard Eberle, der die Nazizeit als junger Kunststudent erlebt hat, will sich daran erinnern, daß eine solche Kontrolle über Zuteilungskarten erst mit Einführung der Kriegsbewirtschaftung eingeführt worden sei. Zuvor habe man die Materialien im freien Handel ohne Probleme erwerben können. Wie auch immer, sich nicht dem Diktat der Reichskammer zu unterwerfen, hätte den künstlerischen Selbstmord bedeutet. Das macht die saarländischen Maler und Bildhauer gefügig.

Aber es hätte sich auch unter ihnen herumsprechen können, daß die Reichskammer der Bildenden Künste einer größeren Aufgabe dient als der Wahrung von Berufsinteressen. Ein Blick in DIE WEST-

Der Gaukulturwart Kurt Kölsch über die nationalsozialistische Kulturpolitik als kulturelle Militarisierung der Gesellschaft:

„... die nationalsozialistische Kulturpolitik ist von Anfang an auf unserer Weltanschauung gegründet gewesen, auf die Erkenntnis von Blut und Rasse als den lebendig zeugenden Strömen unseres Volkstums. Allein von der neuen Weltanschauung aus unternahmen wir den Kampf gegen die liberale und marxistische Kulturwelt, von ihr aus leiten wir den Anspruch ab, selber als deutsche Menschen das gestaltete Leben in die Hand zu nehmen und nach neuen Formen unseres geistigen und leiblichen Daseins zu suchen ... Der neue deutsche Geist wird sich in zäher fanatischer Hingabe und Arbeit die Formen seines kulturellen und künstlerischen Lebens erkämpfen, die eigentlich nichts anderes als die Formen unseres gesellschaftlichen und völkischen Lebens überhaupt sind. Aus dem großen Grundgefühl des Nationalsozialismus her-

aus aber wird auch die Organisation unserer Kulturarbeit sich ableiten, die nicht mehr die Funktionen unseres geistigen und kulturellen Lebens in bloßes Fachwissen und reinem Spezialistentum sich zersplittern lassen wird, sondern in der organisatorischen Zu- und Nebeneinanderordnung aller Kräfte das Gesamtgefüge unseres höheren Lebens als Volk überhaupt bestimmen wird. Das Bewußtsein unseres Volkes hängt geradezu von dem Grad der organisatorischen Mobilmachung aller Kräfte ab und es wird um so klarer und stärker seine Ausprägung in der neuen Kulturschöpfung finden, als sich die einzelnen Glieder und Gruppen unseres geistigen und kulturellen Lebens im gemeinsamen Ziel, der Gestaltwerdung des deutschen Menschen finden ...“

MARK hätte genügt. Dort beschreibt schon 1934 der noch pfälzische, ab 1935 saarpfälzische Gaukulturwart Kurt Kölsch in den für nationalsozialistische Texte typischen rhetorischen Endlosschleifen die Ziele der NS-Kulturgemeinde und die Stellung der Künste in ihr: die Infiltration und die Umgestaltung der gesamten Gesellschaft nach nationalsozialistischer Ideologie; die Kunst als ein Rädchen der Propaganda- und Umerziehungsmaschine im Dienst am sogenannten Volkskörper (vgl. Kasten oben).

Wie ihre Zeitgenossen hören die saarländischen Künstler nicht hin oder blenden die unangenehmen Aspekte der Diktatur einfach aus. Sie handeln nach dem Prinzip einer strategischen Bewußtseinspaltung: mitmachen und sauber bleiben. Die pathologische Situation wird ihnen versüßt. Denn jetzt beginnt die Zeit der Belohnungen.

Wie erwähnt erhält Fritz Zolnhöfer als erster den *Westmark-Kunstpreis*. Ein sehr engagierter *saarpfälzischer Kunstverein* beginnt, sich als „Mittler zwischen Kunst und Volk“ in geradezu rührender Weise um die saarländischen Künstler zu bemühen. Der Oberpostrat Franz Fleischmann, Vorsitzender des Vereins und laut Richard Eberle ein Nazi mit Kunstverstand, reist nach Saarbrücken,



die Taschen voller Geld. Er schaut sich in den Ateliers um und erkauft Sympathien mit Kunsterwerbungen zu hier ungeahnten Preisen. Im neueröffneten Galeriebüro dieses Vereins – am St. Johanner Markt gelegen – erwirbt sich bald die als Sekretärin eingestellte Freundin eines heimischen Künstlers den Ruhm, überaus erfolgreich Kunst an die Bevölkerung loszuschlagen.

Stärker noch stechen die Ausstellungsaktivitäten des Vereins ins Auge. Zuerst führt er in Saarbrücken die in den zwanziger Jahren begonnene Tradition der Verkaufsausstellungen zu Weihnachten fort, die ab 1938 in der alten, im Krieg ausgebombten Schillerschule stattfinden, in der bis da-



oben: Hermann Croissant, „Auf dem Heimweg“, Katalog „Kunstschaffen der Westmark“, 1942
links: Fritz Zolnhofer, „Heimkehr von der Grube“, ebenda

hin Kinder jüdischer Familien das 1 x 1 lernten. Ein saarpfälzischer Künstlerfonds ermöglicht den Erwerb von Kunstwerken gegen Ratenzahlung, während die Künstler den vollen Verkaufsanteil sofort erhalten. Der Kunstverein reicht saarländische Malerei und Plastik nun im ganzen Reich herum. In München, Augsburg, Frankfurt, in Köln, Düsseldorf und Berlin gibt es sie zu sehen. Paradiesische Verhältnisse eingedenk der Tatsache, daß es in Saarbrücken weder einen regulären Kunstmarkt gegeben hat, noch das interessierte Publikum dazu. Da das Saargebiet mit der Pfalz den Gau Saarpfalz bildet, treten die saarländischen Künstler ab jetzt im Verein mit ihren pfälzischen Kollegen auf.

Den Beweis für eine „Schicksalsgemeinschaft von Saar und Pfalz“ und daher Sinnvolle ihrer Vereinigung in einem Gau erbringen die ersten Gaukulturwochen im Dezember 1935 mit historischen und eben auch mit kulturellen Argumenten. Mit einer Gesamtkarte zu 20 Pfennig kann man zu 25 Orten zwischen Mannheim und Mettlach, Kirchheimbolanden und Blieskastel von Porzellan zu Kriegsgräbern, von alter zu zeitgenössischer Kunst reisen. Doch diese mit soviel Aufwand betriebene Veranstaltung ist ein Schlag ins Wasser – mangels Publikumsinteresse.

Der im 1. Weltkrieg gefallene Albert Weißgerber kann sich nicht mehr gegen seine Instrumentalisierung wehren. Er muß als Beispiel für die These herhalten, daß Saar und Pfalz zwei Seiten einer Medaille bilden. Der Gaukulturwart Kurt Kölsch in einem Begleittext zum Westmark-Ausstellungskatalog 1936:

„Von Albert Weißgerber, dem Pfälzer und Saarländer gehen die beiden Äste der jungen bildnerischen Kraft unserer Landschaft aus: Der Strom der mehr heiteren, helleren, lichtoffeneren, pfälzischen Kunst und der Berg der dunkleren und schicksalsträchtigeren Kunst an der Saar ... Wenn etwa in einem so verwandten Vorwurf wie in den Bildern 'Arbeitspause' von Hermann Croissant und 'Frühschicht' von Fritz Zolnhofer auf der einen Seite die Bauern und Winzerinnen inmitten des goldenen Kornes und leuchtender Weinberge stehen, auf der anderen Seite die Kumpels und Bergleute in der trüben Luft des Morgens zur ersten Schicht schreiten, dann liegt darin die ganze Vielfalt und das doppelte Gesicht unseres Gaues, die weinfröhliche Vorderpfalz und die schwere schicksalhafte Wucht des Westrichs und des Saargebietes.“

Unter jenen Künstlern, die nun regelmäßig bei Ausstellungen der Westmark und des saarpfälzischen Kunstvereins in Erscheinung treten, befinden sich neben Fritz Zolnhofer unter anderen Erich Buschle und Ernst Sonnet, der im übrigen 1938/39 mit einem nationalsozialistischen Staats-

preis ausgezeichnet worden sein soll, Walther Neu und Mia Münster. Auch Hermann Keuth läßt es sich nicht nehmen, gelegentlich den Einladungen zu folgen.

Kunst in Uniform

Ein Sommertag in klarem Licht. Von einer Mauerbrüstung schweift der Blick über die Dachgiebel eines Dorfes. Es duckt sich an einen Felsen aus rotem Stein, der saftig begrünt in den Himmel ragt. Im Hintergrund dräut eine regelmäßige Bergkette im blauen Dunst. Fritz Radziwill, ein norddeutscher Künstler, hat dieses Bild 1940 gemalt, ein harmloses, neoromantisches Rührstück in altmeisterlicher Manier. Es heißt *Saarlandschaft* und hängt in der Modernen Galerie in Saarbrücken.

Daß die Landschaft eher eine lothringische ist oder sogar eine der Phantasie, das ist die eine Kuriosität. Nach dem Frankreichfeldzug kann es ja verkaufsfördernd für ein Gemälde sein, diesen Titel zu tragen. Die andere Kuriosität ist, daß das Parteimitglied Fritz Radziwill, als Maler eines phantastisch-harten Realismus bekannt geworden,

Hermann Göring läßt sich in einer Rede, 1936 im Saarland gehalten, über die nationalsozialistische Blut und Boden-Ideologie aus:

„... und wenn wir davon sprechen, von der Lehre auf Blut und Boden, dann meinen wir das, daß wir nicht wurzellos sein sollen als Generation, sondern das wir feste Wurzeln haben in unserem Volkstum, und dieses Volkstum ergibt sich aus unserem Blut, das heißt die Zusammensetzung des Blutes, das in uns fließt. Denn meine Volksgenossen, spricht man von gleichem Fleisch, Fleisch von meinem Fleische, Blut von meinem Blute, das soll heißen, die Ströme des Blutes geben dem Körper diese Kraft, geben ihm diese Gestalt, die in irgendeiner Richtung gleichgerichtet ist und als deutscher Mensch uns erscheint und geben ihm diese Geisteshaltung, dadurch Kulturträger zu werden. Das ist die Lehre vom Blute und vom Boden, daß wir nicht wie irgendein Nomadenvolk in der Welt herumschwirren, sondern daß wir hier in dem Boden festwurzeln, der deutscher Boden ist, daß wir uns an die Scholle klammern, daß wir dieses deutsche Land, das wir ererbt haben von unseren Vorvätern, das wir erkämpft haben, für das sie geblutet, ja gestorben sind, daß wir diesen Boden festhalten ...“

rechts:

Ernst Sonnet, „Biesingen/Saar“,
Katalog der Gaukulturwochen, 1936
unten:

Loy Walter, „Saarhafen“, ebenda

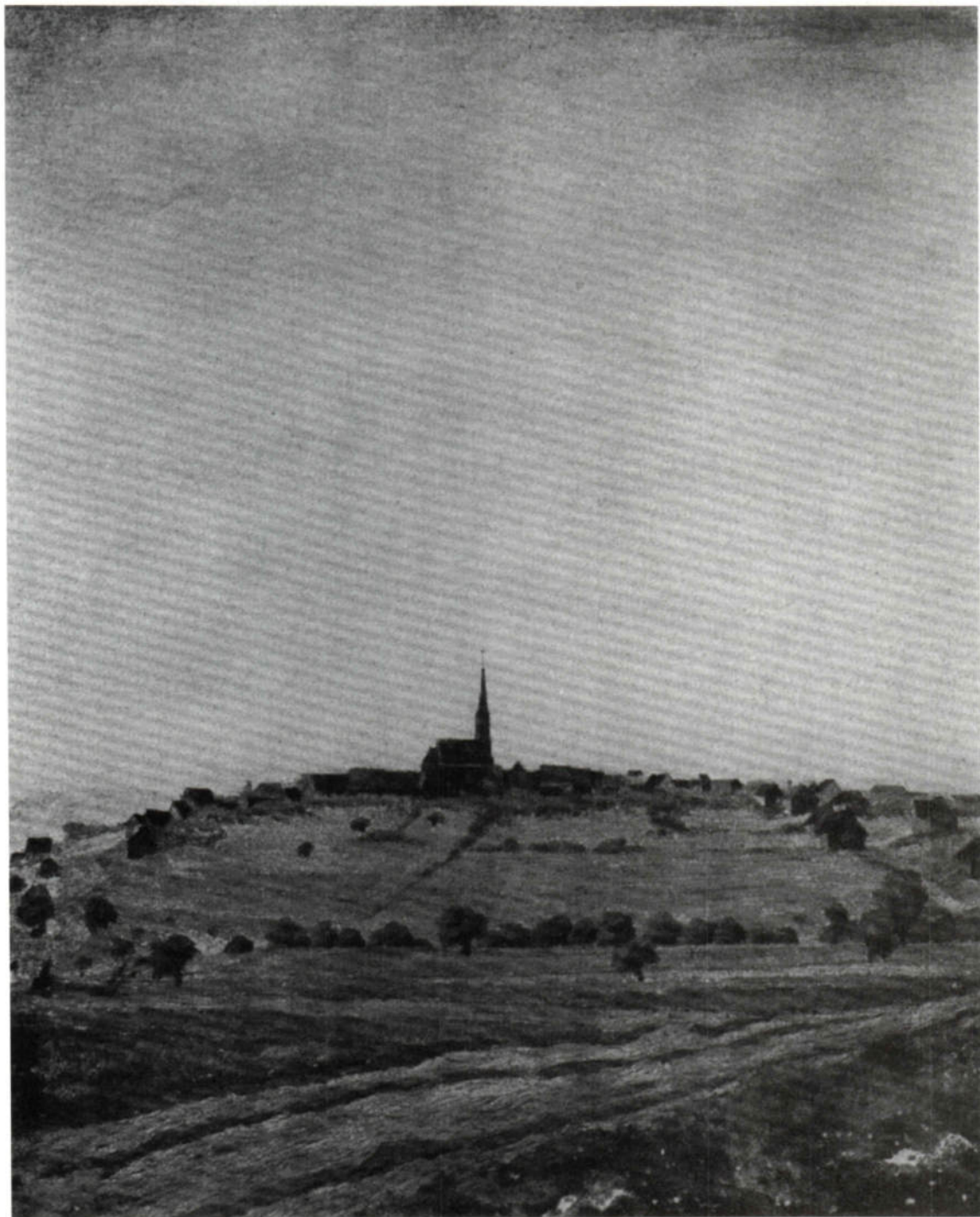


zu jenen Künstlern zählt, deren Bilder als *Entartete Kunst* diffamiert werden, allerdings nicht solche wie das beschriebene.

Nationalsozialistische Kunst, wie sieht sie aus? Die Parteifunktionäre wissen es anscheinend selbst nicht. Dementsprechend irrational verhalten sie sich manchmal. Hans Platschek unterscheidet in seinem Aufsatz *Kunst in Uniform* zwei sich widersprechende Auffassungen von Kunst innerhalb der NSDAP. Nach einem ihrer Kunsttheoretiker, Schrade, habe die nationale Kunst Schluß zu machen mit egalitären Kunstentwicklungen als Ausdruck eines inzwischen vernichteten Demokratismus. An ihre Stelle müsse in die Kunst der aristokratische Gedanke eines Übermenschentums treten, als „Feldzeichen sinnbildlich und überindividuell die völkisch-politische Realität“ widerspiegeln. Der elitäre Unbedingtheitsanspruch

und das pseudorevolutionäre Getöse machen einige Vertreter der künstlerischen Avantgarde kirre. Neben Emil Nolde, einem Gründungsmitglied der NSDAP in Schleswig-Holstein, verkennen unter

anderem Ludwig Kirchner, Wassily Kandinsky, Oskar Schlemmer vollkommen die kulturpolitische Situation und dienen sich – vergebens – den neuen Machthabern an. Selbst ein Kreis um

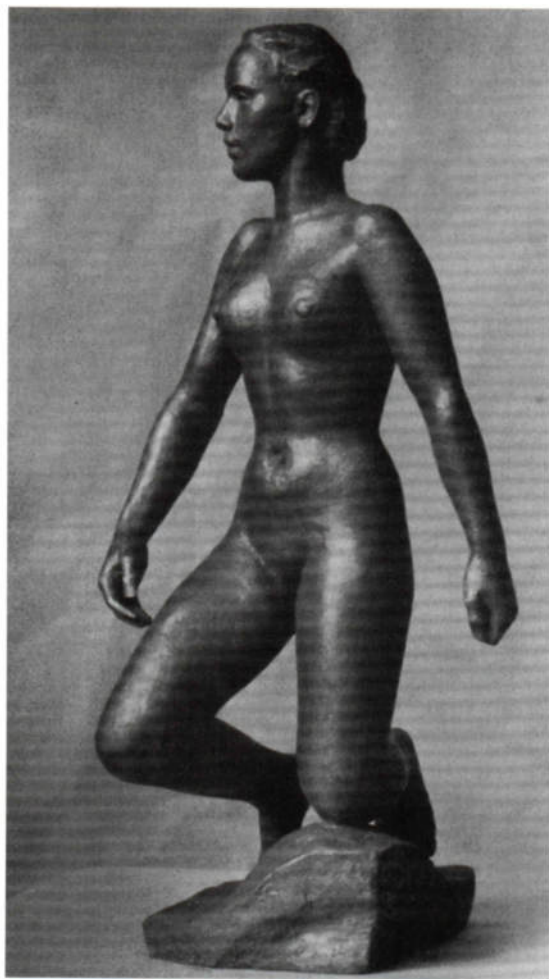


Joseph Goebbels denkt laut darüber nach, den deutschen Expressionismus zur Staatskunst zu erheben.

Andererseits, so Hans Platschek, hegt die Masse der kleinbürgerlichen, nationalsozialistischen Gefolgschaft einen unversöhnlichen Haß gegen alle künstlerischen Neuerungen. Ihm muß der nationalsozialistische Kunstbetrieb Rechnung tragen. Die Argumente für diesen Haß lieferte 1893 ein zionistischer Gelehrter namens Max Nordau mit seinem Buch *Die Entartung*, in dem er die fortschrittlichen Künstler mit Verbrechern, Prostituierten und Geisteskranken verglich. Seine Beweisführung und Diktion übernehmen die Nazionalsozialisten, die nicht nur hier ohne Skrupel ihre ideologischen Versatzstücke zusammenstellen.

Die rassistische völkische Weltanschauung einer antizivilisatorischen und antimodernen Denkhaltung, die die Vorlage liefert für die massenmörderische Blut-und-Boden-Ideologie (siehe Kasten Seite 82), speist einen breiten Strom traditionalistischer Kunst, die neben den aufregenden Entwicklungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts weiterexistiert. In ihr gehen nach dem 1. Weltkrieg verletzter Nationalstolz und die Sehnsucht nach der längst verwelkten blauen Blume einer heilen Welt eine unselige Ehe ein. Sie trägt den Sieg davon im Streit der Nazi-Ideologen. Es ist eine Kunst von uneinheitlichem Erscheinungsbild – vom Aufmarschbild bis zur Heimatidylle, vom beinahe pornographischen Akt zu pathetischer Heroendarstellung. Für Kleingeister immer verständlich sieht sie schon ziemlich alt aus.

Ein barbarisches System schwingt sich nicht zu künstlerischen Höhenflügen auf. Statt dessen produziert es entweder Peinlichkeiten oder Harmlosigkeiten, wie man sie beim Blättern in den Westmark-Ausstellungskataloge immer wieder findet. Da läßt zwar schon mal ein Pfälzer namens Hans Fey die SA in Wildwestmanier über die Bildfläche galoppieren. Aber der profiliert sich ohnehin als Maler von Aufmarschbildern. Oder Walther Neu glänzt mit Hitler- oder Göring-Büsten. Ansonsten: zumeist zweitklassige Landschaften, fröhliche Bauern, harte Arbeiter, Blumenstilleben ohne Ende. Eine Malerei zwischen seichtem Dilettan-



Zwei Beispiele für Plastik der nationalsozialistischen Zeit zwischen klassizistisch überhöhtem Jugendkult und volkstümlichem Rückgriff auf die Skulpturensprache der deutschen Romantik. Beide Plastiken waren, dem Katalog nach zu urteilen, nicht notwendigerweise für den öffentlichen Raum bestimmt.

oben:

Theo Siegle, „Die Aufsteigende“

Der Pfälzer Theo Siegle wurde nach dem Krieg Leiter der Bildhauerklassse an der neugegründeten Werkkunstschule in Saarbrücken, der Nachfolgeeinrichtung der Schule für Kunst und Kunstgewerbe.

rechts:

Walther Neu, „Barde“

beide aus dem Katalog zur Ausstellung „Kunstschaffen der Westmark“, 1942



ten-Expressionismus und dumpfer Heimmattümelei. Selbst Albert Bohn, dem ausgewiesenen Nazi-funktionär, wird man schwerlich eine ausdrücklich nationalsozialistische Kunstproduktion nachweisen können. Auch der Lehrer der Kunstgewerbeschule Fritz Claus, bereits 1933 als stellvertretender Referent der Fachgruppe Bildhauer bei der Reichskulturkammer in Neustadt tätig, fällt eher durch spätimpressionistische Porträtbüsten als durch Propagandaskulptur auf. Und dennoch arbeiten die saarländischen Künstler im gewünschten Geist. Einmal mehr der Gaukulturwart Kurt Kölsch im Katalog zur Westmark-Ausstellung 1936:

„Es ist nicht so, daß die saarpfälzischen Künstler nur die Fahnen und aufgereckten Standarten des nationalsozialistischen Deutschlands malen müssen; sie sind sehr scheu in diesem Bekenntnis zum lebendigen Sozialismus der Westmark, die hier an der Grenze zwischen unserer und der westlichen Welt hingesezt ist als Beispiel und Zeugnis einer Gesinnung, die alle liberalen Formen und Formeln von gestern überwunden hat in der Verpflichtung um das neue heilige Reich ... Aus den Gestal-

ten der Männer und Frauen spricht die unbändige und unbesieglige Lebenskraft eines Stammes, der sich in allen Zeiten wechselvoller Schicksale an Rhein und Saar immer wieder so tapfer und aufrecht bewährt hat.“

Beim Anblick der in den Katalogen abgebildeten Werke gewinnt man den Eindruck, als habe die saarländische Kunst nach der Rückgliederung des Saargebiets mit dem Kontakt zum internationalen Geschehen auch ihre Kraft verloren und als spiele nun die zweite Garde der Künstler die erste Geige. Künstler, die wahrscheinlich nach 1935 so weiterarbeiten wie zuvor und sich willig instrumentalisieren lassen. Diese Kataloge spiegeln auch die widersprüchliche, konzeptionslose NS-Kunstpolitik. Der Pfälzer Hans Purrmann, ein alter Weggefährte von Albert Weißgerber, wird einerseits als „entartet“ diffamiert, andererseits als repräsentativ bei den Westmark-Ausstellungen mit schöner Regelmäßigkeit vorgestellt. Und manchmal legen die Kunstwächter ein stark verzögertes Reiz-Reflex-Verhalten an den Tag. Als 1942 der Maler Leo Grewenig, der bis 1935 mit Bildern einer ins Naive changierenden Sachlichkeit in Erscheinung getreten und danach in der Versenkung verschwunden war, um eine Ausstellungserlaubnis bei der Reichskulturkammer nachsucht, erhält er als Antwort nicht nur den Ausschluß aus der Reichskulturkammer, sondern mit dem Einzug seiner Materialbezugskarten Malverbot. Beworben hat er sich mit biederer Landschaftsmalerei, Ausdruck eines Kniefalls.

Scharfkantige Bügelfalten

„‘Die Saar kehrt heim’ heißt eine der besten Arbeiten des Bildhauers Walther Neu. ... Die heimkehrende Saar wird durch ein kleines Mädchen dargestellt, das in die Arme der Mutter zurückgefunden hat. Neu hat mit dieser Arbeit den überzeugenden Beweis erbracht, daß nicht allein die große pathetische Geste berufen ist, politisches Erleben plastisch sinnbildlich darzustellen. Die überzeugende gemütvollte Darstellungsweise dieses Künstlers entspricht durchaus dem deutschen Ausdrucksverlangen, weil sie nicht etwa verniedlicht, auch alles allegorische Beiwerk meidet und

somit im besten Sinne schlicht ist. Neu hat die Gabe, für ein großes Ereignis eine einfache Form zu finden ...“

So lobt die BERLINER BÖRSENZEITUNG 1937. Walther Neu profiliert sich geradezu als Spezialist für nationalsozialistische Bildhauerei. Die Stadt Saarbrücken erwirbt die so gerühmte Skulptur und macht sie Propagandaminister Joseph Goebbels zum Geschenk, als ahnte sie dessen Neigung zu verdeckten Frivolitäten.

Anders als bei der Malerei legen die Nationalsozialisten ein besonderes Augenmerk auf Formensprache und Inhalt der Skulpturen. Kein Wunder, sie stehen in der Regel auf öffentlichen Plätzen, werden oft gesehen und müssen deshalb im besonderen Maß der Inszenierung wie der Mythisierung des Regimes und seiner Ideologie dienen. Als symbolisch-allegorische Bedeutungsträger huldigen sie der rassistischen Körperideologie von Willenskraft und Fruchtbarkeit, einem klassizistisch überhöhten Jugendkult. Allegorien wie jene, die 1935 an der Versöhnungskirche in Völklingen angebracht werden: die Allegorie der Arbeit als Eisengießer, die der Liebe als Mutter mit Kind, der Barmherzigkeit als Krankenschwester und die der Treue als Handgranatenwerfer mit seinem verwundenen Kameraden. Arno Breker erlangt die zweifelhafte Ehre, mit seinen teutonischen Muskelprotzen, seiner „metallischen“ Körpersprache und „panzerartigen“ Anatomie vorbildlich zu werden.

Bei den saarländischen Bildhauern läßt sich beobachten, wie sie den erwünschten Tendenzen nachgeben, wie die Gesichter ihrer Skulpturen immer unpersönlicher, die Wangenknochen

schärfer und der Blick adlermähig werden, wie die Muskeln unnatürlich zu schwellen beginnen und die Kleiderfalten militärisch grüßen. Im ganzen Saarland stehen bis heute solche aufgeblasenen Gestalten herum. Doch Vorsicht, so manches ist mehr einem wabernden Zeitgeist als der nationalsozialistischen Propaganda verpflichtet. Hier wie in der Malerei fließt der Übergang in einer kaum beschreibbaren Nuance.

Neben Walther Neu fällt Fritz Koelle (1895 – 1953) unangenehm auf. Er sahnt nach der Rückgliederung des Saargebiets eine Anzahl von Aufträgen für den öffentlichen Raum ab und zeigt keinerlei Skrupel, seine künstlerischen Prinzipien gewinnbringend umzuformulieren. 1930 tritt er noch als sozial engagierter Bildhauer auf, der sich



„Der Schlußsatz der letzten Goebbels-Rede hieß:

‘Und wenn wir ein schönes Europa aufgebaut haben, dann neigen wir uns und lassen uns den Lorbeerkrans aufs Haupt legen’“,

Georg Friedrich Hoppstädter, 1939

in seinen Arbeiterskulpturen wie z.B. bei seinem Saarbergmann in St. Ingbert nicht nur auf pathetische Verherrlichung der Arbeit versteht, sondern in die Gesichter auch ihre auszehrende Härte einzeichnet. Ein paar Jahre später weicht seine realistische Gesamtschau einer überpathetischen und monumentalisierten Auffassung vom unverwundlichen arbeitenden Helden, wie z.B. beim *Walzmeister* aus dem Jahr 1939 bei der St. Ingberter Berufsschule im Schmelzer Wald.

Er ist sich weder für Denkmäler von Befreiungskämpfern, die dem Sieg entgegenmarschieren noch für Porträtbüsten Horst Wessels zu schade. Ein Mann, wie geschaffen für den *Westmark-Kunstpreis*, der ihm 1937 überreicht wird. Es gehört zu den makabren Episoden dieser Geschichte und

zum unsensiblen Umgang mit ihr, daß man ausgerechnet Fritz Koelle 1946 mit der Gestaltung eines Denkmals für das KZ Dachau beauftragt. Als Professor in Dresden und Berlin weiß er dann mit sozialistischer Skulptur zu überzeugen. Während Walther Neu erblindet aus dem Krieg zurückkehrt.

Die Rache des Ungeistes

Wieder trifft ein Brief aus Berlin in Saarbrücken ein. Ein Herr Dr. Schwarz vom Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung trägt in einem Formschreiben dem Leiter der staatlichen Sammlung sein Anliegen vor. Die Ausstellung *Entartete Kunst* in München steht vor der

Sehr geehrter Herr Direktor!

Um meinem Herrn Minister einen genauen Bericht erstatten zu können, bitte ich ergebenst, mir sofort anzugeben,

a) von welchen dieser Künstler Sie 1933 Werke in Ihrer Galerie vorfanden,

b) welche der vorgefundenen Werke Sie seit 1933 abhängten,

c) insbesondere, welche dieser fortgehängten Werke Sie mit Rücksicht auf die grundsätzliche Rede meines Herrn Ministers in der Preußischen Akademie der Künste im Oktober 1936 und der folgenden Schließung des Kronprinzenpalais in Berlin, in das Depot verwiesen.

d) wieviel und welche Werke der genannten Künstler noch in der Schausammlung Ihres Museums hingen, als die Kommission der Reichskammer der Bildenden Künste, die die Auswahl für die Verfallskunstaussstellung in München vornahm, bei Ihnen erschien oder sich schriftlich an Sie wandte.
...

Für den Fall, daß aus Ihrer Sammlung Stücke für die Münchener Verfallskunstaussstellung aufgefordert wurden, bitte ich mir diese Werke in einer besonderen Liste mitteilen und dabei trennen zu wollen, welche Sachen aus dem Depot und welche aus der Schausammlung genommen wurden.

Mit bestem Dank im voraus, und der nochmaligen Bitte, die Angelegenheit mit Rücksicht auf ihre Dringlichkeit so sehr als möglich beschleunigen zu wollen, bin ich

mit Heil Hitler! Schwarz

Tür, Vorbereitungen sind zu treffen. Er listet eine Reihe von Künstlernamen auf (darunter kein zeitgenössischer saarländischer) und fragt an, ob von diesen bereits Werke für die „Verfallskunstaussstellung“ angefordert worden sind und ob sich von den Betreffenden noch Arbeiten in der Sammlung befinden (vgl. Kasten Seite 87).

Die Anfrage im Jahr 1937 verwundert. Denn mit der Rückgliederung des Saargebiets bricht nicht nur eine Zeit der Belohnungen an, es ist ebenso die Zeit der Rache an unerwünschtem Kulturgut. Die Schule für Kunst und Kunstgewerbe muß 1935 ihren Betrieb einstellen und wird 1936 endgültig mit der Begründung, bei drei derartigen Schulen in Trier, Kaiserslautern und Saarbrücken gebe es eine zu viel in der Region, in Wahrheit als ungeliebtes Kind der Völkerbundzeit geschlossen. Ein Wandbild der Käthe Kollwitz, das sie nach einem Motiv aus der Holzschnittfolge *Der Krieg* für das Haus der Arbeiterwohlfahrt gefertigt hat, wird entfernt. Und durch die staatliche Sammlung fegt eine Säuberungsaktion. Doch

anscheinend gehen 1935 die Kunstwächter ähnlich schlampig vor wie zwei Jahre später. Denn beim Vergleich alter und neuer Inventarposten tritt Erstaunliches zu Tage. Ca. 200 der annähernd 800 Arbeiten der Sammlung sind verschollen. Aber niemand weiß, ob infolge des Krieges oder der Säuberungsaktionen. Unter den erhaltenen Kunstwerken, heute noch im Besitz der Modernen Galerie in Saarbrücken, befinden sich Werke von als entartet eingestuft und verfolgten Künstlern. Entweder sind sie damals übersehen worden oder Fritz Grewenig hat sie versteckt.

Für Fritz Grewenig selbst, den man 1933 und 34 in Düsseldorf und Köln als unerwünscht von Ausstellungsbeteiligungen ausschließt, gibt es spätestens seit 1936 nichts mehr im Saargebiet zu tun. Unter der Vermittlung der Familie Boch übernimmt er zunächst kommissarisch die Mosaikklassse der Trierer Werkschule, ab 1940 tritt er wieder ins Beamtenverhältnis ein. Auch er hat sich geschmeidig gemacht. Er, der sich als Maler einer expressiven Sachlichkeit einen Namen gemacht hat, malt nun Kinder und Blumen als, wie das nach dem Krieg beschönigend heißt, „lyrisches Intermezzo“, was aber Anpassung meint. Nichtsdestotrotz erinnert sich die Partei anscheinend der Vorfälle vor der Rückgliederung des Saargebietes. Fritz Grewenig wird auf politische Unbedenklichkeit überprüft. Das Ergebnis fällt nicht überzeugend aus. Aber man beruhigt sich, in Trier gibt es genug Parteimitglieder, die ein waches Auge auf ihn halten können. Und – womit man sich wieder ins Gebiet der Spekulation begibt – Fritz Grewenig soll seinen Ruf mit Aufmarschbildern ein wenig aufgebessert haben.

Nach dem Krieg sind andere Töne gefragt. Fritz Grewenig, der sich der Entnazifizierung unterziehen muß, läßt sich jetzt von seinen ehemaligen Schülern bestätigen, daß er in Saarbrücken vor 1935 weder die Hakenkreuzfahne vor der Kunstgewerbeschule gehißt habe,



„Wo gehobelt wird, gibts Späne“
Georg Friedrich Hoppstädter, 1939

noch die Lehrkräfte vor einer solchen Fahne versammelt, noch den Hitlergruß gefordert habe. In Trier, so ein anderer Zeuge, habe er sich mutig gegen die nationalsozialistische Weltanschauung, Rassen- und Kulturpolitik ausgesprochen und habe deshalb die größten Schwierigkeiten erduldet. Eingedenk seines Beschwerdebriefes von 1933 mutet dies an wie ein Schwenk um 180 Grad. Beinahe unglaublich, daß Fritz Grewenig sich in Trier überhaupt halten konnte. Vielleicht hat hier ein ihm freundlich gesonnener Mensch Stubengeflüster zur öffentlichen Angelegenheit aufgeblasen. Ich kann mir zwei Künstler in einer Person vorstellen: einer, der öffentlich entgegengesetzt zu dem handelte, was der andere im Privaten dachte und sprach. Er wäre nicht der einzige gewesen.

Ein Wall kerndeutschen Blutes und echt deutscher Treue

Kriegszeiten. 1939 überfällt die deutsche Wehrmacht Polen und löst den 2. Weltkrieg aus. Auch die Kunst wird aufgerüstet. Franz Fleischmann glaubt an die Wiederkehr des Ästhetischen als eine Zwangsläufigkeit des Krieges, wie er in einem beispielgebenden Text der Platitüden und des Ewigkeitsgeraunes zur Westmark-Ausstellung 1942 schreibt:

„Wir wissen, daß der Krieg die Denkungsweise des einzelnen, seine Einstellung zum Leben von Grund auf ändert und beeinflusst. Wir wissen ganz besonders, daß der Soldat zwischen Leben und Tod alle Dinge reiner und unverfälschter erkennt. So ist es ganz natürlich, daß in diesem Ringen alles Schlechte und Falsche, Alte und Morsche in sich zusammenbrechen muß und Bestand nur das wirklich Große und Wahre haben kann. Der deutsche Mensch erkennt heute, daß eine dauernde Beanspruchung aller seelischen und körperlichen Mittel ein Übermaß an Kraft erfordert und, daß ihm die Kraft in der Hauptsache aus Quellen zufließt, die ihn den Lauf der Dinge im Spiegel lebendiger Schönheit erblicken läßt. Und so ist es ein Suchen und Tasten nach den ewigen Wurzeln dieser Kräfte und fast unbewußt findet so der Mensch wieder den Weg zur Kunst.“

Und Gauleiter Bürckel wirft sich in die stolzgeschwellte Brust:

„Eines der schönsten Zeichen von innerer Kraft unseres Reiches ist die Tatsache, daß wir inmitten des gewaltigen Entscheidungskampfes unseres Volkes nicht versäumen, die Werte der Kultur und des Volkstums zu pflegen und weiterzuentwickeln. Das geschieht bewußt aus der Erkenntnis heraus, daß dieser Krieg, der sich uns äußerlich darbietet, zugleich ein Ringen um die inneren Werte unseres Volkes ist.“

Auf den saarpfälzischen Kunstverein kommen neue Aufgaben zu. Die Werke der Künstler müssen in Sicherheit gebracht werden. Es gilt, den Kontakt zu den in die Wehrmacht eingezogenen Malern und Bildhauern aufrechtzuerhalten und sie mit Buchgeschenken und kostenlosen Exemplaren der WESTMARK zu erfreuen. Ja, der Verein schickt sogar die Aufforderung an die Front, künstlerische Darstellungen des soldatischen Lebens für die Wiedergabe in Zeitschriften in die Heimat zu schicken. Die geplante Weihnachtsausstellung 1939/40 in Saarbrücken fällt wegen der Evakuierung ins Wasser, statt dessen wird in Berlin eine erfolgreiche Verkaufsausstellung organisiert.

Mit der militärischen Eroberung Frankreichs beginnt sofort die kulturelle Vereinnahmung der sogenannten kerndeutschen Gebiete Elsaß und Lothringen. Letzteres bildet jetzt zusammen mit der Pfalz und dem Saargebiet die Verwaltungseinheit „Westmark“. Nach der seit 1933 im Saargebiet bewährten Methode stellen die lothringischen Maler und Bildhauer in den Westmark-Ausstellungen ihre Zugehörigkeit unter Beweis.

Gauleiter Bürckel, der sich bereits als „Reichstatthalter“ in Österreich die Meriten eines Anschlußexperten erworben hat, heftet 1940 seinen persönlichen Ehrgeiz an den Gau Westmark. Er hat eine glänzende Idee. Künstler aus Österreich – der Ostmark –, der Pfalz und dem Saargebiet erhalten die Einladung, im ehemaligen Kampfgebiet zwischen dem Westwall, den Bürckel gerne einen Altar nennt, und der Maginotlinie zu malen. (Später sollten dann dieselben Künstler in einem Austauschverfahren eine ähnliche Aktion in der



Georg Friedrich Hoppstädter, 1944

Ostmark durchführen; aber dazu ist es nicht mehr gekommen.) Jetzt treffen sich 45 Künstler aus den drei Regionen in Saarbrücken, um tagtäglich mit dem Bus nach Lothringen zu fahren. Ihr Auftrag: den Blitzkrieg zu dokumentieren und die alten Begriffe „Westmark“ und „Ostmark“ durch diese pervertierte Form eines Kulturaustausches mit neuem Leben zu erfüllen. Saarländer sind dabei, darunter alte Bekannte: Mia Münster, Hermann Keuth und Fritz Zolnhofer.

Die Künstler zeigen sich sehr inspiriert von den Kriegsrüinen. „Mit Begeisterung und von ihr ausgelöst einer wahren Schaffenswut“ (Katalog der Ausstellung) führen sie den Auftrag durch. Über 350 Zeichnungen, Aquarelle und Ölbilder können in der anschließenden Ausstellung präsentiert werden. Will man der im Katalog abgebildeten Auswahl glauben, schwanken die Arbeiten merkwürdig zwischen Heimatidyll, Ruinenromantik und martialischem Frontbericht. Vor soviel geballter Schöpferkraft will Gauleiter Bürckel nicht zurück-

stehen. Statt eines Grußwortes gibt er im Katalog markig Gereimtes zum Besten:

„Wir bauen nun vor dem Westwall / aus Beton und Eisen einen Wall / kerndeutschen Blutes und echt deutscher Treue. / Dann steht hier für alle Zeiten unerschütterlich / die Feldwache der deutschen Nation.“

Prosaischer, dafür aber deutlicher liest sich der Begleittext:

„Es ist keine Ausstellung schöner Dinge geworden. Das Grauen des Krieges liegt über allem, trostlose düstere Einsamkeit über den geschwärzten Ruinen, der verwilderten Natur ... Es ist eine Landschaft, in der unsere Soldaten kämpften und starben, über die ein Siegeszug ohnegleichen ging, durch ihren blutigen Kampf geweihte deutsche Erde. Die Maler, die dieses Land betraten, um sein Schicksal darzustellen, haben diese Weihe gespürt. Es sind durch sie Werke tiefster Innerlichkeit

geworden ... Aus dem Zeichen der Vernichtung formte der Künstler sein Werk, schuf in ihm Neues, Symbol der Zukunft, in der das verheerte Land einer schönen und glücklichen Zeit entgegensieht.

DIE WESTMARK berichtet hochgestimmt:

„Wir verlassen die vielfältige und bedeutsame Schau, die von gesundem, artgemäßen Kunstschaffen Zeugnis ablegt, diese Ausstellung, der ein großes und schweres Thema zum Vorwurf gegeben war, in dem Bewußtsein, daß sie mehr als nur eine künstlerische Angelegenheit ist. Sie ist eine politische Tat und ein Bekenntnis zu dem hohen Einsatz, dem Opfer und Heldentum der Grenzmark ... Von Saarbrücken aber ist abschließend zu berichten, daß die Besucherziffer bereits eine sehr beachtliche Höhe erreicht und der Verkaufserfolg alle Erwartungen weit übertroffen hat, ein weiteres Zeichen für die Richtigkeit dieses Appells an die deutsche Kunst, für ihre Behauptung in der Welt des Gegenwärtigen, ein Beweis aber auch dafür, wie unmittelbar eine volksverbundene und gegenwartsnahe Kunst anspricht.“

Die Gauleitung erwirbt begeistert einige der ausgestellten Werke, darunter eben auch Fritz Zolnhofers *Zerschossene Dorfstraße in Lothringen*.

War diese Aktion nur eine Möglichkeit für die Künstler, nach der Evakuierung der Region mal wieder im Freien zu malen, wie es heute ab und zu und dann nicht einmal entschuldigend heißt? Haben sie tatsächlich mal wieder nicht gewußt, zu welchen Propagandazwecken sie sich einspannen ließen? Und diese Blauäugigkeit soll sie in die Lage versetzt haben, subversive Blicke auf die Kriegsszenerie zu werfen? Nein, soviel Höflichkeit in der Rückschau grenzt ans Unerträgliche.

Fritz Zolnhofers hat anscheinend überhaupt nichts begreifen wollen, wie eine Anekdote zeigt – sofern sie stimmt. Wie vom Erfolg seiner Westwallmalerei euphorisiert und ähnlich gedankenlos beginnt er später die Kriegsschäden in Saarbrücken aufzuzeichnen. Aber es ist ein Unterschied, ob man die Spuren des nationalsozialistischen Vormarsches oder die deutlichen Anzeichen seines militärischen Versagens dokumentiert. Die ange-



Georg Friedrich Hoppstädter, 1944

sichts der Lage reizbare Verwaltung wittert verdächtige Absichten hinter Zolnhofers Treiben: eine Aushöhlung des Durchhaltewillens. Er wird ins Saarbrücker Rathaus bestellt und ermahnt, solche künstlerischen Übungen zu unterlassen. Für Zolnhofers ein Glücksfall. Daraus läßt sich eine Widerstandslegende zimmern.

Das kurze Kapitel über jene, die sich nicht vereinnahmen ließen

Widerstand oder Verweigerung hat es so gut wie nicht gegeben. Natürlich, da sitzt mit einem gewissen Herrn Orth ein Gegner nationalsozialistischer Umtriebe in der Kulturabteilung der Saarverwaltung, der sich zwar nicht zu erkennen gibt, aber zumindest die jungen Kunststudenten mit Auslandsstipendien versorgt und sie damit aus dem Brennpunkt des Geschehens herauszieht. Einige

wenige Künstler verlassen 1935 das Land. Oskar Trepte, Lehrer an der Kunstgewerbeschule wandert nach Chile aus, weil er mit einer Jüdin verheiratet ist. Edgar Jené geht Richtung Österreich ins Exil, eher aus künstlerischen denn aus politischen Gründen. Seine Flucht verschlägt ihn bis nach Jugoslawien, bevor er letztlich als Wehrmachtsoldat eingezogen die Kriegsjahre überdauert. August Clüsserath, das junge hoffnungsvolle Talent, zieht sich angewidert aus der Kunst zurück und verdingt sich als technischer Zeichner in Berlin.

Einen vierten, den inzwischen beinahe vergessenen, nach Walter Schmeer „engagierten Antifaschisten“ Franz Schnei trifft ein härteres Los. Er sucht Exil in Frankreich, wo er als refugié sarrois, als einer der ungeliebten saarländischen Flüchtlinge ins Internierungslager gesteckt wird. Dort greift ihn die Gestapo nach der Besetzung Frankreichs auf und verschleppt ihn ins KZ. Er hat das – irgendwie – überlebt. Als Künstler hat er nach dem Krieg keinen Fuß mehr auf saarländischen Boden bekommen, obwohl sich seine Bekanntheit mit Picasso herumgesprochen hat.

Einer, der sich im Gegensatz zu den angeblich ach so oppositionslüsternden Künstlern der Westwallaktion tatsächlich, wenn auch in der Heimlichkeit seines Atelierwohnzimmers wehrt, ist der Saarbrücker Georg Friedrich Hoppstädter (1906 bis 1987), dessen Werk im Guten wie im Schlechten bisher noch nicht in die saarländische Kunstszene einsortiert ist. Im Hauptberuf technischer Zeichner und Konstrukteur, studiert er noch als Gasthörer bei Fritz Grewenig und Oskar Trepte. Obwohl er 1937 Mitglied der Reichskammer der Bildenden Künste wird, nimmt er nie an den Ausstellungen jener Tage teil, vielleicht weil er als eigenbrötlerischer Kauz keine Aufmerksamkeit auf sich zieht, vielleicht weil er nicht genügt. Mit Kriegsbeginn hält er den Druck der nationalsozialistischen Diktatur nicht mehr aus. Tagebuchartig hält er Beobachtungen am Straßenrand, wie Arbeitseinsatz, Bunkerbau und Bombenangriff fest. In bit-

terbösen Nazikarikaturen, die er von mit Verve niedergeschriebenen Kommentaren begleitet, läßt er sein Gift ab und verschafft sich Luft. Immer wieder Adolf Hitler: Hitler als tumber Teutone, Hitler als Menschenverschlinger, Hitler als der Satan persönlich. Aus all diesen Skizzen wird er einen Comic fertigen, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Was er treibt, hält er selbst vor seiner Familie geheim. Wäre nur ein Sterbenswörtchen aus seinem Atelier herausgedrungen, es hätte für ihn das KZ bedeuten können. Erst nach seinem Tod entdeckt seine Familie die – Bücher unter den Arbeiten und hält ein Zeitdokument in Händen, das es noch zu erschließen gilt.



„Das Zeichen einer neuen Kultur steht auf“
Georg Friedrich Hoppstädter, 1939

Keine Frage der Moral

Es ist nicht zu greifen, Widersprüche allerorten: Parteigänger, die keine eindeutig nationalsozialistische Kunst fabrizieren. Parteilose Sympathisanten, die bereitwillig jedes künstlerische Ideal über Bord werfen. Die Mitläufer, die einfach brav ihre Arbeit machen und von politischen Schwierigkeiten verschont bleiben wollen. Politische Biographien lassen nicht auf ein künstlerisches Werk schließen. Und umgekehrt: die Kunst verrät nicht unbedingt etwas über das politische Verhalten ihrer Schöpfer. Hat das eine mit dem anderen nichts zu tun, ist Kunst etwa amoralisch? Oder gilt auch für die Kunst, daß Brot vor jeder Überzeugung kommt?

Wenn man den Kunsthistorikern glauben will, definiert sich künstlerische Moral über die Konsequenz, mit der ein Werk durchgeführt wird, oder mit der es sich nicht an den jeweiligen Machthabern orientiert oder von ihnen vereinnahmen läßt – weniger an der politischen Korrektheit einer Biographie. Immer schon lieferte selbst größte Kunst ihren Herrschern die benötigten visuellen Pathosformeln. In diesem Jahrhundert hat sie jedoch ein gefährliches Parkett betreten, als sie sich mit barbarischen Regimen einließ oder einlassen mußte. Ich befürchte, sie hat hier einen weit größeren Schaden an ihrer Glaubwürdigkeit, der noch gar nicht vermessen ist, als durch die zwölf Jahre währende Verdüpfung genommen. Gerade weil aus heutiger Sicht selbst politisch unbedenkliche Landschaftsmalerei und Bildhauerei sich so gefügig für das nationalsozialistische Kulturge-schehen instrumentalisieren ließen. Wie schwer es fällt, politische Moral und künstlerische Qualität auseinanderzuidividieren, zeigt in diesen Monaten die Diskussion um den Maler Bernhard Heisig, der als gefeierter Staatsmaler der ehemaligen DDR an der künstlerischen Ausgestaltung des neuen Bundestages in Berlin teilnimmt. Ist er ein verachtungswürdiger Mitläufer der untergegangenen sozialistischen Republik oder doch ein großer Künstler?

Gewiß nahmen die saarländischen Maler und Bildhauer (wie die in ganz Deutschland) während der

Nazi-Zeit es nicht so genau mit der künstlerischen Moral. Geldsorgen natürlich und die Angst vor der Verfolgung, aber auch schlichter Opportunismus, der sie im Dritten Reich genauso funktionieren ließ wie in den Jahren zuvor und natürlich ohne große Probleme auch in der Zeit danach. Sie verhielten sich da wie die Mehrzahl ihrer Zeitgenossen. Dies läßt sich heute leicht aus dem bequemen Sessel heraus formulieren. Wer aber kann sich sicher sein, daß er sich nicht einer ähnlich gearteten Diktatur wie der des Dritten Reiches willig fügen würde. Es entschuldigt nichts. Im Gegenteil, es spricht ein vernichtendes Urteil über die Gesellschaft aus, so wie sie ist.

Vom Vorwurf, daß sie der Nazi-Unterhaltungsindustrie, der Industrie des schönen Scheins zugearbeitet haben, will und kann ich die saarländischen Künstler nicht freisprechen. Denn ist es nicht eine Aufgabe der Kunst, gerade den Verwerfungen und Widersprüchen einer Zeit nachzuspüren, anstatt sie zu überpinseln? Ich behaupte, daß die meisten der saarländischen Künstler mit ihren in der Regel harmlosen Werken im Dritten Reich – ganz arglos – einen Verrat begangen haben. Aber das ist wahrscheinlich schon wieder ein viel zu hartes Wort.

Statt eines Quellennachweises:

Der Aufsatz von Walter Schmeer im Katalog *60 Jahre Künstlerbund* aus dem Jahr 1982 liefert erste Hinweise. Die sehr lesenswerte Studie von Günter Scharwath *Die Kollektivausstellung saarländischer Künstler auf der Großen Berliner Kunstausstellung 1932* als Sonderdruck der Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend, 1996, bietet auch für die Jahre bis 1935 aufschlußreiche Informationen. Die beiden Kataloge des Historischen Museums Saar *IndustrieMenschenBilder* und *IndustrieKunstTouren* nehmen sich insbesondere einzelner Kunstwerke der Nazizeit an. Im Ausstellungskatalog *Schicksale* aus dem Jahr 1992 wird 35 verfemter Werke und ihrer Künstler gedacht. Ansonsten finden sich Hinweise in einzelnen Katalogaufsätzen, natürlich in der WESTMARK und auf Fundstücken.

Briefe an einen Schüler

Frans Masereel schreibt an Volkmar Gross

Von Günter Scharwath

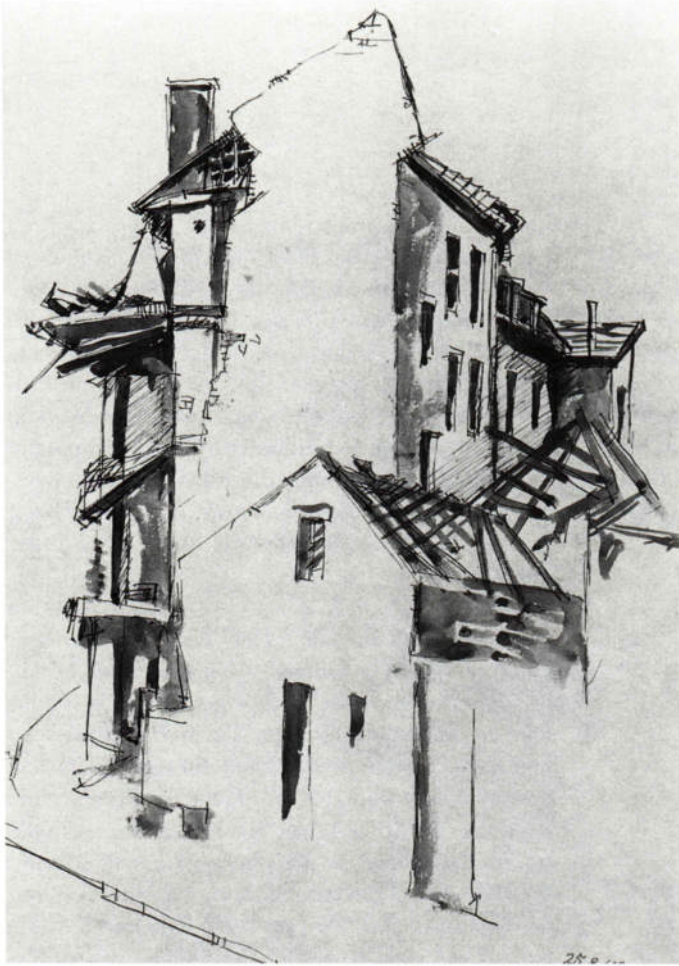
Als eine „Ruine inmitten von Ruinen“ bezeichnete der aus Hamburg stammende Maler Hermann Henry Gowa¹ im April des Jahres 1946 das Gebäude, in dem drei Monate später die *Staatliche Schule für Kunst und Kunsthandwerk* in Saarbrücken ihre Arbeit aufnehmen sollte. Gowa war der erste Direktor dieser Schule; ihm standen tatkräftige Lehrer zur Seite, deren Namen auch nach Jahrzehnten immer noch einen guten Klang in der europäischen Kunstgeschichte haben, so etwa Boris Kleint, Frans Masereel, Theo Siegle und Otto Steinert². Praktisch von Anfang an mit dabei war der damals 19jährige Volkmar Gross³. Unter wahrhaft notdürftigen Bedingungen wurde gearbeitet, und es mag für viele heute wie ein Märchen aus alten Zeiten klingen, wenn sie hören, daß der Lehrer Frans Masereel seinem Schüler Gross aus Paris alte Werkzeuge mitbrachte, damit dieser seine Holzschnitte überhaupt ausführen konnte. Wie ernsthaft jedoch studiert und gearbeitet wurde, belegt die Tatsache, daß sich die Schule mit Arbeiten ihrer Schüler bereits nach knapp drei Jahren, im April 1949, im *Musée des Arts Décoratifs* zu Paris präsentieren konnte. Selbstverständlich war auch Volkmar Gross mit einigen seiner Arbeiten auf dieser Ausstellung vertreten. Während der damalige Minister für Kultus, Unterricht und Volksbildung Emil Straus noch von einem Beitrag zum „rapprochement“ der Saar an Frankreich sprach, fand der Hochkommissar der Französischen Republik Gilbert Grandval prophetische Worte, als er zur Ausstellungseröffnung sagte, daß aus dieser „Dokumentation des beiderseitigen guten Willens“ eines Tages Europa entstehen werde⁴.

1949 war auch das Jahr, in dem Volkmar Gross, inzwischen Meisterschüler bei Frans Masereel, seine dreijährigen Studien in Saarbrücken beendete und mit einem kleinen Stipendium versehen zur weiteren Ausbildung nach Paris ging. Er lebte, studierte und arbeitete an der *Académie de la Grande Chaumière* und dem *Collège Technique Estienne*. Er zeichnete, schnitt in Holz, radierte und malte seine ihm eigene Sicht des Menschen und seiner Welt; hatte er doch in Masereel einen Meister gefunden, der seine Schüler nicht nur lehrte und betreute, sondern ihnen auch ihren eigenen künstlerischen Weg in jeder Weise offen hielt⁵.

1951 kehrte er nach Saarbrücken zurück. Zunächst wohnte er im Elternhaus auf dem Stahlhammer, dann auf dem Eschberg. Er war jetzt freischaffender Künstler. Ein spartanisch eingerichtetes Atelier nannte er sein eigen, und die alte Druckpresse darin hatte der Saarbrücker Grafiker Heinrich von Rüden⁶ in den 30er Jahren noch selbst zusammengebaut. Der künstlerische Aufstieg begann: Noch im gleichen Jahr hatte Gross seine erste Einzelausstellung in der *Galerie Elitzer*. Er zeigte Holzschnitte, Radierungen und Gemälde mit Ansichten vom Montmartre, mit Porträts, mit Akten und Landschaften. Dann war er im Saarland-Museum in der einzigen Ausstellung vertreten, in der Masereel sich und seine Schüler vorstellte.

Bereits am 5. September 1950 hatte Masereel „A la direction du Saarland-Museum“ geschrieben⁷, um eine Ausstellung mit Werken seiner Schüler in die Wege zu leiten. Er betont in diesem Schreiben, daß es nicht um ihn, sondern vielmehr um diejenigen seiner Schüler ginge, die inzwischen die *Schule für Kunst und Kunsthandwerk* verlassen hätten und es jetzt verdienten, ihre Werke auf einem „plan international“ zu präsentieren; der Anfang dazu sollte in Saarbrücken gemacht werden. Masereel hoffte darauf, eine derartige Ausstellung bereits im November des gleichen Jahres verwirklichen zu können. Es sollte allerdings bis zum 19. Januar 1952 dauern, bis die von ihm gewünschte Ausstellung im *Saarland-Museum* am St. Johanner Markt eröffnet werden konnte. Rund 200 Gäste waren zu der Ausstellungseröffnung mit Regierungsrat Quack und W. Weber unter Anwesenheit Masereels und zwölf seiner Schüler gekommen.

In der zeitgenössischen Berichterstattung über die Ausstellung wurden zwei Masereel-Schüler besonders hervorgehoben. Eine der beiden war die 1906 in Saarbrücken geborene Martha Traut⁸. Sie zeigte elf Ölgemälde, drei Radierungen und mehrere Holzschnitte. Ihre Thematik war weitgehend von der Darstellung der Frau bestimmt, wie ihre Bildtitel *Frau auf rotem Stuhl*, *Erzählerin* oder die *Strickerin* belegen. Ihr bescheinigte die Kritik, neben Masereel die ausgereifteste Begabung zu sein. Der zweite war Volkmar Gross, den man als ein ungemein vielseitiges, aufstrebendes Talent bezeichnete. Er hatte neben elf Ölgemälden sechs



Volkmar Gross, *Ruinen in Saarbrücken*,
Zeichnung vom 25. 8. 1948,
Photo: Alfred Fontaine

Holzschnitte, zwölf Kaltnadelarbeiten, acht Federzeichnungen, zwei Kreidezeichnungen und mehrere Skizzenblätter und Illustrationen vor dem Betrachter ausgebreitet. Porträts, Akte und Architekturmotive, wie *Turm*, *Gebäude*, *Baracke*, bestimmten den Bildinhalt der von ihm gezeigten Arbeiten.

Die übrigen zehn an der Ausstellung beteiligten Schüler Masereels waren: die damals 24jährige Hedy Beck-Kratz aus Hermeskeil, die ein Jahr ältere Ida German aus Ostpreußen, der 1929 in Trier geborene und inzwischen in Siersburg ansässige Wolfgang Groß, der um ein Jahr jüngere Richard Hoffmann aus Lebach, die aus dem Schwarzwald stammende, 29jährige Erika Raufer, die 22jährige Marliese Scheller aus Saarbrücken, die 1923 in Hühnerfeld geborene Ruth Schmidt, der 28jährige Hans Schwender aus Altstadt bei Homburg, aus Detmold der 25jährige Hans Wenzel und die 1926 geborene Maria Wilhelm aus Wadgassen. Diese Aufzählung zeigt, daß es Mase-

reel gelungen war, junge Maler aus dem Saarland und außerhalb der damaligen Grenzen zu sich nach Saarbrücken zu holen und zu einer neuen Künstlergeneration zu vereinen. So betrachtet kann die Ausstellung durchaus als eine von den jungen Künstlerinnen und Künstler belegte Rechtfertigung der optimistischen Holzschnittfolge Masereels *Jeunesse* angesehen werden⁹, die im Jahr 1947/48 in Saarbrücken entstanden ist.

Ein Blick zurück zeigt, daß während der Jahre des Zweiten Weltkrieges in Nizza Verbindungen geknüpft worden waren, wie sie nur in Emigrantenkreisen möglich sind. Von der Volksfrontregierung und Léon Blum gefördert war auch in Nizza ein sogenanntes *Maison de la Culture* entstanden. Überwiegend „links“ orientierte Künstler fanden hier ein Betätigungsfeld, das ihnen in den besetzten Gebieten verwehrt war. Auch Hermann Gowa gehörte dazu. Anlässlich eines Vortrags, den Frans Masereel im *Maison de la Culture* in Nizza hielt, lernte Gowa den von ihm bereits ge-

schätzten Künstler persönlich kennen; es entwickelte sich eine lebenslange Freundschaft. In Nizza lernte Hermann Gowa einen weiteren, wenn auch „rechts“ stehenden Emigranten Gowa kennen. Es war der ehemalige Leiter der Kaufmännischen Berufsschule in Saarbrücken Emil Straus, der nach der Volksabstimmung im Saargebiet 1935 „auf eigenen Wunsch“ seine Stellung aufgegeben hatte und nach Südfrankreich ausgewandert war. Masereel seinerseits hatte 1940 in Avignon die Bekanntschaft mit Laure Malclès gemacht, die später seine zweite Frau werden sollte¹⁰.

Emil Straus war nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zunächst Direktor für das Erziehungswesen in der ersten Zivilregierung des Saarlandes, die parallel zum Hochkommissariat der französischen Militärverwaltung aufgebaut wurde. Im Anschluß wurde er der erste saarländische Minister für Kultus, Unterricht und Volksbildung unter Johannes Hoffmann¹¹. Straus berief Gowa 1946 nach Saarbrücken auf den Posten des Direktors der

Staatlichen Schule für Kunst und Kunsthandwerk. Gowa seinerseits bestand auf der Berufung Masereels, dem wiederum 1948 Laure Malclès als Leiterin der Modeklasse nach Saarbrücken folgte.

Für Masereel selbst wurde am 7. Dezember 1946 vom „Commandement en Chef français en Allemagne“ ein „Laissez-passer“ ausgestellt, durch das ihm ermöglicht wurde, vom belgischen Blanken-

tional renommierten Künstler an die Schule zu verpflichten. Am 11. Februar 1947 wurde von der *Verwaltungskommission des Saarlandes für öffentliche Erziehung* eine von Straus unterzeichnete Arbeitserlaubnis ausgefertigt. Im April wurde in der Schule eine Ausstellung mit seinen Werken veranstaltet; zum 1. Juli trat er offiziell seine Stelle an. Am 13. Oktober registriert das *Zentraleinwohnermeldeamt der Stadt Saarbrücken* seinen Zuzug in der St. Johannerstraße 46, der Adresse der Schule¹³.

Ebenfalls noch im Jahre 1947 erschienen in dem unter „Zwangsverwaltung“ stehenden *Saar-Verlag* in Saarbrücken zwei Offsetmappen nach Zeichnungen Masereels mit den Titeln *Erscheinungen* und *Engel*, durch die das Land auf diese Künstlerpersönlichkeit aufmerksam gemacht wurde. Seine Arbeiten im öffentlichen Raum fanden ebenfalls starke Beachtung; so beispielsweise sein Mosaik im Haus der Arbeiterwohlfahrt, welches das von den Nationalsozialisten zerstörte Kollwitz-Sgraffito ersetzte¹⁴ oder seine Bühnenbilder und Kostümentwürfe, die er unter Mithilfe seiner Schüler für die Kammerspiele des Stadttheaters Saarbrücken entwarf¹⁵. In der *Schweizer Illustrierten Zeitung* vom 18. Februar 1948 erschien unter dem Titel „Die Schule von Saarbrücken“ eine Bildreportage, die mit dazu beitrug, die bestehenden Spannungen innerhalb des Lehrkörpers der *Schule für Kunst und Kunsthandwerk* zu verschärfen. Die übrigen Lehrkräfte fühlten sich hinter Masereel zurückgesetzt, der hinsichtlich Bezahlung und Stundenzahl von Anfang an eine privilegierte Stellung einnahm. Auch gegenüber den Regierungsstellen nahmen die Schwierigkeiten von Jahr zu Jahr zu. So verteidigte Gowa gemeinsam mit Masereel seine am Bauhaus orientierte Vorstellung einer Kunstschule ebenso wie deren Internationalität gegen die versuchte Einflußnahme der Regierung; Minister Straus wollte eher eine nationale, am französischen Vorbild der *École des métiers d'art* ausgerichtete Schule, ja er drohte sogar mit der Schließung der Schule, falls diese sich nicht den „gegebenen Anordnungen des Ministeriums“ unterordnet¹⁶. Die Querelen unter den Lehrenden führten zusammen mit den Streitigkeiten zwischen Schulleitung und Regierung dazu, daß Gowa und Masereel im Sommer 1951 die Schule verließen.



Volkmar Gross, *Schloßkirche Saarbrücken*, Radierung 1956, Photo: Alfred Fontaine

bergh kommend, am 13.12. des gleichen Jahres an einer von Gowa geleiteten Lehrerkonferenz der *Schule für Kunst und Kunsthandwerk* teilzunehmen. In dem damaligen Sitzungsprotokoll¹² ist die Haltung und Absicht Gowas festgehalten, der wörtlich ausführte: „Es ist kein Zufall, daß der Herr Masereel hier in unserem Hause ist. Sie kennen seine Werke, sie wissen wie er stets zu seinen Werken stand; immer traf ich den Menschen Masereel und ich weiß, wie sehr er hier am Platz sein wird, wo wir um die Basis der jungen Menschen zu ringen haben.“ Die Zielvorstellung Gowas wurde erreicht, mit Masereel einen bereits interna-

In einem Gespräch Ende September 1986 erinnert sich Hermann Gowa¹⁷, daß Theo Siegle dieses Faktum mit den Worten kommentiert habe: „Der Traum der internationalen Akademie ist ausgeträumt!“

Die Schüler Gowa und Masereels hingegen standen voll und ganz hinter ihren Lehrern und deren Plänen für eine demokratische, von nationalen Zwängen befreite Kunst- und Lebensauffassung. Masereels Bemühen war darauf ausgerichtet, sich um den ganzen Menschen zu kümmern und nicht nur darum, ob dessen künstlerische Ausbildung Fortschritte machte. Er sorgte auch gegen den Widerstand offizieller Stellen dafür, daß Kinder aus nationalsozialistisch belasteten Familien an der Schule verbleiben konnten, er vermittelte Stipendien zur weiteren Ausbildung, er betreute auch nach seinem Weggang aus Saarbrücken in Gesprächen und auf brieflichem Weg seine Schüler weiterhin und förderte sie, wo immer es ihm möglich war. Eine seiner Schülerinnen¹⁸ erinnert sich: „Bei Masereel konnten wir uns frei entfalten, und es lag ihm auch fern, uns irgendeine Richtung zu diktieren. Wenn wir uns dennoch von seiner Kunst beeinflussen ließen, hing dies ganz sicher mit unserer großen Bewunderung zusammen, die wir für ihn als Mensch und Künstler empfanden.“

Durch die den Nachlaß verwaltende Schwester von Volkmar Gross, Dietgard Eckhardt¹⁹, haben sich zwölf eigenhändige Briefe Masereels an Gross aus den Jahren 1950 bis 1962 erhalten. Diese Briefe ermöglichen es, beispielhaft vorzuführen, wie Masereel den Kontakt mit seinen Schülern pflegte.

Die ersten drei Briefe²⁰ aus dem Jahre 1950 sind lediglich knapp gehaltene Terminabsprachen mit denen Frans Masereel Gross, der ja zu dieser Zeit in Paris weilte, zu sich „chez Mme Malclès“ in die rue Tombe Issoire bat, um seine neuesten Zeichnungen zu begutachten und ihm zu versichern, er werde in Paris für ihn vorteilhafte Verbindungen anknüpfen.

Persönlicher und immer freundschaftlicher gehalten sind dann die Briefe ab dem Jahr 1952. Zu dieser Zeit ist Gross wieder in Saarbrücken, während

Masereel sich in Paris, Avignon oder Nizza aufhält. So verbindet Masereel mit seinem Schreiben vom 24. Juni 1952 an Gross im Hinblick auf dessen neueste Radierungen das Lob, sie seien sehr gut, mit der Feststellung, daß sein Schüler weitere Fortschritte mache. Aber er fügt auf seine behutsame Art auch eine Kritik an, wenn er fortfährt: „Ich sähe es gern, wenn Du von Zeit zu Zeit größere Formate machen würdest“. Im übrigen freut es ihn, daß Gross auch ab und an Gartenarbeit verrichte, da dies „gut für die Gesundheit“ sei. Er schließt seinen Brief mit der Aufforderung: „So viel wie möglich zeichnen, das ist die Grundlage für alles.“

Auch der nächste Brief vom 27. November 1952 lobt die Radierungen von Volkmar Gross. Aber wenn das auch ungewöhnlich wortreich ausfällt, geht es Masereel um ein anderes Anliegen. Er hatte zu diesem Zeitpunkt zusammen mit den „Graveurs sur bois suisses“ in Zürich eine Internationale Gesellschaft der Holzschnitzer unter dem Namen *Xylon* gegründet, zu deren erstem Vorsitzenden er auch gewählt worden war. Er will daher, so führt er aus, daß Gross Mitglied dieser Gesellschaft wird und sich an deren Ausstellungen beteiligt. Martha Traut soll eine „Saarland-Gruppe“ organisieren; denn schließlich gäbe es ja ein Saarland, fügt er in Klammern hinzu. Volkmar Gross entspricht seinem Wunsch.

Auch Fotografien seiner Gemälde hatte Gross zwischenzeitlich an Masereel geschickt, der am 3. September 1953 mit einer Kritik reagierte. Die Gemälde gefielen ihm zwar, jedoch solle Gross sich davor hüten in eine Art von *neuer Sachlichkeit* zu fallen, das sei ein gefährlicher Weg.

In seinem Brief vom 5. Mai 1954 geht Masereel wieder verstärkt auf die graphischen Arbeiten von Gross ein. Er betont seine außerordentliche Zufriedenheit mit den Radierungen, wiederholt aber seinen Rat, das Format der Arbeiten größer zu halten und inhaltlich den menschlichen Aspekt zu verstärken, zumal er der Überzeugung sei, daß Gross in diesem Bereich in der Zukunft noch viel zu sagen habe; „daran mußt Du denken“, fügt er – mit einem dicken Ausrufezeichen versehen – hinzu. Die Holzschnitte findet er noch etwas „ma-

ger“ und rät, „das Weiß und das Schwarz, die Seele des Holzschnittes“ stärker zu akzentuieren. Dessen ungeachtet hält Masereel die Thematik der Drucke für interessant genug, um damit „fric“ zu machen, und dieses Wort für Geld kenne Gross ja sicherlich von Paris her.

Inzwischen hatte Gross eine größere Beachtung erfahren, so auf der Ausstellung *Die Jungen im Lande*, die zu Beginn des Jahres 1955 im Museum der Stadt Homburg stattfand und die ihm seinen ersten Preis, den *Kritiker-Preis der Saarbrücker Zeitung* eintrug. Gegen Ende des Jahres 1955 sah man seine Radierungen auf der Kollektivausstellung des *Bundes bildender Künstler* in Saarbrücken. Auch jenseits der saarländischen Grenzen hatte er Erfolge zu verzeichnen. Auf der von der *Kestner-Gesellschaft* Hannover organisierten Wanderausstellung „Farbige Grafik“ vertraten er und Max Mertz das Saarland. Auch auf den Ausstellungen der Internationalen Gesellschaft der Holzschneider *Xylon* in Berlin, Genf, Stockholm und Zürich war zu jener Zeit eine Beteiligung von Gross selbstverständlich.

Die Zeiträume zwischen den Briefen werden jetzt größer; ein Jahr oder mehr vergeht, bis Masereel wieder an seinen früheren Schüler schreibt. Der Tenor seiner Briefe ist wie der unter guten Freunden, die eine längere zeitliche Unterbrechung des Briefwechsels einander nicht entfremdet. Volkmar Gross hatte seine Radierungen des Jahres 1955 im Original an Masereel geschickt, der ihm am 7. Januar 1956 den Empfang bestätigte und sie als „vollkommen gelungen“ bezeichnete. Insbesondere hebt er die Blätter *Wein – Bildhauer – Drei Frauen* lobend hervor. Die Holzschnitte hingegen erscheinen ihm immer noch „ein bißchen leer“. Darüber hinaus rät er Gross, ebenso wie er es Martha Traut gegenüber getan hat, eine ihn Galerie in Deutschland zu suchen, da er zur Zeit an der Saar für beide keinen genügenden Platz sieht, sich mit ihrem Schaffen ausreichend darstellen zu können.

Voller guter Ratschläge ist der Brief vom 13. März 1957. Besonderes Gefallen fand Masereel damals an dem Gemälde einer Pferdegruppe unter Bäumen, aber um diese Atmosphäre im „Holzstich“

umzusetzen, bedürfe es eines sehr harten Materials. Er empfiehlt Gross Maserholzplatten, die im Möbelbau verwendet werden, als „un ersatz“ für das Holz. Auch gibt er ihm den Rat, es einmal mit Nadelholz zu versuchen, das zwar weniger Details erlaube, jedoch beim Abzug der Blätter „angenehme überraschungen“ ergeben könne. Er bestätigt Gross in dessen Versuchen mittels Linolschnitten farbige Grafiken zu erstellen. Der Brief schließt mit dem Hinweis, daß auf der nächsten *Xylon*-Versammlung eine Entscheidung in bezug auf die saarländische Gruppe getroffen werden müsse; Masereels Ansicht nach sollte sie sich für die Zukunft der deutschen Sektion anschließen.

Das nächste Schreiben kam mit Datum vom 17. Juni 1959 aus Nizza. In diesem Brief formuliert Masereel seine Kritik ganz deutlich, wenn er am Beispiel des Holzschnittes *Frau mit Hund* ausführt, daß Gross darauf achten müsse, nicht „dans le Joli“ zu fallen. Auch bei den von ihm gelobten Radierungen fügt er hinzu, daß sie bei aller ausgezeichneten Technik einen „flirt“ mit dem Mondänen zeigten. „Vorsicht!!“ fügt er hinzu und schreibt weiter, daß Gross über viele andere Mittel und Wege verfüge, um noch solidere Arbeiten erstellen zu können. Er beschließt seinen Brief in deutscher Sprache mit dem Satz: „Immer weiter arbeiten ... und feste druff!!“

In einem weiteren Brief Mitte Oktober 1959 übersendet Masereel an Gross und Martha Traut das hektographierte Programm der von Carlo Schellermann²¹ in Augsburg gegründeten Gruppe *Tendenz* zur Information, ohne einen weiteren Kommentar seinerseits dazu abzugeben.

Das letzte Schreiben Masereel's an Gross datiert vom 25. Februar 1962. Gross hat ihm wieder zwölf seiner Radierungen zukommen lassen, die Masereel als „erstrangig“ bezeichnet. Er bringt zum Ausdruck, daß Gross die ihm eigene Kunst meisterlich beherrscht und erwartet jetzt noch bedeutendere Werke von ihm, die sich in Form und Inhalt auf eine „échelle humaine“ erheben. „Denn es scheint mir“, so endet der Brief Masereels, „es gibt viel zu sagen in der Epoche, in der wir leben.“

Im gleichen Jahr erschien von Volkmar Gross eine von Kohl-Weigand herausgegebene und mit einem Vorwort von Wilhelm Weber versehene Mappe mit zehn Originalholzschnitten. Es folgten zahlreiche Ausstellungen und schließlich 1979 die gebührende Ehrung mit der Verleihung des *Albert-Weisgerber-Preises*. Frans Masereel, 1972 verstorben, hat diese große Ehrung seines ehemaligen Schülers nicht mehr erlebt. Doch hatte er bereits im Brief vom 7. Januar 1956 zu Recht seiner Überzeugung Ausdruck verliehen indem er schrieb: „Sie (Martha Traut) und Du, ihr wart die beiden besten Elemente meiner Klasse, und ich bedaure nicht, Vertrauen in euch gehabt zu haben.“

Anmerkungen

1. Gowa, Hermann Henry, 1902 Hamburg - 1990 München/Oberschleißheim, Studium in München, seit 1924 vorwiegend als Bühnenbildner tätig, 1933 Emigration nach Frankreich, veröffentlichte zusammen mit Paul Elsas 1948 im Saar-Verlag die Schrift *Die Gleichheit der Form in der ursprungsnahen Kunst*, Leiter der Werkkunstschule in Offenbach, von 1965-84 in Berlin, danach in München ansässig.
2. Literatur zur Schule und ihren Lehrern: Güse, E.-G. (Hrsg.), *Boris Kleint, Retrospektive*, Saarland Museum 1993; Hofmann/Riede (Hrsg.), *Frans Masereel*, Saarbrücken 1989; Költzsch, G.-W. (Hrsg.), *Skulptur und Plastik*, Saarland Museum 1989, für Siegle s. S. 363f.; Ausstellungskatalog *Subjektive Fotografie*, O. Steinert, Essen 1984; W. Schmeer, *Fünfzig Jahre Kunstschule in Saarbrücken*, in: *Saarheimat XVIII* (1974), Heft Nr. 11-12; Enzweiler/Jähne, *Geschichte der Saarbrücker Kunstschulen, Tl. I, Das Direktorat Gowa*, Saarbrücken 1989 (Leseexemplar im Laboratorium, Institut für aktuelle Kunst, Saarlouis)
3. W. Schmeer, *Volkmar Gross*, in *Saarheimat XXIV* (1980), Heft Nr. 6.
4. Entnommen dem französischsprachigen Einladungstext zur Ausstellung.
5. Die Gross betreffenden Abschnitte entstammen weitgehend meinem Einführungsvortrag anlässlich der Ausstellungseröffnung *Volkmar Gross und seine Welt* am 25. 6. 1995 im Museum Haus Ludwig zu Saarlouis.
6. Rüden, Heinrich von, 1893 Saarbrücken - 1946 Saarbrücken, gelernter Glasmaler, Wenzel-Schüler, 1922 Mitbegründer und 1. Vorsitzender des Saarländischen Künstlerbundes, Gewerbelehrer und freischaffender Grafiker (meist Saarbrücker Motive).
7. Eine Abschrift des Briefes befindet sich in den Akten des Saarland Museums.
8. Traut, Martha, 1906 Saarbrücken - 1990 Neuweiler, 1934 Meisterprüfung im Fach Stickerei, nach dem Krieg Studium der Malerei in Saarbrücken, als freischaffende Künstlerin in Neufechingen ansässig, Mitglied des Saarländischen Künstlerbundes, 1994 Retrospektivausstellung im Sulzbacher Kulturhaus.
9. Erschienen mit einem Vorwort von Th. Mann im Oprecht-Verlag, Zürich 1948.
10. Laure Malclès betrieb hauptberuflich ein Modeatelier in

Volkmar Groß starb Ende Oktober 1992. In seinem letzten Lebensjahrzehnt war es ruhig um ihn geworden. Eine bereits als Kind erlittene Rückgratverletzung machte sich immer stärker bemerkbar, ein Herzleiden verschlimmerte sich, seine Kraft wurde durch die Krankheit buchstäblich aufgezehrt. Die Arbeit an der Druckpresse war zu mühsam geworden. Dennoch arbeitete er weiter. Er fand einen Ausweg darin, seine Technik zu ändern; Linol ließ sich leichter schneiden als Holz, Öl- und Aquarellfarben ließen sich leichter handhaben als die Radiernadel.

- Paris. Vier Monate nach dem Tod seiner erster Frau Pauline heiratete Masereel sie am 14. Januar 1969.
11. Eine maschinenschriftliche Kurzbiographie von Emil Straus befindet sich im Landesarchiv Saarbrücken; Findbuch: Persönlichkeiten.
12. Vgl. hierzu Enzweiler/Jähne, a.a.O., S. 4
13. Die im Text erwähnten persönlichen Dokumente sind in dem von Hofmann/Riede herausgegebenen Masereel-Buch auf den Seiten 216/217 abgebildet.
14. Vgl. hierzu G. Scharwath, *Käthe Kollwitz in Saarbrücken*, in: *Saarheimat XXXVII* (1993), Heft Nr. 3-4, S. 59-61.
15. Vgl. hierzu S. Himmelheber, *Voll vom blauen Zauber einer spanischen Nacht, Frans Masereels Arbeiten fürs Theater*, in: Hofmann/Riede (Hrsg.), a.a.O., S. 246-255.
16. Bericht der Lehrerkonferenz vom 25. Februar 1948, an der Masereel nicht teilgenommen hatte, s. Enzweiler/Jähne, a.a.O., S. 13.
17. Enzweiler/Jähne, a.a.O., S. 5.
18. Ruth Landolt, geb. Schmidt, aus St. Ingbert, in einem Gespräch mit Elisabeth Feilen; abgedruckt bei Hofmann/Riede (Hrsg.), *Frans Masereel*, Saarbrücken 1989, S. 226.
19. Bei Frau Eckhardt darf ich mich recht herzlich bedanken. Sie hat es mir ermöglicht, nicht nur die erwähnten Briefe einzusehen, sondern auch für diesen Artikel die Abbildungen aus frühen und zum überwiegenden Teil unveröffentlichten Arbeiten ihres Bruders auszusuchen.
20. Die Briefe datieren vom 4. und 16. Februar sowie dem 28. November 1950. Alle Briefe sind in französischer Sprache; die Übersetzung wurde von mir angefertigt.
21. Carlo Schellemann, geb. 1924 in Krumbach, Studium in München, 1958 Kunstsalonpreis der Stadt Augsburg, hatte die Gruppe „Tendenz“ begründet mit dem Anliegen: „Die Themen sind die Zustände dieser Welt. Unsere Aussagen sind Aussagen über diese Zustände.“ 1958 hat Schellemann eine Wanderausstellung „Gegen Krieg und Atomrüstung“ organisiert; Volkmar Gross hat sich bei der Gruppe nicht beteiligt.

Der blinde Spiegel

Eine Hommage an Max Neumann

Von Uwe Loebens



o. T., Juni 1996, 164 x 126,5 cm, Leimtempera und Papier auf Nessel

Nachtschatten: Als würde eine Sintflut aus Teer über den Bärtigen, den Nackten hereinbrechen und spülte ihn in einem riesigen Schwall von seinem einfachen steinernen Thron. Kalkweiß vor Schreck ist sein Gesicht. Beinahe stößt es sich am Bildrand. Ein anderer, eine schwarze Kappe auf, in engem braunem Zwirn und weiß gestärktem Hemd schaut provozierend stoisch und so verschwiegen, daß er keinen Mund mehr braucht. Vielleicht ist er dem Schacht entstiegen, der sich matt erleuchtet vor ihm öffnet, und hat jetzt eine halbe Ewigkeit nichts vor. Immerfort gebiert und undurchdringliches Dunkel nie zu Ende gedachte und zur Vollständigkeit gebrachte Gestalten. Menschen natürlich, Tiere auch, Ratten und Geschmeiß, lächerliche Wesen von trauriger Anatomie. Der liebe Herrgott probt noch, hat es den Anschein, und er hat einen schlechten Tag erwischt. Manchmal armlos, beinlos, machmal ohne Unterleib oder mit verkrümmten Gliedmaßen purzeln Schemen als Schatten ihrer selbst durch die nächtliche Weite. Hier blicklose Augen, dort von einem stummen Ruf, zu einem losen Spott aufgerissene Münder, als könnten sie nicht von dem großen Dunkel lassen, dem sie entstammen. Man kennt das nur zu gut; Kellergesichte oder der träge nachklingende Spuk eines Alptraums, den man sich nicht einfach beim Erwachen aus den Augen reibt. Alte Bekannte, mit denen man täglichen Umgang pflegt, vertraute Fremde.

Eine intime Beziehung zu Schwarz: Keine Veranlassung zu spekulativer Küchenpsychologie. Max Neumann hat künstlerische Probleme zu bewältigen, nicht Kindheitstraumata. Ein Bild ist ein Bild, in dem sich die abgründige Tiefe der Malfläche zur suggestiven Nähe der Erfindungen sinnvoll verhalten muß. Eine Form hat auf dem labyrinthischen Feld ihre Antworten zu finden und jene mächtige Farbversammlung die Spannung zu dürrn, aufgeregten Strichen zu halten, ohne sie zu zerbrechen. Max Neumann entwickelt seine Bilder über die Schwärze. Selbst dort, wo sie nur kurz die Bühne betritt, war sie der erste bildnerische Gedanke, bleibt sie das Gelenk der Ereignisse. Oft aber lagert Schwarz auf der Fläche, Brandspuren



o. T., März 1997, 200 x 65 cm, Leimtempera auf Nessel

einer gewaltigen Explosion wie unter Löschwasser geronnen. Unendlich tiefes Schwarz, warmes Schwarz, in dem sich seine Gestalten winden, aus dem sie reifen. Oder als glänzender Ton ganz nah, als würde das Bild gegen unerwünschte Blicke und wilde Spekulationen versiegelt. Auch daher rührt die bedrohliche Stimmung seiner Gemälde. Es dauert lange, bis man begreift, daß Max Neumann seine Wesen von der traurigen Gestalt in Pech und Teer geborgen hält und sie dort ernährt. In der Stunde der Dämmerung atmen sie frei, und die Welt erloschener Erdtöne ist ihr Bezirk. Erst kaltes Weiß oder subversives Gelb wirft ein feindseliges Licht und stellt sie bloß. Seit Max Neumann die Flächen ausformuliert – wie er das nennt –, sie im Bildgefüge fest verankert, wird es seinen Figuren möglich, auch in das Lichterspiel der Farben, in sehnächtiges Blau, in quirliges Gelb und feuriges Rot zu treten.

Das Gedächtnis der Farbe:

Farbmaterial in verschiedenen Aggregatzuständen, zäh fließend oder hauchdünn wie ein Schleier, zeichnet sich eine eigene Welt. Aus dem Rinnen und Tröpfeln der Farbe, ihrem Zerfasern und Brechen, ihren Schlieren wuchert das biegsame Knochengüst der Wesen, nicht nach dem starren Gesetz der Lehrbücher. Es genügt, der Farbe zuzuhören. Dieser Erfahrung vertraut Max Neumann. Er beginnt seine Arbeit, seine Malerei ohne Vorentwurf. Nichts langweiliger, als zu wissen, was einen erwartet. Natürlich kennt er seine



oben: o.T., Juli 1996, 160 x 120 cm, Leimtempera auf Nessel
unten: o. T., 1996, 100 x 100 cm, Leimtempera auf Nessel



alle Abbildungen mit freundlicher
Genehmigung von Max Neumann

Gäste. Auf einer endlosen Folge von Zeichnungen und Druckgraphiken haben sie ihn besucht. Jetzt eine nervöse Linie oder der heftige Pinselhieb als ersten Taktschlag vielleicht, eine schwarze Farbaufschüttung als Ouvertüre, einige Flecken, die plötzlich an irgendetwas, einen Blick, den Mund, einen Kopf oder einen Arm erinnern. Die vorläufige bildnerische Hypothese, hinter der der eigentliche, unbekannte Bildgedanke ruht. Es wird sich zeigen. Er verwischt, verreibt, beredet die Farbe mit den Händen, bürstet sie gegen den Strich, kämmt sie, schüttet sie neu auf, deckt ab, bis sie ganz selbstverständlich ihre Erinnerung wie Jahresringe ablagert. Bis sie ihr dramatisches Personal aufruft und zu erzählen beginnt, immer wieder dieselbe Geschichte und immer wieder anders. Wenn die Formen kräftig durchgeschüttelt sind, die suggerierte Räumlichkeit geordnet ist und das Gemälde seinem Endzustand entgegenwächst, dann kann es sein, daß sich eine Tür öffnet. Die Leichtigkeit einer ironischen Paraphrase hält Einzug, hier ein dahinflatterndes Rot, dort ein paar Linienbüschel, die das zweite Gesicht sein wollen. Als retardierendes Moment. Und man glaubt zu hören, wie Max Neumann in sich hineinlacht und mit tänzerischem Schwung das Arbeitsgerät beiseite legt; Düsternis war gestern.

Der blinde Spiegel: Kein Feuerwerk der Farbva-
leurs, keine Zauberei mit der Eleganz formvollen-
deter Linien- und Hüftschwünge. Darum geht es
Max Neumann nicht. Er versucht den Punkt zu
treffen, an dem er in der Arbeit steht, zu sehen
was er augenblicklich sieht. Er malt nicht, was er
weiß, sondern was gerade möglich ist. Vielleicht
macht das die Unmittelbarkeit seiner Bilder aus,
deren Gestalten längst ihre Selbstgewißheit, nicht

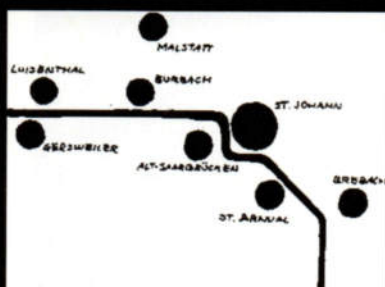


ihre Persönlichkeit verloren haben. Skuril manch-
mal, böse oft und auch naiv wie die Bildungen
romanischer Skulpturen, die die Erzählung vor die
künstlerische Perfektion, das exemplarische Zei-
chen vor die individuelle Charakteristik setzen.
Max Neumanns Gemälde sind wie der morgendliche
Blick in den Spiegel. Ein skeptischer Blick,
der prüft, wieviel die verebbende Nacht, der
beginnende Tag von einem übrigläßt. Das ist
manchmal kärglich wenig. Sie geben Rätsel auf,
unlösbar scheint es. Und doch glaubt man sich
der Lösung nahe. Das nächste Bild von Max Neu-
mann, das man sieht, wird sie bringen. Der Glaube
kann süchtig machen, daß man ihm eines Tages
auf die Spur kommen wird und damit auch sich
selbst.



LANDESHAUPTSTADT SAARBRÜCKEN - DIE KLEINE METROPOLE

Ist es die Angst ihrer Bewohner vor der Weitläufigkeit und Unübersichtlichkeit der Großstadt, die sie in die Beschränktheit ihres heimeligen Schneckenhäuschens zurückziehen läßt? Und ist es die gleiche Angst, die die Bewohner lähmt, die Herausforderung im europäischen Städtewettbewerb nicht anzunehmen? Oder wird hier der Charme des Provinziellen zum Prinzip erhoben?



Orte wie an einer Perlenkette aufgezogen, einer neben dem anderen, polyzentrisch auf niedrigem Niveau - das ist der Großraum Saarbrücken. So etwas wie ein Zentrum sucht man vergeblich. Das, was die Saarbrücker als Zentrum verstehen, ist ein Ort mit bemerkenswert hoher Kneipendichte und falschen Fassaden. Die Schnur der Perlenkette, die kaum wahrgenommen wird, das ist der Fluß, die Saar!



Ein Jahrtausend Saarbrücken - überlassen wir die Festgestaltung einer Homburger Brauerei oder verstehen die Bürger dieses Ereignis als Chance, ihre Stadt als kulturelle und gesellschaftliche Leistung darzustellen? Warum kommt nicht auch heute der Weitläufigkeit, Toleranz und Modernität nicht die gleiche Funktion zu, die sie früher einmal inne hatten; nämlich als Motor der Stadtwerdung?

BERLINER PROMENADE



MILCHHOF

SCHLACHTHOF



EIN SPIEL MIT DER STADT -VOM FIEBER DER ARCHITEKTEN-

CARSTEN DIEZ HANS-PETER PELOTTE CHRISTIAN SAIBER IGOR TORRES

LAMPERTSHOF

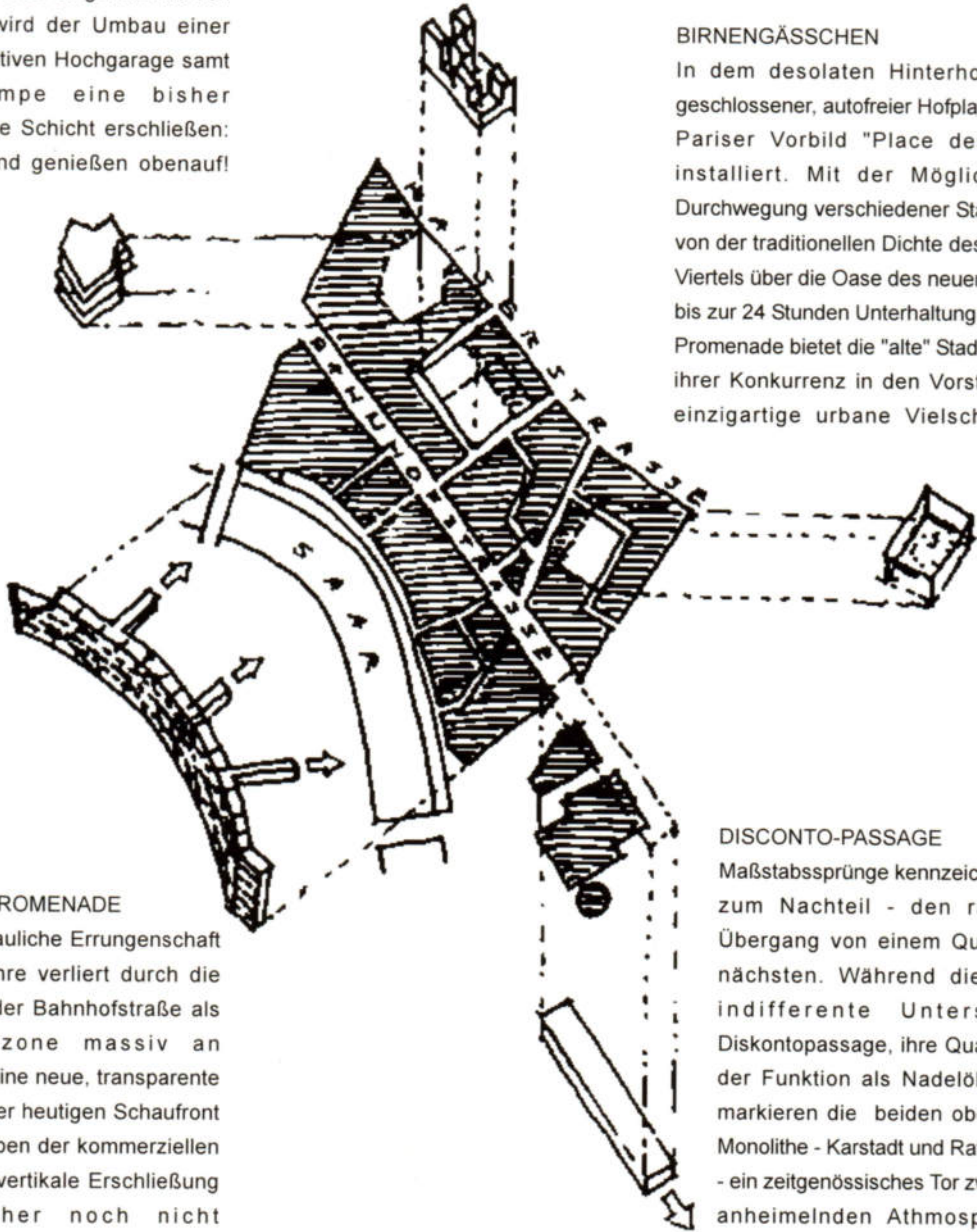
Wohnen statt parken: zwischen den Hauptachsen des Quartiers Bahnhof- und Kaiserstraße dient die Fläche des ehemaligen Parkhauses als Standort für verdichtetes Wohnen, zugeschnitten auf die Bedürfnisse der Menschen, die bewußt die Zentralität kommerzieller und kultureller Ereignisse suchen und Verdichtung als zeitgemäße Qualität erkennen.

KAUFHOF-HOCHGARAGE

Durch den konsequenten Ausbau des Nahverkehrs verringert sich zwangsläufig die Nachfrage nach Stellplätzen in der Innenstadt. In Zukunft werden die heutigen Parkhäuser umgenutzt werden müssen. So wird der Umbau einer räumlich attraktiven Hochgarage samt Auffahrtsrampe eine bisher vernachlässigte Schicht erschließen: entspannen und genießen obenauf!

BIRNENGÄSSCHEN

In dem desolaten Hinterhof wird ein geschlossener, autofreier Hofplatz nach dem Pariser Vorbild "Place des Vosges" installiert. Mit der Möglichkeit der Durchwegung verschiedener Stadtzustände von der traditionellen Dichte des Nauwieser Viertels über die Oase des neuen Hofplatzes bis zur 24 Stunden Unterhaltung der Berliner Promenade bietet die "alte" Stadt gegenüber ihrer Konkurrenz in den Vorstädten eine einzigartige urbane Vielschichtigkeit.

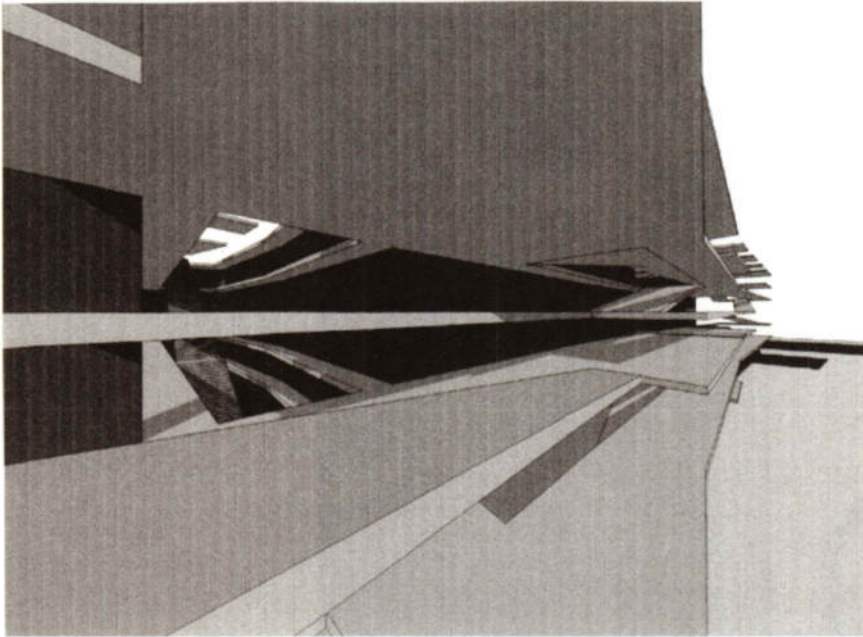
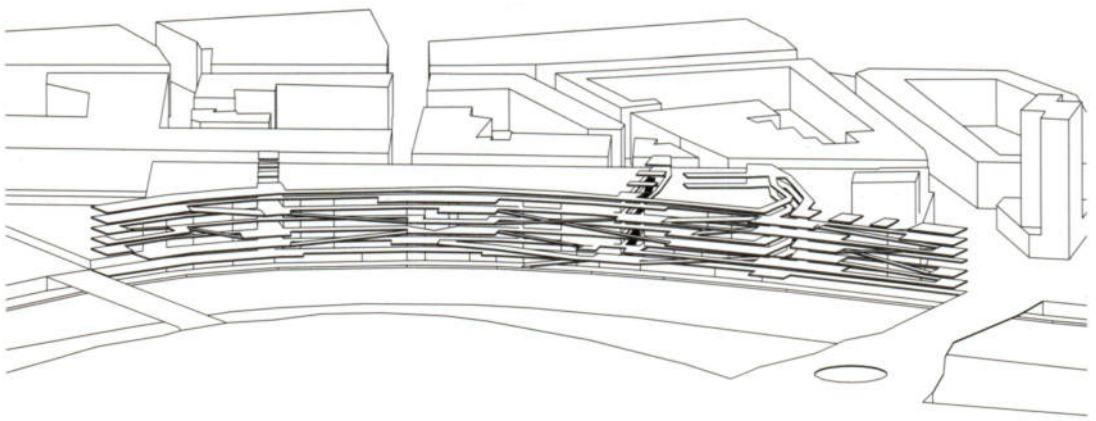


BERLINER PROMENADE

Eine städtebauliche Errungenschaft der 60er Jahre verliert durch die Aufwertung der Bahnhofstraße als Fußgängerzone massiv an Bedeutung. Eine neue, transparente Schicht vor der heutigen Schaufront beinhaltet neben der kommerziellen Nutzung die vertikale Erschließung eines bisher noch nicht wahrgenommenen Erlebnisraumes über und zwischen den Dächern der Stadt.

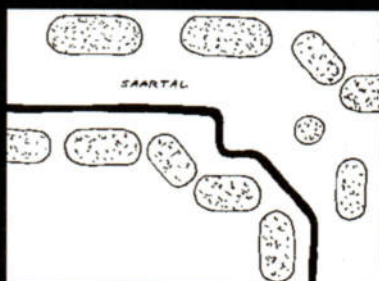
DISCONTO-PASSAGE

Maßstabssprünge kennzeichnen - nicht zum Nachteil - den räumlichen Übergang von einem Quartier zum nächsten. Während die räumlich indifferente Unterstadt, die Diskontopassage, ihre Qualitäten aus der Funktion als Nadelöhr bezieht, markieren die beiden oberirdischen Monolithe - Karstadt und Rathauscarree - ein zeitgenössisches Tor zwischen der anheimelnden Atmosphäre des St. Johnner Marktes und der Künstlichkeit der Bahnhofstraße.

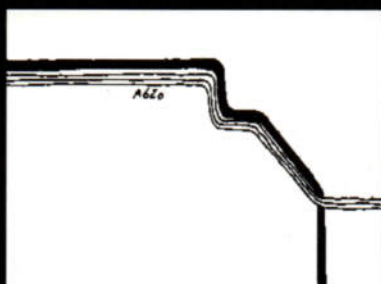


ZENTRALITÄT

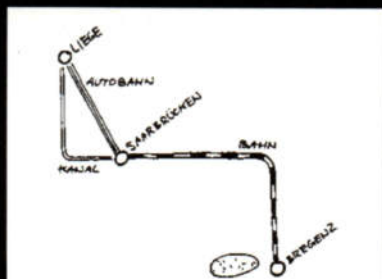
Das Gebiet zwischen Berliner Promenade und Kaiserstraße ist der Vertreter der verwaisten, leblosen ehemaligen Stadtzentren mit der monofunktionalen Nutzung als Einkaufs- und Flaniermeile mit der beachtenswerten Dichte an Parkhäusern und der ungenutzten Verbindung zum Fluß. Hier versuchen wir darzulegen, wie neue (alte) Nutzungen wieder verwurzelt, und bestehende bauliche Strukturen ohne gravierende Intervention im Bestand einer neuen Nutzungsvielfalt zugeführt werden können. Das Stadtzentrum behauptet sich, gerade weil es schon so stark auf Konsum ausgerichtet ist, gegenüber der mächtigen Peripherie nur, indem es sich als pralles urbanes Vergnügungszentrum gibt.



Von der unverwechselbaren Topographie schwärmte einst Goethe. Die Planung versuchte lange Zeit, diesen Ort mittels Stadtkronen zu überhöhen (Eschberg, Winterberg). Heute gibt man sich bescheiden; Stadtkronen werden nicht mehr aufgesetzt. Dafür regiert eine Gleichgültigkeit gegenüber dem, was Stadt sein kann; nämlich, eine raumgreifende Stadt-Landschaft. Stattdessen aber werden die Anhöhen den Privilegierten überlassen; der Öffentlichkeit bleibt nicht einmal die Aussicht auf die Stadt.



Dem Autofahrer auf der Stadtautobahn werden kinoartige Bildsequenzen vermittelt: Für einen Augenblick taucht auf dem Bildschirm seiner Windschutzscheibe eine Metropole auf. Doch schon hinter der nächsten Kurve hat sich dieser Eindruck verflüchtigt, ist er als bloße Inszenierung entlarvt und es herrscht die sattsam bekannte Tristesse des undefinierbaren Zwitterwesens der Drive-in Landschaft.



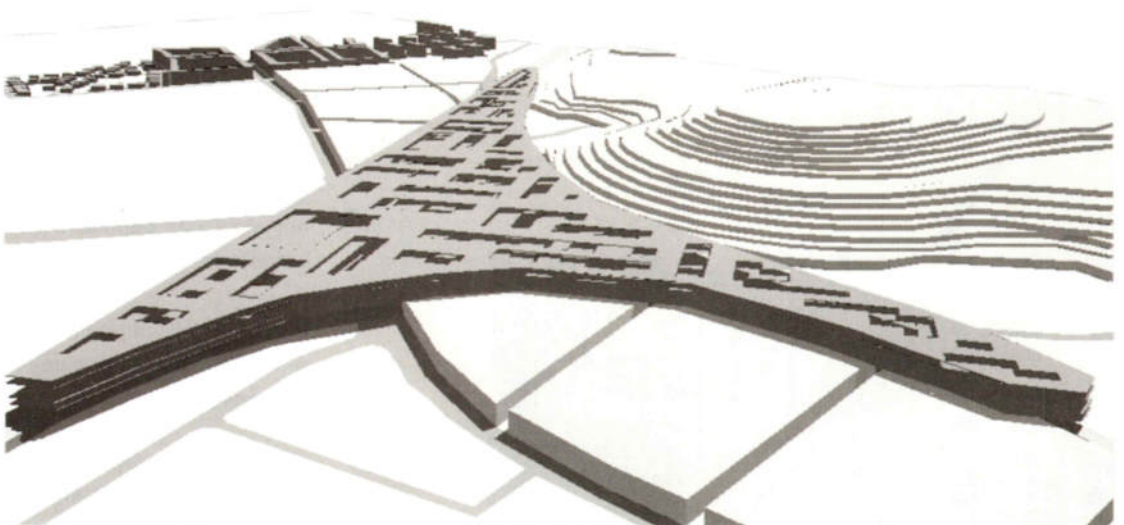
Es gibt weder einen Kirchberg wie in Luxemburg noch eine große Kathedrale wie in Metz. Doch als Maßgabe taugen diese Orte eh nicht. Vielmehr sollte der Blick auf jene Regionen gelenkt werden, in dem sich der Strukturwandel in gesteigerter Urbanität (Lüttich), oder in regionalem Selbstbewußtsein (Vorarlberg) niedergeschlagen hat. Ist es ein Zufall, daß beide Orte mit einem sehr traditionellen, aber auch dem urbansten aller Verkehrsmittel, der Bahn, direkt zu erreichen sind?

VERDICHTUNG

Der zweite untersuchte Bereich, das Schlachthofgelände, vertritt die nahezu monofunktionalen Gewerbegebiete, die die größte Vergeudung landschaftlicher Reserven zu verantworten haben. Das Gelände hat den Bezug zum Fluß erst garnicht gesucht, vielmehr erschwert es den Zugang für die angrenzenden Wohngebiete zu diesem für die Stadt so wichtigen Naherholungsbiotop.

Unsere Behandlung stellt die bisherige Praxis der Entwicklung von Gewerbegebieten auf den Kopf und soll zeigen, wohin ein neues Verständnis dieser Aufgabe führen kann. Und dies unter der bewußten Beachtung topographischer und struktureller Randbedingungen.

Das neue Gewerbegebiet wird im Luftraum über einem Verkehrsknoten konzentriert. Damit werden die Vorteile der guten Verkehrsanbindung optimiert und wertvoller Freiraum sowie eine klar konturierte Stadtgrenze gewonnen.





Peripherie:

Stadtrandgebiet, hauptsächlich durch Gewerbeflachbauten geprägt, die an Ein- und Ausfallachsen liegen. Peripherie ist nicht gekennzeichnet durch das Vorhandensein eines bestimmten Ortes, sondern durch ihre Erreichbarkeit. Verkehrsmittel und Ströme wirken so prägend und gestaltend auf die Landschaft. Sie geht mit Landverbrauch und Zersiedlung einher.

Großstruktur am Verkehrsknotenpunkt über den Schienensträngen

Verkehrsflüsse, Dichte und Benutzungsstrukturen bedingen den Entwurf. Dieser wird von Regeln bestimmt, innerhalb derer sich die Form frei entwickeln kann.

Die neue Struktur nimmt die bisherigen Nutzer des Geländes auf.

Architektur, die eine unbestimmte Anzahl von Veränderungen aufnehmen kann, ohne damit an Qualität zu verlieren.

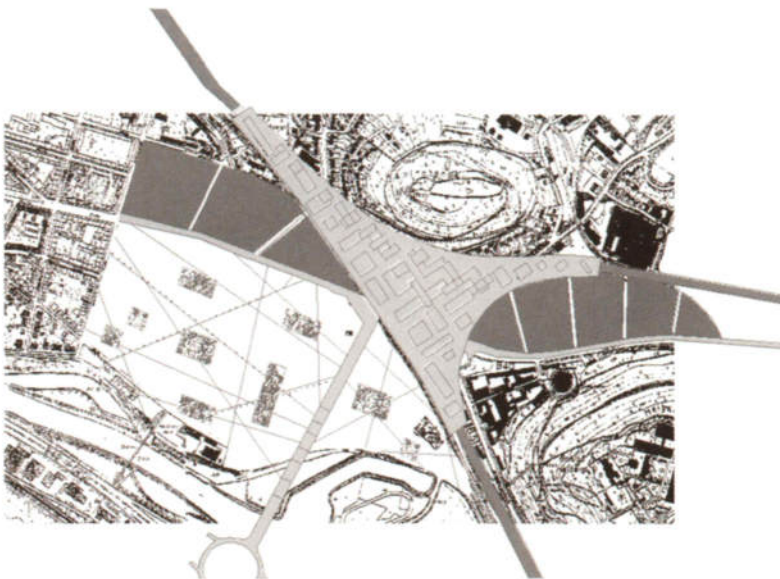
Eine Reduzierung des Flächenverbrauches und eine Optimierung des Flusses an Daten, Waren und Verkehr.

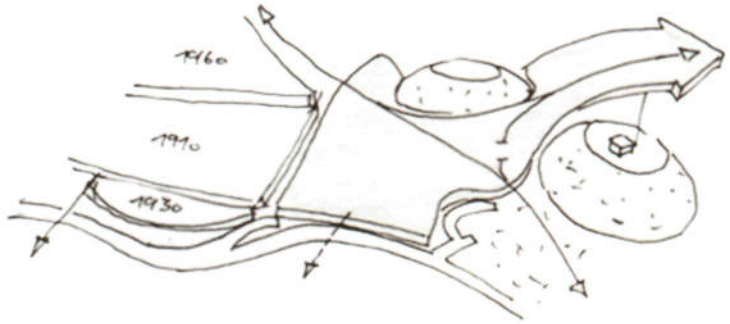
Der ehemals zerfranste Stadtrand hat eine klar definierte Grenze bekommen.

Die neu gewonnene Freifläche wird den Einwohnern der Stadt zurückgegeben.

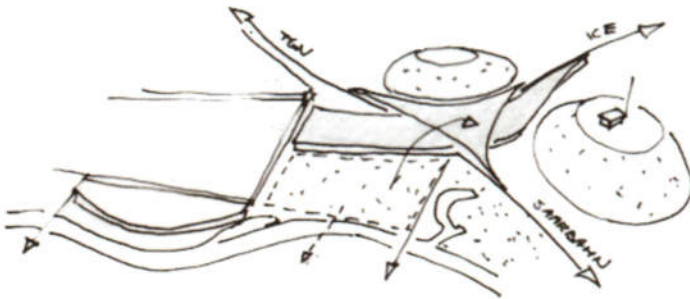
Gleichzeitig bildet sie eine Vorhaltefläche für zukünftige Stadterweiterung.

Das Gebäude beherbergt die komplexen Vorgänge, die unsere Stadt am Leben erhalten.

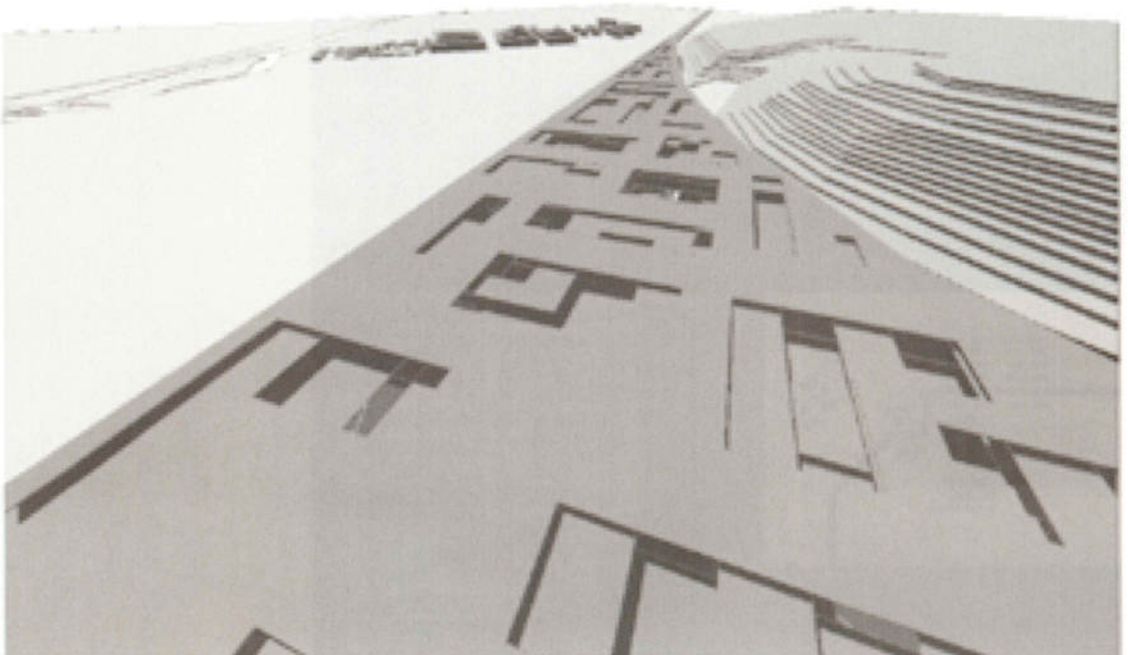




Vergangenheit und Gegenwart: Wucherung

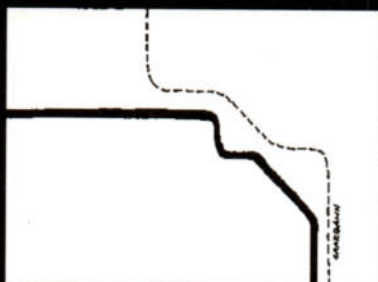


Zukunft: Konzentration

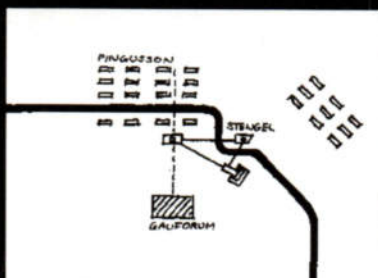




Die gegenwärtige Stadtplanung beschränkt sich auf krampfhaftes Konservierung. Werbekampagnen und bunte Bilder können nicht über die Konzept- und Hilfslosigkeit städtischer Planung hinwegtäuschen. Ergebnis dieser Planungssohnmacht: Bürounkraut (Randbebauung Bürgerpark), das Gespenst einer City-Erweiterung (DB-Gelände hinter dem Hauptbahnhof), fauler Hüttenzauber (Saarterrassen) und ein mißlungener Brückenschlag (Ostspange)



Die Saarbahn als zukunftsweisendes Verkehrssystem wird begrüßt. Die Methoden ihrer Installation jedoch nicht. Weil die Gestaltung des öffentlichen Raumes Technokraten und Stadtmöblierungsproduzenten überlassen wurde, hat sich die Stadtgestalt dem System unterordnen müssen und nicht umgekehrt. Warum ist die Bereitschaft, das Chaotische hinzunehmen, weitaus größer als der Wille, an der Gestaltung des öffentlichen Raumes teilzunehmen?

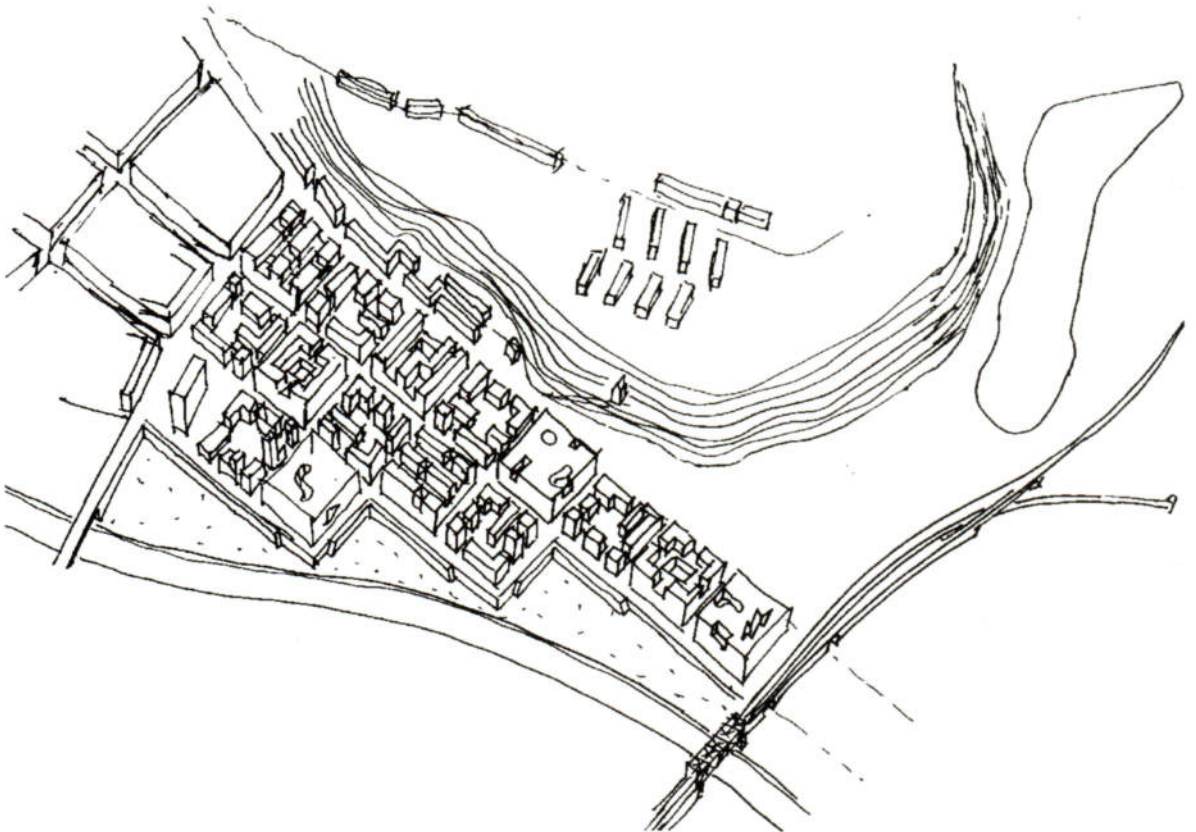


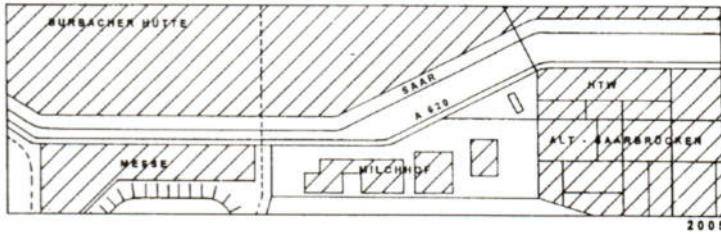
Jeder Epoche ihr Idealbild von Stadt: Der Feudalismus und seine zu kurz gekommene Residenzstadt. Der Faschismus und seine größtenwahnsinnige Gauhauptstadt. Der demokratische Wiederaufbau und seine auto-gerechte Landeshauptstadt. Sämtliche Ideologien sind gescheitert. Doch das Scheitern aller Ideologien entbindet uns heute nicht von der Aufgabe, neue Lösungsansätze, neue Visionen für die Stadt zu suchen.

URBANITÄT

Das Milchhofgelände ist ein Repräsentant einer zwar durchmischten, vorwiegend gewerblich genutzten Fläche ohne Identifikationswerte und bewußte Präsenz. Dagegen hat sie jedoch attraktive und intakte Randbedingungen, einen direkten räumlichen Bezug zum Fluß sowie eine hervorragende Anbindung an das Zentrum.

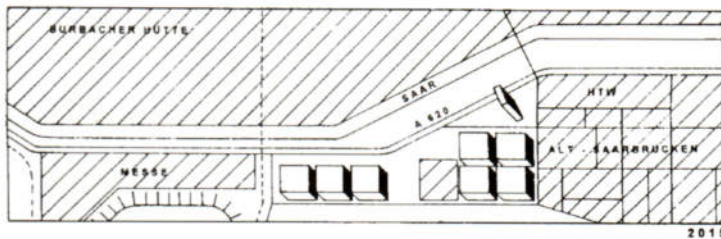
Wir wollen zeigen, wie die Wandlung zum multifunktional genutzten, städtischen Quartier vonstatten gehen kann. Der Block dient dazu als Mittel, denn der Vorteil seines rechtwinkligen Rasters besteht in der Fähigkeit, das Zufällige in einem relativ stabilen Grundgerüst integrieren zu können. Das Raster legt ein Grundschemata eines öffentlichen Raumes fest, bestimmt die Aufteilung der Parzellen und die Verteilung der Gebäude, ohne vorweg deren Funktion festzulegen. Uns interessiert nicht bloß der Versuch der Anpassung an das Umfeld, sondern vielmehr bemühen wir uns um eine Synthese der jeweiligen Vorteile der geschlossenen Bebauung im regelmäßigen Straßenraster sowie der offenen Bebauung im weitmaschigen Erschließungsnetz. Nicht der Block aus einem Guß ist das Ziel. Erst die Kombination vielfältiger Typologien und Architekturen wird eine Durchmischung und somit Voraussetzungen für Urbanität erzeugen.





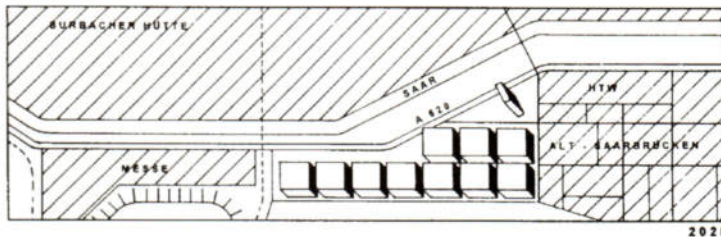
SEQUENZEN

Die Fahrt auf der Autobahn stadtauswärts gleicht einem Slalom durch's Jammertal: vor uns breitet sich das ökologische und ökonomische Desaster der Saar-Kanalisation aus, jenseits des Flusses erblicken wir die Kulisse des industriellen Dinosauriers der Saarstahlwerke, um kurz darauf von dem Kuriositätenkabinett der Internationalen Saarmesse verabschiedet zu werden.



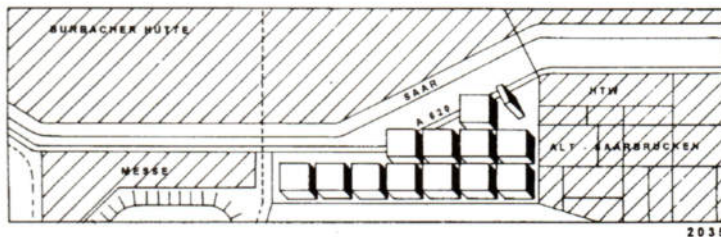
ANNÄHERUNG

Das triviale Nebeneinander von Autohaus, Reproanstalt, Messeleitung, Busdepot und Milchwerk vermittelt den Eindruck des Provisorischen. Noch besteht kein Veränderungsdruck, doch es ist zu spüren, daß in dem Ort mehr steckt als diese peripheren Nutzungen. Die Suche nach Potentialen beginnt...



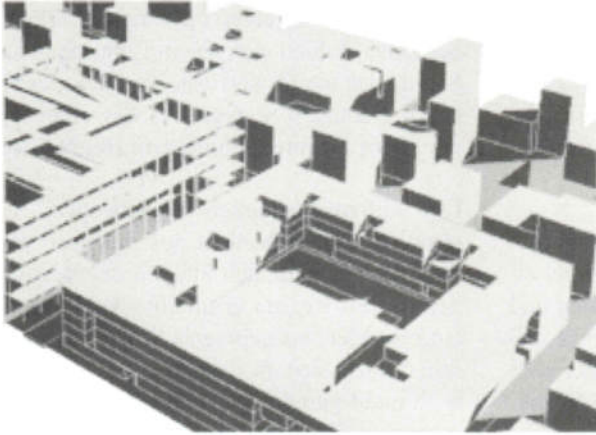
VERKNÜPFUNG

Auffälligstes Merkmal Alt-Saarbrückens ist der streng orthogonale Stadtgrundriß, der zur Jahrhundertwende zwischen Fluß und Hangkante angelegt wurde. Diese Orientierung ist nicht nur eine typische Erscheinung seiner Zeit, sondern vor allem auf militär-strategische Überlegungen zurückzuführen. Noch heute zeugen die Straßennamen von der vergangenen Bedeutung des Quartiers als Kasernenstandort. Erst das Hochhaus der Gesundheit leitete die Wende ein, die dazu geführt hat, daß mit dem Bau der Stadtautobahn das Quartier vom Fluß abgetrennt wurde. Die Lösung dieser Sünde überlassen wir anderen und der Zeit!



SZENARIO

Das Gebiet um den Milchhof betrachten wir als strategische Reserve, die zunächst sicherstellt, daß Saarbrücken sich als Stadt erweitern kann. Mit der Räumung setzt zugleich ein phasenweiser Prozeß der Neuorganisation ein. Althergebrachte Planungsstrategien, wie sie beispielsweise auf der anderen Flußseite praktiziert werden (Saarterrassen), bieten keine echte Alternative. Es muß ein Experiment mit der Urbanität gewagt werden.



In einem nach Außen hin streng wirkenden Korsett, dem Raster, kann der Block mit Hilfe eines anpassungs-fähigen, fast spielerischen Regelwerkes zu vielfältigen Variantenentwickelt werden.

Die neue Stadt wird hybrid, heterogen, komplex, geschichtet und ineinander verwoben; das lange Zeit ökonomisch dominierende Prinzip der Nutzungstrennung des gleichförmigen Stadtmodells soll nicht mehr strapaziert werden.



Daher ist der Block in seinen Varianten ein Schritt in diese Richtung, die der Intimität und Vielfalt der Stadt von früher ebenso entgegenkommt wie dem heutigen Bedürfnis nach einer flexiblen, vielgestaltigen Stadt.

Kommunikationslandschaft Saar-Lor-Lux:

Zum Einfluß der Medien auf die Entwicklung regionaler Identität

Von Peter Winterhoff-Spurk

Wenn man Erstsemester der Universität Metz fragt, von wo an sie sich nach einer längeren Reise bei der Rückkehr wieder „zu Hause“ fühlen, dann ist dies für die große Mehrheit (rund 70 Prozent) der Raum Metz-Thionville-Boulay (vgl. *Riedel* 1994).

Bittet man Saarländer und Saarländerinnen um Angaben dazu, wie stark ihre Anteilnahme bei einem Unglück in verschiedenen lothringischen und saarländischen Gemeinden wäre, so zeigt sich, daß die Anteilnahme am Unglück der Lothringer eher gering bis mittelmäßig, gegenüber dem saarländischen Nachbarn hingegen stark bis sehr stark ist (vgl. *Schneider* 1997).

Untersucht man Briefe, die Hörer einer Sendung zum Thema „Was ist typisch saarländisch“ an den SAARLÄNDISCHER RUNDFUNK (SR) geschrieben haben, nach den darin beschriebenen Eigenschaften, so finden sich vor allem die Merkmale Bodenständigkeit, Anpassungsfähigkeit, Tendenz zur Harmonisierung, Regional- und Lokalstolz sowie Minderwertigkeitsgefühle gegenüber Fremden (vgl. *Krewer* 1984).

Saar-Lor-Lux-Bewußtsein: Eine schöne Utopie

Sich zu Hause fühlen, Anteilnahme am Schicksal des Nachbarn, Bodenständigkeit sind Elemente regionaler Identität; andere – wie beispielsweise das Wissen um Wege und Handlungsmöglichkeiten, Kenntnisse der Kultur und Geschichte, Vorlieben für bestimmte Speisen und Getränke – kommen hinzu. Regionale Identität ist die Gesamtheit des Wissens über und der Gefühle für eine bestimmte Region, die das Handeln der in ihr lebenden Menschen zumindest partiell bestimmen. Insofern kann es als eine Variante des sozialen Selbstkonzepts bezeichnet werden, das sich als regionales „Wir-Bewußtsein“ und „Wir-Gefühl“ konkretisiert (vgl. *Krewer* 1992; *Schilling & Ploch* 1995).

Hinsichtlich einer sich entwickelnden Saar-Lor-Lux-Identität stimmen die drei Eingangsbeispiele

allerdings nicht eben optimistisch: Französische Studenten fühlen sich nur in Lothringen zu Hause, Saarländer interessiert das Unglück der lothringischen Nachbarn weniger als das eigene, sie sind vor allem auf ihre unmittelbare Heimat stolz.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Selbstverständlich läßt sich nicht aus nur drei, noch dazu sehr unterschiedlichen Studien das Bewußtsein einer ganzen Region ermitteln. Aber Hinweise auf ein besonders ausgeprägtes Saar-Lor-Lux-Bewußtsein finden sich in den zitierten Untersuchungen auch nicht gerade. Im Gegenteil, wenn die Untersuchungsteilnehmer direkt nach ihrer räumlichen Identität gefragt wurden, schätzten sie sich zuerst als Deutsche, dann als Saarländer oder (beispielsweise) als Saarbrücker ein. Sogar die Selbstbeschreibung als Europäer rangiert noch vor der regionalen Saar-Lor-Lux-Identität (vgl. *Riedel* 1994; *Schneider* 1997).

Hinsichtlich einer real existierenden Saar-Lor-Lux-Identität muß offenbar konstatiert werden: Der vermutlich erstmals 1969 vom damaligen Saarberg-Vorstand Rolshoven (vgl. *Geiger-Jaillet* 1995, S. 429) gebrauchte Begriff der „Saar-Lor-Lux-Region“ findet sich offenbar noch nicht als eine Art von neuem Heimatgefühl in den Köpfen der Menschen dieser Region. Er ist – trotz aller Sympathie, die man für diese Idee haben kann – vorerst offenbar noch eine schöne Utopie.

Die Medien: Informationen zur Lesbarkeit einer Region

Mit dem Titel *No sense of place* hat der amerikanische Medienwissenschaftler Joshua Meyrowitz sein 1985 erschienenes Buch über Medieneinflüsse auf das soziale Verhalten versehen. Seine Vermutung war, daß insbesondere die elektronischen Medien den Zuschauern Zugänge zu Situationen verschaffen, die ihnen zuvor nicht offenstanden: Heute kann der TV-Zuschauer ebenso dem Chirurgen bei einer Herzoperation über die Schulter schauen wie er in das Wohnzimmer der amerikanischen Präsidenten im Weißen Haus blicken kann. *No sense of place* bedeutet somit, daß das Fernseh-

hen wie kein anderes Medium die Grenzen sozialer Situationen überwindet. In Erweiterung dieser Idee läßt sich fragen: Wenn das Fernsehen in dieser Weise soziale Barrieren überwinden kann, muß dann nicht auch ein Einfluß auf die Wahrnehmung von geographisch-räumlichen Grenzen – „no sense of space“ – vermutet werden?

Diese Frage führt unmittelbar zur „global village“-Hypothese des kanadischen Medienwissenschaftlers Marshall McLuhan (vgl. Übersicht bei *Winterhoff-Spurk* 1989). Dessen zentrale Idee war bekanntlich, daß die Allgegenwart der elektronischen Medien und die Geschwindigkeit der Informationsübertragung um den Globus die Welt für den Mediennutzer zu einem elektronischen oder globalen Dorf schrumpfen läßt. Wenn die Überwindung der räumlichen Entfernungen und Grenzen aber für den gesamten Globus gelten soll, so läßt sich nun dieser Gedanke fortführen, dann müßte dies doch erst recht für die unmittelbar benachbarte Region zutreffen.

In psychologische Theorie und Terminologie übersetzt, bedeutet diese Hypothese, anstatt von „global village“ nunmehr von Raumwahrnehmung und von sog. „kognitiven Landkarten“ zu sprechen. Kognitive Landkarten sind durch Erfahrungen erworbene Raum-Schemata, die aus Orten und Relationen zwischen den Orten bestehen und die dauerhaft im Gedächtnis gespeichert sind. Sie dienen der „Lesbarkeit“ oder der „Vorstellbarkeit“ einer Stadt oder einer Region und damit vor allem der Orientierung des Individuums in seiner Umwelt. Man kann sie als den Wissensanteil der räumlichen Identität verstehen (vgl. dazu auch *Schilling & Ploch* 1995, S. 149ff.).

Der „global village“-Hypothese zufolge soll vor allem das Fernsehen die kognitiven Distanzen zwischen den Orten auf der kognitiven Landkarte verringern, also gewissermaßen die entfernten Regionen näher heranholen. In einer am Psychologischen Institut der Universität des Saarlandes durchgeführten Diplomarbeit zum Thema *Regionalprogramm und Regionalbewußtsein* hat Schneider (1997) Fernsehzuschauer danach unterteilt, ob sie Sendungen mit Regionalbezug – von „Saar direkt“ bis „Mittendrin“ – sahen oder nicht sahen.

Anschließend wurden die Seher und die Nicht-Seher um Entfernungsangaben von ihrem Wohnort zu anderen lothringischen und saarländischen Orten gebeten und die Entfernungsangaben miteinander verglichen. Zuzufolge der „global village“-Hypothese sollten Zuschauer der Regionalprogramme die Entfernungen spontan niedriger einschätzen als die Nichtseher. Tatsächlich aber zeigten sich keine statistisch signifikanten Unterschiede zwischen beiden Gruppen in diesem Bereich.

Bei den kognitiven Distanzen findet sich (zumindest in dieser Pilotstudie) keine Unterstützung für die Hypothese, daß unter dem Einfluß der audiovisuellen Medien die Welt zu einem „global village“ würde. In diesem spezifischen Sinne tragen die audiovisuellen Medien offenbar wenig zur Lesbarkeit oder Vorstellbarkeit der Saar-Lor-Lux-Region bei. Auch hier ist vor einer voreiligen Generalisierung dieser wenigen Befunde zu fragen, wieviel an regionaler Information in den audiovisuellen Medien der Region denn überhaupt vorkommt. Reicht das, was in Hörfunk und Fernsehen angeboten wird, überhaupt aus, um eine kognitive Landkarte der Region zu bilden oder eine bereits vorhandene nachhaltig zu verändern?

Und schon hier scheint eine gewisse Skepsis angebracht: In der erwähnten Diplomarbeit wurden bspw. 84 Sendungen aus dem Regionalprogramm des SR in der Zeit von Ende September bis Ende Oktober 1996 ausgewertet. Zwar zeigte sich, daß in beinahe 70 Prozent der Sendungen auch ein Beitrag über Lothringen gebracht wurde; insgesamt handelte es sich jedoch nur um rund 60 von ca. 1.400 Beiträgen. Um abschätzen zu können, ob dieses Ergebnis ein Zufallsbefund war oder ob sich darin ein allgemeiner Trend zeigt, wären allerdings weitere inhaltsanalytische Untersuchungen über einen längeren Zeitraum erforderlich.

Für den Hörfunk hat die Landesanstalt für das Rundfunkwesen 1996 beim Medienpsychologischen Forschungsinstitut Saarland eine Studie in Auftrag gegeben, bei der die grenzüberschreitenden Programmleistungen von RADIO SALÜ, RADIO MELODIE (Saargemünd) sowie STUDIO 1 (Bitche) verglichen wurden (*MEFIS* 1997). An fünf Tagen

wurde das gesamte Programm von 7.00 Uhr bis 19.00 Uhr aufgezeichnet. Ausgewertet wurden die Programmelemente Moderation, Werbung, Unterhaltung, Nachrichten, Wortbeiträge und Serviceleistungen sowie die Musik. Es zeigte sich, daß bei RADIO SALÛ ca. 1,8 Prozent der Sendedauer regional-grenzüberschreitende Informationen enthielten. Bei STUDIO 1 waren es demgegenüber ca. 34 und bei RADIO MELODIE ca. 75 Prozent; allerdings bestehen die grenzüberschreitenden Angebote der beiden französischen Sender größtenteils aus Werbung, während es sich bei RADIO SALÛ überwiegend um Nachrichtenbeiträge handelte.

Zu den Printmedien liegt schließlich eine vergleichende Inhaltsanalyse von zehn Zeitungen der Region aus dem Jahr 1973 vor (vgl. Schmidt 1978). Hier wurden von Oktober bis Dezember alle Ausgaben der SAARBRÜCKER ZEITUNG, der ZWEIBRÜCKER RUNDSCHAU und des PFÄLZISCHER MERKUR, des TRIERISCHEN VOLKSFREUND und der TRIERISCHEN LANDESZEITUNG, des LUXEMBURGER WORTS, des TAGEBLATTS und des LETZEBURGER JOURNALS sowie zwei Ausgaben von FRANCE JOURNAL daraufhin untersucht, wieviel an grenzüberschreitender Berichterstattung jeweils vorkam. Gemessen wurde dies zu diversen Sachgebieten über das Kriterium „bedruckte Fläche in cm²“. Es zeigte sich u.a., daß die SAARBRÜCKER ZEITUNG hinsichtlich des Ausmaßes in der Spitzengruppe lag, gefolgt von einer Mittelgruppe bestehend aus dem LUXEMBURGER WORT, einer Ausgabe von FRANCE JOURNAL, der ZWEIBRÜCKER RUNDSCHAU sowie dem TRIERISCHER VOLKSFREUND. Die letzte Gruppe bildeten die beiden anderen Luxemburger Zeitungen. Thematisch wurde in der SAARBRÜCKER ZEITUNG vor allem über Wirtschafts- und Strukturpolitik (26 Prozent der Gesamtberichterstattung), Bildung, Kultur und Geschichtliches (18 Prozent) sowie über Arbeit, Soziales und Umwelt (15 Prozent) berichtet.

Aus neuerer Zeit liegt eine Dissertation von Geiger-Jaillot vor, in der auf der Basis von ca. 650 Zeitungsartikeln der SAARBRÜCKER ZEITUNG und des RÉPUBLICAIN LORRAIN eine linguistische Analyse des Begriffs „Saar-Lor-Lux-Region“ vorgenommen wurde, zu dem u.a. auch eine Auszählung nach Themenfeldern gehörte. Auch hier

ergab sich, daß der Begriff in beiden Zeitungen am häufigsten im Wirtschaftsteil gebraucht wurde. Leider ist aus der Arbeit nicht ersichtlich, wie die Auswahl der Artikel vorgenommen wurde, so daß Zufallseinflüsse und andere Störfaktoren nicht ganz auszuschließen sind (vgl. Geiger-Jaillot 1995, S. 30). Es würde sich jedenfalls lohnen, eine methodisch strengere Replikation dieser Studie durchzuführen.

Zusammenfassend finden wir nach allem, daß es zum Thema „Saar-Lor-Lux-Berichterstattung“ der regionalen Medien auf deutscher Seite nur relativ wenige Forschungsarbeiten gibt. Die darin vorgetragenen Ergebnisse erwecken zudem überraschenderweise den Eindruck, daß die Berichterstattung über den Saar-Lor-Lux-Raum in den regionalen Medien nur einen vergleichsweise geringen Stellenwert hat. Ebenso lassen die wenigen empirischen Wirkungsstudien zu dieser Frage vermuten, daß es keinen nennenswerten Zusammenhang zwischen der Nutzung der regionalen Berichterstattung und der kognitiven Landkarte der Rezipienten gibt.

Beiträge der Ökologischen Psychologie

Beim Regierungsantritt des chilenischen Präsidenten Allende schrieb die amerikanische Zeitschrift NEWSWEEK, daß nun ein Marxist die Macht an der Türschwelle der USA übernommen habe. Ein Leser mußte in einem Brief die Redaktion erst darauf hinweisen, daß Santiago de Chile über 400 Meilen weiter von New York entfernt liegt als Moskau (vgl. Downs & Stea 1982).

Das Beispiel macht deutlich, daß selbst die Ausbildung kognitiver Landkarten in erheblichem Maße von emotional-evaluativen Prozessen abhängt: Je höher die emotionale Anteilnahme am Geschehen benachbarter Städte ist, um so geringer wird im allgemeinen die Distanz erlebt. Erst recht gilt dies für die Entwicklung der gesamten räumlichen Identität. Forschungsergebnisse aus der Umweltpsychologie, die sich mit dem Einfluß natürlicher, sozialer und kultureller Umwelten auf das

Erleben und Verhalten von Menschen beschäftigt, zeigen entsprechend, daß die emotional-evaluativen Komponenten von Umweltrepräsentationen insgesamt bedeutsamer sind als die kognitiven Wissensanteile (vgl. *Kruse, Graumann, Lantermann* 1990). Die Gesamtheit dieser emotionalen Bewertungen kann als das Image von Umwelten bezeichnet werden, folglich sollte sich auch die regionale Identität aus den beiden Elementen „kognitive Landkarte“ und „Image“ ergeben.

Das Image entsteht vor allem auf der Grundlage relevanter Lebensgrundfunktionen (*Jarren* 1986) wie Arbeiten, Einkaufen, Entspannen oder Unterhalten. Bezogen auf den Lebensraum „Stadt“ beispielsweise konnten als imagebildende Faktoren die fünf Dimensionen Kultur, Modernität, Ökonomie, Unterhaltung und unmittelbarer Lebensbereich nachgewiesen werden. Um der Bedeutung dieser emotionalen Bewertungen gerecht zu werden, wird in der Kommunikationsforschung inzwischen von Kommunikationslandschaften anstatt von Kommunikationsräumen gesprochen.

Während – wie oben dargestellt – der Beitrag der audiovisuellen Medien für die Lesbarkeit der Region offenbar nicht sonderlich hoch einzuschätzen ist, gilt dies für die emotional-evaluativen Vorgänge aller Wahrscheinlichkeit nach nicht. Zwar gibt es auch zu dieser speziellen Frage noch so gut wie keine systematische Forschung. Befunde etwa aus dem hier einschlägigen Gebiet der Imagepflege von Nationen (vgl. etwa *Kunczik* 1989) oder von Politikern (vgl. *Schütz* 1992) zeigen aber, daß insbesondere das Fernsehen ein imagegenerierendes Medium erster Ordnung ist. Dies betrifft vor allem Bereiche, in denen das Individuum sich nicht auf persönliche Erfahrungen und Eindrücke verlassen kann, sondern auf mediale Botschaften angewiesen ist. In der Glaubwürdigkeits-Konkurrenz zwischen persönlicher Erfahrung und medialer Information setzt sich allerdings meist die persönliche Erfahrung durch.

Wenn also mit guten Gründen angenommen werden kann, daß für die Entwicklung einer regionalen Identität das Image wichtiger ist als die kognitive Landkarte, dann wäre es ein falscher Ansatz, mit Hilfe von Medien vor allem das Wissen über

die Nachbarregionen verbessern zu wollen. Dies gilt erst recht für eine Region, deren geographische Grenzen bis heute in der öffentlichen Diskussion nicht eindeutig erkennbar sind. Die entsprechenden räumlichen Beschreibungen der Saar-Lor-Lux-Region reichen gegenwärtig von der unmittelbaren Grenzregion bis zu einem Gebiet, das das Saarland, Lothringen, Luxemburg, Rheinland-Pfalz und Belgien umfaßt (vgl. *Geiger-Jaillot* 1995). Vielmehr wäre anzuraten, zunächst imagebildende Beiträge zu vermitteln, die dann ggf. zu entsprechenden Aktivitäten und neuen mentalen Repräsentationen führen. So könnte zunächst einmal ein Gefühl für eine Region entstehen, das dann zu einer veränderten kognitiven Landkarte führt; beide zusammen konstituieren die angestrebte neue regionale Identität. Eine solche Herangehensweise würde auch eher den unterschiedlichen Funktionen von audiovisuellen und von Printmedien gerecht werden. Berichterstattung im Fernsehen wirkt bekanntlich vor allem als Interesse generierendes „Spotlight“, Berichterstattung in den Printmedien dient hauptsächlich der vertiefenden Information.

Wir können zusammenfassen: Für die Bildung einer neuen regionalen Identität sind nach allem Emotionen vermutlich wichtiger als Wissen. Einfacher formuliert: Erst kommt das Image einer Region, dann die Landkarte. Für diese Funktion ist das Fernsehen das am besten geeignete Medium, es generiert vorzugsweise emotional-evaluative Reaktionen. Printmedien dienen dagegen vor allem der vertiefenden Informationsverarbeitung.

Menschliches Territorialverhalten

„Saarländer kommen in zwei Ausfertigungen vor: einer Standard- oder Normalversion und einer De-Luxe-Version. Der Saarländer der Standardversion ist katholisch, ordentlich und fleißig. Er ist in mindestens einem halben Dutzend Vereinen und besitzt ein Häuschen. ... Sein Vater ist Bergmann oder hat „auf der Hütt“ gearbeitet. Die Grenzen des Saarlandes überschreitet der Normal-Saarländer nur, wenn es gar nicht mehr anders geht. ... Im Grunde seines Herzens ist er stockdeutsch, wenn

nicht schlimmer. Von den „Wackesen“ jedenfalls, den Leuten von jenseits der Grenze, hält er nicht besonders viel. Nicht, daß er unbedingt antifranzösisch wäre, aber, was deutsche Wertarbeit ist und was „Franzosenreck“, da läßt er sich nichts vormachen.

Der De-Luxe-Saarländer hat in Saarbrücken studiert, er hat eine Juso- oder K-Gruppenvergangenheit – manchmal auch beides –, ist aus der Kirche aus- und in die Espede eingetreten. Sein Großvater war Bergmann oder was ähnliches, sein Vater ist Laborant bei Saarberg oder „schafft“ bei der Post. Der De-Luxe-Saarländer hört es gern, wenn man ihn einen Gourmet nennt. Er schätzt die französisch-mediterrane Küche und trinkt Riesling oder Roten. Gegenüber seinen deutschen Landsleuten streicht er gerne seine besondere Affinität zu Frankreich heraus. ... Am liebsten hätte er einen französischen Namen, Palü oder so, würde mit Baguettes und 'Berree' durch die Gegend radeln und alle Welt lässig mit 'salü' grüßen“, so beschreibt *Schmitz* (1990) saarländische Mentalitäten.

Die skizzierten Charaktere entsprechen überraschend genau zwei Persönlichkeitstypen, die bereits 1949 in der Meinungsführerforschung entdeckt wurden, gemeint sind die „locals“ und die „cosmopolitans“ (vgl. *Merton* 1949). Die „locals“ werden folgendermaßen beschrieben: Sie interessieren sich vor allem für die Stadt und ihre Probleme, sind zumeist auch dort geboren und haben einen vergleichsweise größeren Bekanntenkreis. Die „cosmopolitans“ sind demgegenüber offener für die weite Welt, für nationale und internationale Probleme, sie kommen oft von außerhalb und haben einen kleinen, aber feinen Bekanntenkreis. Auch in ihrem Kommunikationsverhalten unterscheiden sich beide Gruppen. Die „locals“ nutzen stärker die Heimatzeitung, die „cosmopolitans“ bevorzugen nationale und überregionale Medien.

Diese Beschreibungen verdeutlichen, daß die Wirkung von Massenmedien immer unter Berücksichtigung unterschiedlicher Gruppen von Rezipienten und deren Motivlagen gesehen werden muß (Nutzen- und Gratifikations-Ansatz der Medienforschung; vgl. *Noelle-Neumann* 1994). Hinsichtlich

der Generierung einer neuen Kommunikationslandschaft Saar-Lor-Lux sollen daher nachfolgend zumindest drei solche Aspekte angeführt werden: Erstens definieren Territorien, wie Untersuchungen zum Wohnortwechsel zeigen, in nicht unerheblicher Weise die persönliche Identität. Nach Umzügen verändert sich nicht nur der Freundeskreis oder die Arbeitsstelle, sondern auch, wenn gleich allmählich, das Selbst- und Fremdbild durch die Übernahme oder auch die krasse Ablehnung der am Ort geltenden Stereotypen. Die Schaffung einer neuen Saar-Lor-Lux-Identität, wenn sie denn überhaupt gelingen sollte, würde aber zugleich bedeuten, daß die in den letzten Jahren langsam und mühsam entstandene saarländische Identität verändert würde, wenn nicht gar aufzugeben wäre. Ist das den Saarländern nach all den historischen Katastrophen und Wechseln politisch zumutbar, insbesondere wenn sich auch viele andere Dinge – die Währung, das Rentensystem, die industrielle Struktur – gleichzeitig ändern?

Das Beispiel mit dem Standard- und dem De-Luxe-Saarländer macht zweitens deutlich, daß die Identitätsveränderungen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht von allen Gruppen der Bevölkerung in gleicher Weise vollzogen oder geschätzt werden: Die Alten, die weniger Gebildeten, die einkommensschwächeren Gruppen, die „locals“ brauchen für solche Prozesse länger, wenn sie die damit verbundenen Änderungen überhaupt akzeptieren. Die „cosmopolitans“ bzw. allgemein Menschen mit hohem Sozialstatus, mit hoher formaler Bildung, mit den Persönlichkeitsmerkmalen Empathiefähigkeit, gering ausgeprägtem Dogmatismus, mit hoher Leistungsmotivation und Risikobereitschaft sind demgegenüber erheblich innovationsbereiter. Bei ihnen besteht andererseits die Gefahr von Idealisierung und nachfolgender Enttäuschung: Der französische Nachbar kann nicht allen Erwartungen entsprechen, die der De-Luxe-Saarländer und der frankophile Zugereiste an ihn herantragen.

Sollte es denn gelingen, mit Hilfe der Medien eine neue regionale Saar-Lor-Lux-Identität zu schaffen, so beinhaltet dies drittens auch die Abgrenzung gegenüber anderen, nicht im Territorium lebenden Personengruppen. Sollen also Pfälzer, Elsässer und Belgier nicht mehr dazugehören und warum

nicht? Sollen sie aber mit einbezogen werden, dann entsteht ein noch künstlicheres Gebilde als der Saar-Lor-Lux-Raum, für das dann kaum noch eine gemeinsame historische, wirtschaftliche, geographische oder kulturelle Identität zu gestalten sein wird.

Wir halten fest: Identitätsveränderungen sind langwierige und riskante Prozesse; Risiken bestehen beispielsweise in der Verstärkung sozialer Ungleichheit bei den „locals“, die bereits jetzt unter gesellschaftlichen Modernisierungsfolgen besonders zu leiden haben, und in Idealisierungen bei den „cosmopolitans“. Ferner bedeutet eine neue Saar-Lor-Lux-Identität einerseits die Überwindung vorhandener Grenzen, andererseits aber auch die Gefahr der Ausgrenzung anderer Nachbarn. Wollen Medien in den Vorgang der Identitätsveränderung eingreifen, so müssen sie vorhandene Motiven und Identitätsmuster berücksichtigen.

Auf der Suche nach Symbolen

Nun wird es mit der neuen Identität ja nicht so gehalten wie mit dem Euro: Ab dem 1. Januar 2002 müssen die Saarländer ihre saarländische gegen die neue Saar-Lor-Lux-Identität umtauschen. Solche erzwungenen Identitätswechsel haben bekanntlich nie auf Dauer funktioniert. Was vermutlich geschehen wird, ist eine allmähliche Anreicherung und Erweiterung vorhandener Identitätsmuster um nachbarschaftliche Komponenten. Ein solches neues regionales Selbstkonzept wird vor allem auf der Grundlage relevanter Lebensgrundfunktionen (Jarren 1986) wie Arbeiten, Einkaufen, Entspannen oder Unterhalten entstehen, wobei allgemein konkrete Erfahrungen und emotionale Bewertungen in diesem Zusammenhang wichtiger sind als mediale Berichterstattung und sachliche Informationen.

Gleichwohl können Medien in diesem Geflecht verstärkende Funktionen wahrnehmen, wobei die spezifischen Besonderheiten von audiovisuellen Medien und von Printmedien zu berücksichtigen sind. Eine hier gegenwärtig noch unterschätzte Möglichkeit der medialen Unterstützung dieser

Veränderungsprozesse besteht in der Schaffung neuer regionaler Symbole, die – als kulturelle Selbstdeutungssysteme – gewissermaßen zu Ikonen der Region werden könnten. Da es (bisher) keine Saar-Lor-Lux-Fahne, keine Regionallhymne und kein gemeinsames Wappen gibt, müssen es vermutlich Personen und Dinge sein. In ihnen sollte auf der Basis emotionaler und ästhetischer Anmutungsqualitäten die jahrhundertlange gemeinsame Geschichte wie die angestrebte Zukunft der Region zum Ausdruck kommen. Karl der Große, Elisabeth von Nassau-Saarbrücken oder Robert Schumann wären in diesem Zusammenhang als Beispiele zu diskutieren. Die Umbenennung der Musikfestspiele Saar in Musikfestspiele Saar-Lor-Lux und vielleicht, eines Tages, die Schaffung einer gemeinsamen Saar-Lor-Lux-Universität wären andere Möglichkeiten. Vielleicht können aber auch ganz profane Dinge wie die Sonderedition eines „Saar-Lor-Lux-SMART“, eine aus der Saarbahn hervorgehende Saar-Lor-Lux-Bahn oder die Saar-Lor-Lux-Briefmarke identitätsfördernd wirken. Auf diesem Wege könnte es gehen, eine bodenständige, wohl noch immer irritierbare saarländische Identität langsam um Elemente einer überregionalen Saar-Lor-Lux-Identität anzureichern.

Literarisch ist dieses Problem bereits in dem 1939 erschienenen historischen Roman von Johannes Kirschweg *Der Neffe des Marschalls* angesprochen worden. Darin läßt der Autor jenen erfundenen Peter Ney die saarländische Mentalität wie folgt beschreiben: „Wir gehören alle nicht zur Rasse der Eroberer. Eroberer haben etwas von Meerfahrern an sich, und wir, wir sind so weit von allen Meeren entfernt, wir haben die Nied und die Blies und die Prims und haben schließlich auch die Saar und ein kleines bißchen auch noch die Mosel, aber das sind alles wirkliche Heimatflüsse und Flüßlein. Sie geleiten nirgends ... in die weite gefährliche Welt ... Wir sind keine Rasse von Eroberern. Wir sind eine Rasse von inbrünstigen Daheimbleibern.“ Abgesehen davon, daß diese Charakterisierung im Jahr 1939 außerordentlich mutig war, mag hinsichtlich der Frage einer neuen Identität trösten, daß auch der Neffe des Marschalls, jener frühe „local“, gelegentlich Visionen von einer größeren Region hatte: „Dieser ver-

schrobene Neffe, der mit Wehmut an die große Zeit des Korse zurückdachte wie der berühmte Grenadier Heinrich Heines, hatte merkwürdige Visionen, wenn der Westwind sich zum Sturm auf-

blähte. Dann glaubte er, die Hengste des alten Zwischenreiches Lothringen wiehern und durch die Nacht galoppieren zu hören“ (zit. nach Scholdt o.J., S. 87).

Literatur

- Downs, R.M. & Stea, D. (1982): *Kognitive Karten: Die Welt in unseren Köpfen*, New York: Harper & Row.
- Geiger-Jaillet, A. (1995): *Saar-Lor-Lux. Versuch einer linguistisch-interkulturellen Analyse*, Saarbrücken, unveröff. Diss. an der Philosophischen Fakultät der Universität des Saarlandes.
- Jarren, O. (1986): *Kommunikationsraumanalyse – ein Beitrag zur empirischen Kommunikationsforschung?*, in: Rundfunk und Fernsehen 34(3), 310-330.
- Krewer, B. (1984): *Das Saarland war zumeist Objekt der Geschichte. Zur Identität des Saarländers*, in: Der Bürger im Staat 34(3), 178-186.
- Krewer, B. (1992): *Kulturelle Identität und menschliche Selbsterforschung*, Sozialwissenschaftliche Studien zu internationalen Problemen, Bd. 170, Saarbrücken: Breitenbach.
- Kruse, L., Graumann, C.F., Lantermann, E.D. (Hrsg.) (1990): *Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen*, München: PVU.
- Kunczik, M. (1989): *Public Relations für Staaten. Die Imagepflege von Nationen als Aspekt der internationalen Kommunikation: Zum Forschungsstand*, in: M. Kaase & W. Schulz (Hrsg.): *Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde*, KZfSS, Sonderheft 30, 164-184.
- MEFIS – Medienpsychologisches Forschungsinstitut Saarland e.V. (1997): *Radio an der Grenze. Ein Vergleich der grenzüberschreitenden Programmleistungen von Radio Salü, mit Radio Melodie und Studio 1*, Saarbrücken, unveröff. Forschungsbericht.
- Merton, R.K. (1949): *Patterns of influence*, in P.F. Lazarsfeld & F.N. Stanton (eds.): *Communication research 1948-49*, New York: Harper, 180-219.
- Meyrowitz, J. (1985): *No sense of place*, New York: OUP.
- Miller, R. (1990): *Territorialität*, in: L. Kruse, C.F. Graumann, E.D. Lantermann (Hrsg.): a.a.O., 333-338.
- Noelle-Neumann, E. (1994): *Wirkung der Massenmedien auf die Meinungsbildung*, in E. Noelle-Neumann, W. Schulz & J. blähte. Dann glaubte er, die Hengste des alten Zwischenreiches Lothringen wiehern und durch die Nacht galoppieren zu hören“ (zit. nach Scholdt o.J., S. 87).
- Wilke (Hrsg.): *Fischer Lexikon Publizistik Massenkommunikation*, Frankfurt, 518-571.
- Riedel, H. (1994): *Wahrnehmung von Grenzen und Grenzräumen; Arbeiten aus dem geographischen Institut der Universität des Saarlandes Nr. 41*, Saarbrücken.
- Schilling, H. & Ploch, B. (1995): *Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft*, Schriftenreihe des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Mainz, Band 50, Frankfurt.
- Schmidt, R.H. (1978): *Grenzüberschreitende Publizistik in Rundfunk, Tagespresse und Zeitschriften der Großregion Saarland-Westpfalz-Lothringen-Luxemburg-Trier. Spiegel und Motor der Zusammenarbeit*, Schriftenreihe Zusammenarbeit in europäischen Grenzregionen, Band 1, Darmstadt.
- Schmitz, D. (1990): *Saarländer*, in: Saarbrücker Hefte 63, 5-8.
- Schneider, G. (1990): *Umweltrepräsentation: Problembereiche*, in: L. Kruse, C.F. Graumann, E.D. Lantermann (Hrsg.): a.a.O. 263-267.
- Schneider, K. (1997): *Regionalprogramm und Regionalbewußtsein. Eine empirische Pilotstudie über den Einfluß des Fernseh-regionalprogramms des Saarländischen Rundfunks auf das Regionalbewußtsein saarländischer Rezipienten*, unveröff. Diplomarbeit in der Fachrichtung Psychologie, Saarbrücken.
- Scholdt, G. (o.J.): *Grenze und Region. Literatur und Literaturgeschichte im Grenzraum Saarland-Lothringen-Luxemburg-Elsaß seit 1871*, Blieskastel, Gollenstein.
- Schütz, A. (1971): *Gesammelte Aufsätze I: Das Problem der sozialen Wirklichkeit*, Den Haag: Nijhoff.
- Schütz, A. (1992): *Selbstdarstellung von Politikern. Analyse von Wahlkampfauftritten*, Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Winterhoff-Spurk, P. (1989): *Fernsehen und Weltwissen. Der Einfluß von Medien auf Zeit-, Raum- und Personenschemata*, Opladen: WDV.

Le carreau – un nouveau théâtre

Ein Gespräch mit Sylvie Hamard,
Attachée aux relations avec le public

SAARBRÜCKER HEFTE: Ein Jahr ist vorbei. Was ist noch neu am Carreau?

SYLVIE HAMARD: Das Carreau heißt aus mehreren Gründen „neues Theater“. Es sollte zunächst einmal klar gemacht werden, daß es nicht um eine Fortführung des früheren Forbacher Theaters (*Action Culturelle du Bassin Houiller Lorrain*), das nach 20 Jahren praktisch pleite war, ging, sondern um ein wirklich neues Projekt. Das mußte unserem Publikum erst einmal bewußt werden, das Carreau war etwas neues, das mußte man erstmal schlucken. Neu im Carreau ist aber auch die Art, wie hier Theater gemacht wird, zumindest in unserer Region.

Zum Beispiel?

Anstatt das Publikum immer zu uns in den Theatersaal kommen zu lassen, gehen wir mit unseren Stücken zum Publikum hin, zum Beispiel in soziale Brennpunkte und in die Dörfer. Neu ist auch die Intensivierung der Kooperation mit der saarländischen Kulturszene. Außerdem sind die Inszenierungen im Carreau durchweg zeitgenössische Produktionen.

In Deutschland sind die Finanzquellen für neue Kulturprojekte praktisch versiegt, fünf Kilometer jenseits der Grenze wird ein neues Theater gegründet, und das, nachdem im gleichen Ort erst ein Zentrum für Neue Musik gegründet wurde. Wie kommt es zu diesen Wundern?

Das liegt sicherlich auch daran, daß wir billiger sind als deutsche Theater: wir haben keine eigene „Truppe“, sondern immer nur Gastspiele. Es gibt in Frankreich übrigens nur noch fünf théâtres nationaux mit eigener Truppe. Wir haben vom Kulturministerium in Paris den Titel „scène nationale“ bekommen, das heißt daß wir für das Geld, was wir aus Paris bekommen, drei Bereiche abdecken müssen: zeitgenössisches Theater, klassische Musik und modernen Tanz.

Gastspiele einkaufen kostet aber auch Geld. Und warum ist die Wahl des Standorts einer „scène nationale“ ausgerechnet auf Forbach gefallen?

Dazu ist zu sagen, daß wir unser Geld lieber für die Stücke und das Programm ausgeben, als für die Verwaltung. Übrigens ist das Carreau die scène nationale, die in Frankreich anteilig am wenigsten Geld für Verwaltung ausgibt. Warum gerade in Forbach? Die nächste scène nationale ist erst in Bar-le-Duc, und die Nähe zu Deutschland begünstigt die Möglichkeit der vom Kulturministerium auch gewollten Zusammenarbeit im Theaterbereich.

Was bedeutet denn Zusammenarbeit genau? Werbung in Deutschland für französisches Theater machen?

Das bestimmt auch, 20 Prozent unserer Abonnenten kommen aus dem Saarland, die meisten allerdings für den Musikbereich. Dieser „Publikumsaustausch“ läuft übrigens in beide Richtungen, institutionalisiert haben wir ihn bei *Perspectives*. Dort gibt es auch eine eigene Produktion aus Interreg-Mitteln, die *Grenzstationen*. Dieses Jahr hat die Gruppe *Kubilai Khan Investigations* nach Treffen mit französischen und deutschen Bergleuten und einer Fahrt unter Tage mit Amateurtänzern und -schauspielern aus der Region ein Tanzstück kreiert, das auf den Erinnerungen der Bergleute der beiden Länder beruht. Diese Gruppe von vier jungen Künstlern hat übrigens innerhalb weniger Monate internationale Anerkennung gefunden. Ihr erstes Stück *Wagon Zeck* wurde im Mai auch als zweiter Teil des Projektes *Grenzstationen – Stations Frontières* in Petite Rosselle aufgeführt.

Wir sind außerdem beim Festival *Schichtwechsel* in Völklingen mit dabei, bieten ein französisches Theater-Abo in Saarlouis an und ein spezielles Abo an der Volkshochschule für die Französischkurse, umrahmt von einem speziellen Kurs zur Einführung in die Stücke.

Wie ist das Echo auf diese Angebote?

Am Anfang war das Publikumsinteresse auf deutscher Seite noch sehr gering. Es ist ein Bewußtseinsprozeß, der stattfinden muß. Wenn die Leute jetzt in dieser Saison zum zweiten Mal auf bestimmte Angebote aufmerksam gemacht werden, entscheiden sich einige mehr, doch mal hinzugehen. Die Leute müssen sich durch unsere ständige Präsenz daran gewöhnen, daß es uns gibt. Ähnlich war es am Anfang auch in Frankreich. Doch wir konnten schon im ersten Jahr unsere gesteckten Ziele weit überschreiten, Ende 1997 hatten wir 789 Abonnenten, inzwischen sind es 1020.

Trotzdem ist das Niveau der Stücke doch teilweise sehr hoch, zu hoch vielleicht sogar?

Wir wollen mit unseren Stücken unser Publikum bestimmt fordern, aber nicht überfordern. Wir sind auf jeden Fall nicht ein Boulevardtheater, dafür gibt es andere Adressen. Stattdessen möchten wir uns mit unserem Publikum entwickeln. Aber das *Carreau* ist sicherlich kein Theater für die Elite, unser Publikum ist in der Tat sehr gemischt.

Wer und was bestimmt denn die Auswahl der Stücke?

Letztendlich entscheidet unser Direktor, Laurent Brunner, über die Auswahl der Stücke. Wir fahren sehr viel herum in Frankreich, schauen uns Inszenierungen an und suchen aus, was nach unserem Gefühl zum *Carreau* und seinem Publikum passen könnte. Wir versuchen einmal, Themen zu finden, die etwas mit der Lebensrealität unserer Region zu tun haben, wo die Leute von hier ihren eigenen Lebensentwürfen begegnen oder diese in Frage gestellt sehen, zum Beispiel in *Les éléments moins performants* – *Die Minderleister* im letzten Jahr, ein Stück von Turrini, das übrigens zum Teil eine Eigenproduktion von uns war. Außerdem suchen wir Stücke von deutschen Dramaturgen auf französisch. Nächste Saison wird es erstmals im *Carreau* ein Stück auf deutsch geben, eine Berliner Inszenierung.

Das Carreau hat ja nicht nur das Centre d'action culturelle in Forbach als Stätte seines Wirkens, wo passiert hier noch Theater?

Wir bieten für Jugendliche in sozialen Brennpunkten besondere Stücke vor Ort an, machen an den Schulen in diesen schwierigen, „heißen“ Vierteln Theaterworkshops, spielen in kleinen Dorfstaurants oder zum Beispiel auch in Privatwohnungen.

In Privatwohnungen?

Ja, letzten Sommer haben wir die Idee gehabt, Leuten anzubieten, bei ihnen im Wohnzimmer vor ca. 10-15 Zuschauern zu spielen, unter der Bedingung, daß sie ein einfaches Buffet vorbereiten, wo hinterher alle zusammen essen können. Wir wählten ein Einmannstück aus, *Der Traum eines lächerlichen Menschen* von Dostojewskij und es wurde ein Riesenerfolg. Die Telefone klingelten heiß bei uns und wir mußten viele aufs nächste Mal vertrösten. Es war sehr anstrengend, jeden Abend irgendwo anders zu spielen, aber besonders der enge Kontakt mit dem Publikum, in diesem Fall ein privilegierter Kontakt, hat alle beeindruckt. Eine Neuauflage dieser Aktion ist für September / Oktober 1998 und dann wieder für März / April 1999 geplant.

Diese Dezentralisation der Spielstätten ist aber nicht nur Programm, sondern auch Verpflichtung gegenüber Ihren Geldgebern, richtig?

Ja, zu unseren Verpflichtungen gegenüber dem *Syndicat Intercommunal*, einem unserer Träger, gehören Aufführungen in den umliegenden Gemeinden. Dort spielen wir in kleinen Restaurants und Dorfsälen, was letztes Jahr sehr gut angenommen wurde. Wenn wir zwei Abende hintereinander spielten, hatte sich das spätestens zum zweiten Abend überall herumgesprochen und es war brechend voll.

Außerdem gehen wir in die sozialen Brennpunkte, in schwierige Viertel, um für Jugendliche Theater anzubieten, das etwas mit ihnen zu tun hat, von dem sie sich einfangen lassen. Dabei gleiten dramatische Darstellungen der „vie en banlieue“, des Lebens in diesen Vierteln, leider leicht in Voyeurismus ab, was wir aber zum Beispiel mit *un pur moment de rock'n'roll* hoffentlich vermieden haben. Letztes Jahr gab es allerdings einmal auch ein bißchen Ärger bei einer Vorstellung. Insgesamt wird dieses Programm aber recht gut angenommen, wir haben einige Abos „Public plus“, das heißt zum Sozialtarif. Auch die Workshops in den Schulen sind erfolgreich. Diese Arbeit gibt uns das Gefühl, durch Theater wirklich etwas bewegen zu können, indem wir die Jugendlichen damit erreichen.

Unter „Carreau“ findet man ja einiges im Wörterbuch. Neben Unterleibsschwindsucht, Vierkantfeile, Storchschnabel und Einbruchswerkzeug steht dort, daß „rester sur le carreau“ so viel wie auf der Strecke bleiben heißt. Was tut Ihr, um in Zukunft nicht auf der Strecke zu bleiben?

Es ist richtig, daß die Kulturmittel auch in Frankreich gekürzt wurden und daß sich das Kulturministerium etwas beschwert, daß wir unsere Stücke zu billig anbieten. Wir werden in diesem Jahr etwas weniger Aufführungen haben als im letzten, da das einfach viel zu viel war und uns keine Zeit zum Luftholen ließ. Ansonsten sehen wir aber auch angesichts unseres unerwarteten Erfolges im Abobereich optimistisch in die Zukunft.

Für die SAARBRÜCKER HEFTE sprach Jan Freigang mit Sylvie Hamard.

Zwei Häuser unter einem Dach

Servais-Haus: „Letzebuerger Literaturarchiv“ und „Centre national de littérature“ (CNL)

Von Herbert Temmes



Ein schönes Haus für die Literatur kann auch allzuleicht ihre pompöse Grabstätte werden oder aber so erhaben erscheinen, daß es über seinen Zweck dominiert: Im ersten Fall droht sich der Staub nicht nur auf das Archivierte zu legen, sondern auch auf die Gedanken, die darum kreisen. Wenige fühlen sich dann noch davon angezogen, das so doppelt Konservierte vom Signum des Historischen zu befreien. Im zweiten Fall verblassen die Gegenstände und werden vom ästhetischen Reiz des Gebäudes absorbiert. Zumindest für die noch zu habende Broschüre zur Eröffnung des CNL gilt dieses: Da wird nach einer knapp gehaltenen Vorbemerkung über die Aufgaben und Zwecke des Servais-Hauses für die Luxemburger Literatur und ihre Autoren seitenlang auf die Tradition und Bedeutung des Gebäudes und seiner Erbauer und Erben eingegangen, so daß der Eindruck entsteht, es sei hier weit eher ein Stück luxemburgischer Nationalgeschichte in den Blick genommen worden als die noch offene, eben erst mit der Eröffnung beginnende Geschichte von Haus und Litera-

tur. Der von Germaine Goetzinger, der Leiterin des CNL, geäußerte Gedanke, die Schwellenangst müsse erst einmal überwunden werden, ist mir beim Betreten des Servais-Hauses verständlich geworden. Er gilt für die luxemburgischen Autoren, die dem CNL ihre Nachlässe zukommen lassen können (und sollen), aber er stimmt auch für den Besucher.

1995 eröffnet, und damals noch dem luxemburgischen Nationalarchiv an- und untergliedert, hat das CNL in der Zwischenzeit Eigenständigkeit erlangt und ist dem Kulturministerium direkt unterstellt. Mit einem geplanten Gesetzesvorhaben soll sein Status dem anderer luxemburgischer Kulturinstitute gleichgestellt werden. Dem Doppelnamen entspricht auch die doppelte Aufgabenzuweisung: Einerseits Archiv für die luxemburgische Literatur, andererseits Literaturzentrum, und das soll vor allem heißen: Bezug zur gegenwärtigen luxemburgischen Literatur. Diese Funktionen bedeuten für die insgesamt vier festangestellten und drei vom

Ministerium abgeordneten Mitarbeiter/innen einen erhöhten Arbeitsaufwand, aber sie ermöglichen auch, den Brückenschlag zwischen dem, was an luxemburgischer Literatur einst zustandekam und dem, was in der Gegenwart geschieht, gelingen zu lassen. Damit könnte der eingangs geschilderten, drohenden Situation eines rein musealen Charakters des CNL entgangen und das Servais-Haus ein Kulturinstitut werden, das diesen Namen verdient.

CENTRE NATIONAL DE LITTÉRATURE

2, rue Emmanuel Servais

L-7565 Mersch

Wegbeschreibung:

Für saarländische Besucher führt die Anreise über die bis Borg ausgebaute A8 und den Grenzübergang bei Nennig in Richtung Luxemburg-Stadt. Dort gilt es, den Weg (E 421/N7) in Richtung Ettelbruck zu finden, der direkt über Mersch führt.

Für InternetSurfer:

<http://www.etat.lu/CNL>

Das Servais-Haus, so benannt nach dem Familiennamen seiner Erbauer, ist wissenschaftlichen, pädagogischen und kulturellen Zwecken gewidmet. Es verfügt über eine Bibliothek mit einem Bestand von ungefähr 12.000 Büchern. Sie ist vor allem auf luxemburgische Titel spezialisiert. Die unterschiedliche Aufgabenstellung des CNL bringt auch unterschiedliche Dienstleistungen mit sich. Mit der Archivierung verbunden ist die Aufbereitung des Gesammelten für die Forschung und für die Öffentlichkeit. Dazu gehört beispielsweise die *Nei Letzebuurger Bibliothéik*, eine Edition von Texten luxemburgischer Autoren des 19. und 20. Jahrhunderts, die in aufwendiger Gestaltung bisher vor allem ältere Werke wieder zugänglich gemacht hat.

Daneben hat das CNL erstmals im vergangenen Winter damit begonnen, eine eigene Ausstellung zu organisieren. Im Frühsommer ist diese Arbeit fortgesetzt worden, indem im CNL in Zusammenarbeit mit der Thomas-Mann-Bibliothek in Luxemburg die Ausstellung „Verbotene Liebe“ zum *Doktor Faustus* von Thomas Mann zu sehen war. Mit der ersten selbständig organisierten Ausstellung zeigten sich aber auch die Schwierigkeiten

des Spagats von Literaturarchiv und -zentrum. Aufgrund seiner überwiegenden Ausrichtung liegen die Öffnungszeiten des CNL an Werktagen zu den üblichen Bürostunden. Dies reicht sicherlich für Forscher und Autoren aus, ja selbst noch für anreisende Schulklassen, welche die Ausstellung besuchen wollten. Wer aber als Besucher auf das Wochenende angewiesen ist, der hatte es bei den Ausstellungen allein dem persönlichen Einsatz der Mitarbeiter zu verdanken, daß sie an vier Sonntagen geöffnet waren. Hier ist sicherlich von Seiten des Ministeriums Abhilfe zu schaffen, wenn im Hinblick auf kommende Ausstellungen auch ein Publikum von jenseits der Grenze Luxemburgs in größerem Umfang angesprochen werden soll.

Als „Centre“ der gegenwärtigen luxemburgischen Literatur finden dort mehrmals im Jahr Lesungen von zeitgenössischen Autoren statt, die in Zusammenarbeit mit anderen Institutionen auch in weiteren Städten des Landes durchgeführt werden. Außerdem wurden im CNL die Preise des *Concours Littéraire* verliehen. Im Dezember wird dort die Preisverleihung für einen neuen luxemburger Literaturpreis stattfinden. Dieser Preis zeichnet sich dadurch aus, daß nur mehrsprachige Texte eingereicht werden können, die in den derzeit in Luxemburg gesprochenen Sprachen geschrieben sind. Die Texte müssen zu verstehen sein, ohne daß die Leser Kenntnisse aller darin vorkommenden Sprachen benötigen. Eine Jury unter dem Vorsitz von Anise Koltz, der diesjährigen Preisträgerin des *Prix apollinaire*, wird unter den Einsendungen zehn Texte auswählen, die in öffentlicher Lesung vorzutragen sind. Das bei der Abschlußveranstaltung anwesende Publikum entscheidet über die Preisvergabe.

Die Vorarbeiten für die im nächsten Jahr zu eröffnende Ausstellung über die luxemburgisch-deutschen Kulturbeziehungen sind angelaufen. Diese Ausstellung ist als Wanderausstellung konzipiert. Für den „großen“ Nachbarn wird es nicht wenig von Interesse sein, wie ihn sein „kleiner“ Nachbar über Jahre hinweg unter dem Aspekt der kulturellen Beziehungen erlebt und betrachtet hat.

Vorarbeiten zu einem Roman

von Wolfgang Stauch

Ich ging in das Café, in das Café *Café*, in dem Elvira Hanowsky gestern auf mich gewartet hatte, von dem sie zumindest behauptete, heute morgen, als ich sie anrief, als ich sie aus dem Bett klingelte, als ich sie per telefonischem Klingelzeichen anschrie, als sie sich verschlafen meldete mit der traumhaft sicher formulierten Frage *was denn los sei*. Ich sei los. Sagte ich ruhig und nannte vorsichtshalber meinen Namen: Robert Trenz, sie kenne mich. Sie sei nicht gekommen, erschienen, aufgetaucht, zur verabredeten Zeit. Wundgesessen hätte ich mich fast, fast den Hals verrenkt hätte ich mir, vor lauter Umsehen, ob sie nicht von der anderen Seite komme, ob sie nicht von links komme, während ich nach rechts geschaut habe, ob sie nicht von rechts komme, während ich nach links geschaut habe, geschaut habe, daß ich ja keinen Augenblick von ihr verpasse, ob sie nicht von hinten oder von vorne komme, sogar nach oben hätte ich von Zeit zu Zeit geschaut und nach unten, ob nicht etwa die Erde aufbreche oder sie aus allen, zugegebenermaßen nicht präsenten Wolken falle, ob sie nicht *im Café* sitze, durch die Hintertür gekommen sei, während ich draußen, vor der Vordertür, wie jeder Mensch bei diesem Wetter, warte, alleine warte, warte und mich von jedem anschauen, angaffen lassen muß, von jedem beleidigen lassen muß, *ist wohl nicht gekommen, hat Dich wohl versetzt, hatte wahrscheinlich was besseres vor, hätte ich auch*, während ich Tode gestorben sei, mehr als einen und weniger als tausend, noch nicht einmal, mangels Vorhandensein, zur Verteidigung ein Buch, eine Zeitschrift durchblättern habe können, fragst Du, was los ist. *Langsam*. Sagt sie und wird wach dabei. *Ich habe auf Dich gewartet. Im Café Café, in diesem Café mit diesem albernen Namen, alleine an einem Tisch. Auf einem Stuhl*. Wir wollten uns nicht im *Café* treffen. Sage ich ruhig und hoffe, sie meine es ernst, hoffe, es handele sich um ein Mißverständnis und nicht um vorsätzliches Versetzen. *Nicht im Café*. Sagt sie leise. *Und ich dachte schon, Du hättest mich vergessen*. Nein. Sage ich. Nicht vergessen. Niemals vergessen.

Ich sitze im Hinterhof im *Café*, sitze auf dem Stuhl, auf dem sie gestern gesessen hat, ich stelle mir vor, wir sitzen beide auf dem Stuhl, stelle mir vor, sie habe etwas zurückgelassen, stelle mir vor, sie habe wirklich auf mich gewartet, stelle mir den Kellner, über sie befragt, vor, vor mir und Hände hinter dem Rücken verschränkt, *tut mir leid, verehrter Herr, aber wir haben gestern leider geschlossen, gestern niemals geöffnet, keine Gäste gestern, niemals Gäste gestern*, sitze auf dem Stuhl, von dem ich überzeugt bin, sie habe darauf gesessen, eine Überzeugung, die nicht länger als einen Kaffee andauert, die ich nicht länger als einen Kaffee und zwei Zigaretten aufrecht erhalten kann. Ich stehe auf, prüfe den Stuhl, schaue mich um mit dem Blick, der sagt, der Stuhl ist nicht in Ordnung, ein unbequemer Stuhl, setze mich auf einen zweiten, identischen Stuhl am gleichen Tisch, mache einen zufriedenen Eindruck mit einem neuen Kaffee, dampfend, trotz der Hitze, zwischen den Lippen befestigter, rau-

ROBERT TRENZ BERICHTET davon, wie er
einmal vor Jahren, wie er dachte absichtlich,
von Elvira Hanowsky, seiner heutigen
Geliebten, versetzt wurde.

chender Zigarette und vor der Brust verschränkten Armen, das ist ihr Stuhl, so schaue ich, wir sitzen zu zweit auf dem Stuhl, von dem ich nun überzeugt bin, dies sei der Stuhl, auf dem sie mich gestern vergeblich erwartete, dies sei ihr Stuhl, sie sei gewissermaßen der Stuhl selbst, und die doppelte Bedeutung des Wortes für das Ding, auf dem ich sitze, läßt mich beinahe die Fassung verlieren, nehme die Arme von der Brust und streichele den Stuhl, liebe ihn mit allem, was meine Hände zu leisten in der Lage sind, meine Fingerkuppen, spanne meine Gesäßmuskeln an und lasse wieder locker, wippe so ein wenig und weiß plötzlich, daß dies nicht der Stuhl sein kann, auf dem sie mich gestern womöglich vergeblich erwartete, gehe zum Ausschank, bestelle einen dritten Kaffee und sitze danach, wie zufällig, auf dem dritten und letzten Stuhl am Tisch, betrachte den Tisch genauer, sehe, wie sie ihre Ellbogen dort aufstützt, ihr Kinn in die Hände legt und sich mit vorsichtigem Augenaufschlag erkundigt, ob ich inzwischen angekommen sei, ich nehme das Kinn aus den Händen, die Ellbogen vom Tisch, betrachte den Tisch noch genauer, stelle fest, daß dies nicht ihr Tisch gewesen sein kann, drücke auf die Stelle des Bauches, unter der sich die Blase befindet, die anderen Gäste unter den Sonnenschirmen unterhalten sich ausgelassen, als bemerkten sie mich gar nicht, fünf zähle ich und rechne zwei Kinder, Zwillinge, nicht mit, die sich lautstark durch Tisch- und Stuhlgassen verfolgen, fünf Tische, fünfzehn Stühle, nehme die Treppe, die in den Keller und zu den Toiletten führt, warte dort einen Moment, stehe mit Händen in Hosentaschen, spüle ab, womit ich zu erkennen gebe, daß mein Geschäft erfolgreich und erledigt sei, nehme die Treppe, die aus dem Keller führt, setze mich wie zufällig an einen anderen Tisch, sitze nun auf ihrem Stuhl, reibe meinen Rücken an ihrem Bauch, sitze, meine Zigarettenpackung fiel vom Tisch, ein willkommener Anlaß, kurz aufzustehen, auf dem zweiten Stuhl, wahrscheinlich wartete sie gestern, als sie darauf und auf nichtvorhandenen glühenden Kohlen saß, herzklopfend schweißgebadet auf mich, verbrennend, womöglich, grüße, indem ich aufstehe und per Arm, dazugehöriger Hand und einem Namen, der mir gerade in den Sinn kam, einen Bekannten, der schnell wieder verschwindet, sitze nun endgültig auf ihrem, auf dem dritten Stuhl des Tisches, drücke mich fest in die Lehne, in sie hinein und fahre mit der rechten Ferse an einem ihrer Stuhlbeine auf und ab, während ich den Kaffee verschütte, was mich zwingt, einmal mehr den Tisch zu wechseln, den dritten freien Tisch aufzusuchen, ein Stechen im Kreuz, ich schiebe es der Rückenlehne in die Schuhe, läßt mich den zweiten Stuhl des dritten Tisches prüfen, einen vierten Kaffee trinken und einen fünften bestellen, höflich am Ausschank, nicht der Tag, um den Kellner gegen sich zu haben, ihr Parfum weht mir in die Nase, ich schabe es mit den Fingernägeln von der Stuhllehne des dritten Stuhls des dritten Tisches, stelle fest, daß meine Zigaretten zur Neige gehen, worauf ich die halbvolle Packung zerknülle wie Raimund Harmstorf rohe Kartoffeln, die, wie man inzwischen weiß, gekocht waren, sie achtlos über den Rücken werfe und das halbleere, halbvolle, wie man es sieht, Weizenbiertglas eines am vierten Tisch sitzenden Gastes treffe, das aus dem Gleichgewicht gerät und die dazugehörige Hose benäßt, der Mann schimpft mich einen Idioten, ich widerspreche nicht, er nimmt seine Frau an der Hand und geht davon aus, daß ich seine Rechnung begleiche, ich verbeuge mich knapp, die beiden eineiigen Kinder reagieren auf ihre Namen, *Max*, *Moritz*, ohne Kommentar, und stehen dem feuchten Gast und dessen hagerer Frau, sie wirft kaum einen Schatten,

kaum ausreichend Platz für Zwillinge, zur Seite, der vierte Tisch, ihr Tisch, wird frei, ich lasse mich erschöpft auf einen dortigen Stuhl fallen und spüre nach dem Fallenlassen, im gleichen Augenblick fast, daß es sich bei diesem Stuhl um den biernassen Stuhl handelt, während der zweite Stuhl eine angenehme Trockenheit, eine trotz Hitze wohltuende Wärme vorweist, die nur sie hinterlassen haben kann, ich rauche eine verbeulte Zigarette, eine zweite und fühle mich erstmals heimisch in einem Stuhl, bevor mir die Sonne so arg ins Gesicht scheint, daß ich den gegenüberliegenden, vom Sonnenschirm geschützten Stuhl vorübergehend besetze, ihr rechtes Bein über das linke schlage und danach das linke über das rechte, mit gespreizten Fingern und übereinandergeschlagenen Beinen durch die Haare fahre, zu spät bemerke, wie der ohne Ankündigung aufgekommene warme Wind eins ihrer Haare, das sie gestern vergessen hat, blond und kurz vom Tisch weht, ich aufspringe, ihrem Haar hinterher-springe, und, als sei mir ein millionenschwerer Scheck entflohen, auf den fünften Tisch zufliege, mehrere Runden darum drehe, ihr Haar, das vor mir seine Runden dreht, mit nach vorne ausgestreckten Armen, ein seines Netzes verlustig gegangener Schmetterlingsjäger, verfolge, die drei übriggebliebenen Gäste sich noch immer weigern, mich zu bemerken und schließlich, ohne es zu zeigen, kopfschüttelnd, den Ort einstiger Ruhe verlassen und in der Eile zu zahlen vergessen.

Leute gibt es, bemerkt der Kellner.

Elvira Hanowskys Haar fällt einer unerwarteten Thermik in die Hände und fliegt der Sonne zu, während ich mich, von der Anstrengung erschöpft, auf ihrem Stuhl niederlasse, dem ersten an Tisch fünf, außer Atem empfängt er mich wie eine sehnstüchtige Liebhaberin mit ausgebreiteten Armen, während der zweite Stuhl des fünften Tisches, ohne Zweifel ihr Stuhl, ungeduldig mit den Füßen scharrt, er muß es nicht lange tun, ich verstehe, was er mir sagen will, eile ihm zu und sitze fest in ihrem Schoß, überlege, alle fünfzehn Stühle, weiße, leichte Kunststoffstühle, wie sie von Garten-, Straßen- und Hinterhofwirten für ihre Zwecke verwendet werden, aufeinander zu stapeln, an ihnen emporzuklettern, an ihnen zu hängen und sie zu umarmen, mich an sie zu klammern, meine Beine um sie zu schlingen, und zuletzt obenauf zu sitzen wie ein König auf seinem wackligen Thron, den fünfzehnten Stuhl, ihr Stuhl, das steht außer Frage, auf dem sie noch immer sitzt, von dem aus sie mich anblinzelt, mit den Augen gegen die Sonne flackert, den sie seit gestern besetzt hält, verschone ich, lasse ich unberührt, ich möchte vor ihr, während sie ihre vier Beine spreizt, unter ihren flackernden Augen, den Eindruck von Aufdringlichkeit vermeiden, möchte nicht abweisend und nicht wie von Sinnen wirken, bezahle den einen oder anderen Kaffee, die nicht harmlose Rechnung des Mannes der schattenlosen Mutter der beiden eineiigen Kinder, schaue mich noch einmal um, schaue auf das *Beehren Sie uns bald wieder* des mit ordentlichem Trinkgeld bedachten Kellners, werfe ihr einen ausgewählten Blick zu und verlasse langsam, ohne Aufsehen zu erregen, das Café Café, den Hinterhof, in dem sie alleine zurückbleibt, auf ihrem Stuhl, dem fünfzehnten, sitzt, ungeduldig, sehnstüchtig, herzklopfend, mit offenen Armen, scharrenden Füßen, flackernden Augen und bis morgen auf mich warten wird. Ich werde ihr einen Besuch abstatten, worauf ich mich freue wie ein König.

Seit 1946 leite ich dieses Büro. 1946 hatte ich niemanden zu leiten. Ich arbeitete vier Jahre unter meiner Leitung und immer hart. Inzwischen sind wir vierzehn geworden. Sekretärinnen und Kaufmänner. Ingenieure und Zeichner. Ich leite sie, obwohl ich, ohne Ausbildung, der Buchhalter bin. Ich verstehe mein Handwerk. Hartmann, sprach mich Friedrich Kurz, Blochs Vorgänger, damals an. Sie verstehen Ihr

JOSEPH HARTMANN, der Leiter des Blochschen,
einst Kurzschen Büros, STELLT SICH VOR
und verrät, wie seit 1946 der Tag anfängt.

Handwerk! Sie gefallen mir! Arbeiten Sie für mich! Ich kam gerade aus der Schweiz. Auf dem Rückweg hatte ich mir eine verschlissene Uniform besorgt. Ja! sagte ich. Damit war alles gesagt. Seit diesem Tag, dem 8. Juli 1946, einem Montag, an dem es überraschend regnete und ich mit meinem nassen

Bündel über der Schulter meiner nassen Uniform aus französischer Gefangenschaft zurückkehrte, halte ich die Fäden in der Hand, in meinen Becher hatte ich meine Initialen geritzt.

Schön, daß Du wieder da bist, mein Junge. Begrüßte mich meine Mutter, ich war 20. Mit 16 ging ich von zu Hause weg. Ich sagte: Mutter! ich ziehe in den Kampf. Paß auf Dich auf, mein Junge, und zieh Dich warm an! sagte meine Mutter. Dann zog ich in die Schweiz. Das war sicherer. Friedrich Kurz hatte mir den Weg erklärt. Er arbeitete dort vor dem Krieg als Steinmetz. Wenn jemand es wünscht, erzähle ich alte Geschichten aus dem Krieg. Ach, die alten Geschichten aus dem Krieg, sage ich am Ende. Ach, das war ein Kampf, sage ich manchmal.

Seit 1946 weiß ich, was vor sich geht. Ich habe für FK gearbeitet, bis er verschwand. Ich habe für JK gearbeitet, bis er verschwand. Nicht sehr lange. Nicht sehr gerne. Er war die beiden Buchstaben nicht wert. Nun arbeite ich für Bloch. Bis er verschwindet. Falls er verschwindet. Ich werde für den nächsten arbeiten, der kommt. Falls einer kommt. Bloch ist von einem Schlag. Ich bin die Seele des Unternehmens. Ich lebe gut. Kein Grund zur Klage. Ich unterstütze Felix Bloch nach meinen Möglichkeiten. Ich heiße Hartmann. Meine Möglichkeiten sind groß. Es sind manchmal große Männer, mit denen ich arbeite. Bloch ist ein großer Mann.

Wenn er am Morgen kommt, bin ich schon da. Ich bin fast immer da. Manchmal auch nachts. Ich bin gerne da. Manchmal bewohne ich mein Büro wie ein Zimmer zur Untermiete. Trotz meiner 68 Jahre arbeite ich noch und immer hart. Wenn es sich machen läßt, werde ich noch 68 Jahre arbeiten. Bloch hat mir eine Genehmigung besorgt. Kein Problem, sagt er. Bloch macht das schon. Hartmann, sagt er, was wäre ich ohne Sie. Hartmann, arbeiten Sie noch 68 Jahre für mich. Gerne, sage ich, Felix. Ich nenne ihn Felix. Ich bin der einzige, der ihn Felix nennt. Das klingt lächerlich. Sagt Bloch. Ich lebe allein. Wenn ich nicht im Büro lebe. Vor allem, wenn Kundschaft da ist, muß ich Felix zu ihm sagen. Felix, Kundschaft! rufe ich.

Mit meiner Mutter lebe ich allein. Sie lebt noch immer. Manche sagen, Hartmann lebt mit seiner Mutter. Das ist nicht viel. Ich sage, das ist genug. Ich bin einen Meter und neunzig groß. Das ist groß. Manchmal, an guten Tagen, bin einen Meter und einundneunzig groß. Das ist noch größer. Ich habe Hohlkreuz. Das sieht lächerlich aus. Ein Meter neunzig, einundneunzig, an guten Tagen, und Hohlkreuz mit 68. Hohlkreuz schon immer. Einsneunzig seit ich 16 bin. Ich ging ausgewachsen in die Schweiz und vielleicht in französische Gefangenschaft. Hartmann, Sie gefallen mir. Sagt Bloch. Danke, Felix. Sage ich. Wir sind Freunde. Ich trage einen Bauch, im Som-

mer kurze Hosen und im Winter lange. Das steht Ihnen gut, Hartmann. Sagt Bloch. Zu jeder Jahreszeit trage ich ein Unterhemd. Im Sommer trage ich es so. Im Winter ein Oberhemd darüber. Man sieht das Unterhemd darunter. Sie machen eine verbotene Figur, sagt Bloch, mit Ihrer Größe, Ihrem Hohlkreuz, Ihrem Bauch und Ihrem Unterhemd. Ich liebe Sie, sagt Bloch manchmal. Felix, Du übertreibst, sage ich dann fast zärtlich.

Meine Mutter sehe ich selten. Manchmal glaube ich, meine Mutter wohnt gar nicht mehr bei mir. Mutter, rufe ich manchmal zu Hause in die Wohnung, Mutter, wohnst Du noch hier? Sie antwortet nicht. Dann lache ich über mich selbst. Denn sie kann gar nicht wissen, daß sie antworten muß. Denn sie ist fast taub. Auf dem rechten Ohr hört sie überhaupt nichts mehr, auf dem linken nicht mehr viel. Selbstverständlich wohnt sie noch bei mir. Morgens, wenn ich weggehe, setze ich sie vor das Radiogerät. Das Radiogerät ist alt. Meine Mutter ist 99 Jahre alt. Ich habe ihr einmal ins linke Ohr geschrien: Mutter, im Radio spielen sie die alten Lieder. Mutter. Die gefallen Dir doch so gut. Sie hört sie nicht. Das Radiogerät ist kaputt. Ich habe eine kleine Lampe eingebaut. Sie sieht das Licht im kaputten Radiogerät und weiß, daß sie dort die alten Lieder spielen, die ihr so gut gefallen. Blind ist sie nicht. Nur fast taub. Ich setze sie auf einen Stuhl vor das Radiogerät. Sie legt die Hände an die Wangen und summt die alten Lieder mit. Sie hört die alten Lieder, die sie summt, mit ihren Händen. Das gefällt mir so gut, mein Junge. Sagt meine Mutter, wenn ich gehe. Sie weiß nicht, wie man das Radio einschaltet. Sie weiß nicht, wie man es ausschaltet. Aber das will sie auch gar nicht. Abends, wenn ich nach Hause komme, sitzt sie immer noch da mit den Händen an den Wangen und hört Musik. Genug für heute! Man kann nicht den ganzen Tag Musik hören, sage ich dann und schalte das Radio aus. Dann wäscht sie meine Wäsche, meine Unterhemden, bügelt und kocht für mich. Zum Waschen und Kochen kann man ruhig taub sein. Ich trage jeden Tag ein frisches Unterhemd. Ich habe einen Vorrat im Büro.

Sie heißt Josephine Hartmann, ich heiße Joseph und wohne bei ihr. Ich bin größer als sie, obwohl sie nicht klein ist. Jedes Jahr wird sie einen Zentimeter kleiner. Mutter, sage ich manchmal zu ihr und weiß, daß sie mich nicht hören kann. Wenn Du noch 99 Jahre lebst, bist Du nicht einmal mehr einen Meter groß. Du bist ein guter Junge, sagt meine Mutter. Mutter, sage ich, wenn Du dann noch einmal 99 Jahre lebst, bist Du kleiner als nichts. Du wächst dann in die Roten Zahlen, sage ich und vergleiche sie mit meinen Bilanzen. Meine Bilanzen habe ich im Kopf. Sie wachsen nicht so regelmäßig wie meine Mutter. Weder in die eine, noch in die andere Richtung. Sie wäscht für mich. In einer Schublade meines Schreibtischs liegt ein Foto von ihr. Sie sitzt vor dem Radiogerät, ihre Hände zittern an ihren Wangen. Wenn ich an einem Abend nicht nach Hause komme, sitzt sie noch am nächsten auf ihrem Stuhl und hört Musik. Ich schimpfe dann mit ihr.

Hartmann, sagte Bloch einmal zu mir, Sie haben abgenommen. Nehmen Sie wieder zu. Sehen Sie nicht aus wie einer, der die Fäden in der Hand hält. Setzen Sie Ihr Gewicht und Ihr Hohlkreuz ein. Ich tue, was er mir sagt. Ich nahm wieder zu. Sie gefallen mir, hatte Bloch gesagt, nachdem ich wieder so viel wog wie zuvor. Ich bin vor ihm im Büro. Man muß durch mein Zimmer, um in sein Zimmer zu gelangen. An mir geht kein Weg vorbei. Alle gehen an mir vorbei, wenn sie zu Bloch gehen. Zu Felix,

wie ich ihn nenne. Felix, rufe ich dann, Kundschaft! Hartmann, sagt Bloch immer zu mir, wagen Sie es ja nicht, Ihr Büro aufzuräumen. Es herrscht ein Durcheinander in meinem Büro. Seit 1946. Das macht mir nichts. Ich kenne mich aus.

Nachdem Bloch morgens grußlos an mir vorbeigegangen ist, warte ich einen Augenblick und gehe ihm nach. Er sitzt dann in seinem Sessel hinter seinem Schreibtisch, verschränkt die Arme vor der Brust und schaut mich an mit schmalen Augen, halbgesenktem Kopf und schräg von unten: Was wollen Sie, Hartmann!

Felix, sage ich, Du bist ein Furz. Felix, sage ich dann, Du bist nicht das F Deines Vornamens wert. Felix ... Sage ich mit einem bedauernden Ton in der Stimme. Felix!!! schreie ich. Impotent, murmele ich, impotent. Eine jämmerliche Gestalt, schüttele ich den Kopf und wende mich ab, jämmerlich. Dilettant Dilettant Dilettant. Rufe ich ihm geradewegs auf den Kopf zu. Ge-schäfts-un-fä-hig. Sage ich und mache fünf Wörter daraus. Stümpertölpelstümpertölpel. Bemerke ich und mache ein einziges Wort daraus. Felix, rate ich ihm schließlich, nimm Deine Jacke und verschwinde, bevor jemand gemerkt hat, daß Du hier warst. Felix, verschwinde, bevor es zu spät ist. Felix, tu so, als wärest Du niemals hier gewesen. Felix. Nur fort, nur fort, nur fort. Pack ein. Felix. Laß es sein. Felix!!!

Bloch zittert am ganzen Körper.

Dann steht er auf. Wir nehmen uns in die Arme, geben uns die Hände, klopfen uns die Schultern und fangen so den Tag an.

Dann setze ich mich auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch. Er hat besonders lange Stuhlbeine. Bloch sitzt wieder in seinem Sessel. Ich sitze höher als er. Wir spielen tick trick track. Das Spiel heißt tic tac toe. Wir nennen es anders. Um zu gewinnen, muß ein Spieler drei Kreuze oder Kreise in eine Reihe bringen. Waagrecht, senkrecht oder diagonal. Dieses Spiel kann man eigentlich nicht gewinnen. Bloch zeichnet das Spielfeld mit vier Strichen auf ein Blatt Papier. Das Spielfeld hat neun Felder. Bloch spielt mit Kreuzen. Ich spiele mit Kreisen. Bloch setzt sein erstes Kreuz in die Mitte. Ich setze meinen ersten Kreis darunter. Bloch setzt sein zweites Kreuz in die linke untere Ecke. Ich muß meinen zweiten Kreis in die obere rechte Ecke setzen. Bloch setzt sein drittes Kreuz in das linke Feld der Mittelreihe. Nun kann ich nichts mehr tun. Er hat zwei Felder, um zu gewinnen, ich nur einen Kreis, um ihn davon abzuhalten.

Track, gewonnen, sagt er dann.

Verdammt, Felix, in der Tat, sage ich und schaue verblüfft auf das Blatt Papier. Was ist passiert?

Ich habe ein Spiel gewonnen, das man eigentlich gar nicht gewinnen kann, sagt Bloch zurückgelehnt.

Du hast mir leidgetan. Ich habe absichtlich verloren, sage ich.

Das ist der *Trick* dabei. Sagt Bloch. Es geht nicht anders.

So fängt seit 1946 fast jeder Tag an. Mit Ausnahme der Tage, an denen ich für Jan Kurz gearbeitet hatte. So kann kein Tag anfangen, Herr Hartmann. Sagte Jan Kurz damals zu mir. Hartmann, sagte Friedrich damals zu mir, arbeiten Sie für mich! Ja, sagte ich. Damit war alles gesagt. Ich sagte Friedrich damals, statt Felix. Sie sind von einem Schlag. Friedrich kannte das Spiel nicht. Meine Mutter liebt die alten Lieder. Sie gefallen ihr so gut. Manchmal hört sie tagelang Musik.

Kiss me cis

Anrisse über Theo Brandmüllers Musik

Von Stefan Fricke



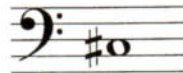
Humoreskes, Ironisches und Witziges gehören zweifellos nicht zu den primären Attributen jener zeitgenössischen Musik, die die „Gesellschaft für musikalische Aufführungsrechte“ (GEMA) zur Sparte der Ernsten (E-) Musik rechnet. Für Theo Brandmüller aber bildet das Komische einen wesentlichen Aspekt in seinem kompositorischen Schaffen, weshalb er sich selbst schon vor Jahren in Vermittlung und Abgrenzung zur zweiten GEMA-Sparte, der Unterhaltungsmusik (U), als „Ü-Komponist“ bezeichnet hat. So war es sicher auch kein Zufall, daß er sein Schulmusikstudium 1971 mit der Zulassungsarbeit zum „Musikalischen Humor in der Wiener Klassik“ abschloß. U(E)nterhalten nämlich, ob lustig oder seriös, will Brandmüller mit seiner Musik, er will zur Sprache bringen, was ihn bewegt, und ins Gespräch darüber kommen.



Das sind freilich nicht immer nur musikalische Späße, sondern viele Werke sind betont mythischer, bisweilen sogar sakraler Natur. Auch denkt er bei aller implizierten Kurzweil nicht eigens an das Publikum, für das er schreibt, sondern komponiert in der Verantwortung vor sich selbst und im Wissen um diese. Allerdings vertraut Brandmüller auf eine Musiksprachlichkeit, die durchaus semantische Züge trägt, etwa wenn er das SOS-Signal (kurz - kurz - kurz / lang - lang - lang / kurz - kurz - kurz) als Grundrhythmus einer Komposition bestimmt – so in *U(h)rtöne für Orchester* (1984) –, oder wenn er das Prinzip der „langage communicable“ verankert – was in vielen Stücken der Fall ist. Diese musikalische Kommunikationsmethode hat Brandmüller von seinem Lehrer Olivier Messiaen (1908-1992) übernommen, bei dem er 1977 und 1978 in Paris studierte. Messiaen hatte ein System entwickelt, wie die einzelnen Buchstaben des Alphabets etwa via Übersetzung in Tonnamen und Tonsilben (do, re, mi, fa ...) in Noten übersetzt werden können. In diesem System ergibt z.B. der Buchstabe „n“ den Ton „es“, den zweitliebsten Ton Brandmüllers, denn Brandmüller ist ein Komponist mit Lieblingstönen, und unter diesen ist das cis der absolute Favorit:

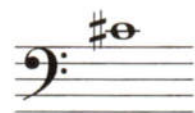


„cis ist ein verhangener Ton, er steht zwischen dem klaren c, wenn ich in die Musikgeschichte zurückgucke und sehe, was auf C-Dur oder c-Moll alles komponiert ist oder auf D-Dur oder d-Moll alles komponiert, dann weiß ich nur ganz genau, daß meine Klangwelt nicht in c und nicht in d ist. Sie befindet sich auch, jetzt möchte ich nicht sagen topographisch, in der Mitte zwischen c und d; cis ist ein Ton, der für mich eine verhangene Trauer, aber auch Melancholie beinhaltet. Da kann man durchaus mal in die Musikgeschichte zurückgucken, es gibt ein berühmtes cis-Moll-Prélude von Rachmaninoff, wo ein bißchen die Elegie, dieser elegische Ton, natürlich in einem tonalen Kontext, formuliert ist. Es ist natürlich alles auch eine Frage der Konnotation, was um dieses cis herum passiert. Vielleicht eine kleine Begebenheit, die mir gestern [1.2.1998] schlagartig bewußt wurde, als ich mein Stück *U(h)rtöne* hörte. Diese ‚U(h)rtöne‘ basieren auf einem Glockenakkord, dessen Grundton cis ist. Damals war mir nicht bewußt daß es für mich schon so etwas wie einen privaten Ton cis gibt; ich muß ihn aber damals auch schon unendlich geliebt haben, denn sonst hätte ich ihn nicht zur Materialgrundlage eines Stückes erklärt. Soviel vielleicht zu den cisen, daß diese cise dann natürlich, jetzt auch topographisch-klanglich gesprochen, wandern in die Diskante und sie nicht nur im Baß liegen, daß sie sich auch, sagen wir mal, verzweigen und verschwimmen, um sich wieder zu finden. Das ist alles natürlich mit im Spiel, wenn ich jetzt sage oder wenn man sagt, ‚cis ist mein Lebenston‘.“¹



Der Ursprung etlicher Musikadventures Brandmüllers liegt im cis. Außer dem schon erwähnten Stück *U(h)rtöne*, dessen stimulierender Glockenklang übrigens der der Kathedrale San Marco in Venedig war, ist der Lieblingston immer dann von zentraler Bedeutung, wenn es in den Kompositionen um Federico García Lorca geht. Viele Werke sind der Poesie oder der Person des 1936 von den Falangisten ermordeten Dichters gewidmet: etwa *Cis-Cantus I* (1984) für Violoncello – das der Komponist wieder zurückgezogen hat –,

Cis-Cantus II (1986) für Trio basso, *Cis-Cantus III „Lorca-Kathedralen“* (1987) für Orchester und vor allem Brandmüllers bisheriges Opus magnum *„Und der Mond heftet ins Meer ein langes Horn aus Licht und Tanz“* (1992) für Trio basso und Orchester (mit Tonband), das 1993 vom Contra-Trio und dem Radio-Sinfonie-Orchester Saarbrücken unter der Leitung von Marcello Viotti im Festival des Saarländischen Rundfunks *Musik im 20. Jahrhundert* uraufgeführt wurde. Vom Tonband, das am Ende des Stückes hinzugespielt wird, kommen Orgelklänge. Die reproduktionstechnische Option wählte Brandmüller wegen aufführungssituativer Gründe, besitzen doch viele Konzertsäle (wie der der Saarbrücker Kongreßhalle) keine Orgel; und ein Opus magnum von Brandmüller, das die Königin der Instrumente nicht integrierte, ist kaum vorstellbar. Dafür ist seine Liebe zu diesem Instrument, zu „seinem“ Instrument viel zu groß, eine Liebe, die er mit seinem Lehrer Mesiaen teilt.



Seit 1982, drei Jahre nachdem er an der heutigen Hochschule des Saarlandes für Musik und Theater seine Professur für Komposition und Musiktheo-

rie übernahm, ist der gelernte Kirchenmusiker Titularorganist an der Ludwigskirche Saarbrücken; mittlerweile lehrt er auch noch Orgelimprovisation und leitet das Institut für Neue Musik. Dessen Gründung hat Brandmüller maßgeblich mitgestaltet wie überhaupt so vieles, was in und um Saarbrücken mit der Musik der Gegenwart geschieht. So kamen auf seine Anregung hin nicht nur viele Komponisten an die Hochschule, um Workshops zu halten, oder junge Kompositionsstudierende aus Klassen befreundeter Hochschullehrer außerhalb des Saarlandes, etwa Schüler von Günther Becker aus Düsseldorf. Gemeinsam mit Friedrich Spangemacher vom Saarländischen Rundfunk entwickelte Brandmüller die Idee des „*Prologs*“, des Auftaktkonzerts zum jährlichen Festival *Musik im 20. Jahrhundert*, das von Studierenden der Hochschule gestaltet wird. Auch war er einer der Initiatoren des bislang wohl kooperativsten Neue-Musik-Ereignisses in Saarbrücken, den „*360 Minuten für John Cage*“ (1992), an dem nahezu alle Institutionen aktueller Kunst mitwirkten.²



Theo Brandmüller blickt durch

Brandmüller selbst beteiligte sich damals mit einer Orgelimprovisation *Über C.A.G.E.* Ihn haben die Buchstaben, die ja alle auch Tonnamen, eine „*langage communicable*“ sind – dies macht Cage und Bach zu zwei Verbündeten –, fasziniert; denn zuvor hatte Brandmüller mit dem Œuvre des experimentellen und anarchistischen Amerikaners so gut wie nichts zu tun. Doch hier hat der Hochschullehrer Brandmüller gelernt – ganz im Sinne Arnold Schönbergs: der eröffnete das Vorwort zu seiner *Harmonielehre* von 1911 mit dem Satz: „Dieses Buch habe ich von meinen Schülern gelernt.“ Brandmüller hat Cage nun zwar nicht über seine Schüler kennen-, aber vom Saarbrücker

musikalischen wie musikologischen Nachwuchs die produktive Aneignung aus der Beschäftigung mit Cages Ästhetik gelernt. Schließlich fand er in Cage sogar das, was er seinen Studierenden gerne selbst empfiehlt: eine eigene „Laterne“. Denn eine der ästhetisch-pädagogischen Maximen Brandmüllers lautet: „Traditionen sind wie Laternen, sie leuchten auf den Weg, nur Betrunkene halten sich daran fest.“³ So wurde Cage die derzeit jüngste Lichtquelle für das Schaffen Brandmüllers, wenngleich er dadurch viele Positionen und Konstanten seiner bisherigen Arbeit freilich nicht preisgegeben hat.



In jüngster Zeit ist es sogar zu einer Amalgamierung der Aspekte gekommen. Als sich Brandmüller vor einiger Zeit ein Faxgerät kaufte, mußte er

feststellen, daß es bei allmöglichen telekommunikativen Äußerungen den Ton cis⁴ von sich gab. Zunächst war er von diesen Beinahesinustönen verzweifelt, sah er sich doch durch den akustischen Zufall mit seinem intimen „Lebenston“ konfrontiert. Die Erinnerung an Cages bahnbrechende Einsicht, jegliche akustische Evokation als Musik aufzufassen („wenn ich Musik hören will, mache ich mein Fenster auf“ – Cage lebte in New York), hat Brandmüller schnell versöhnlich werden las-

sen und ihn zur Ensemblekomposition *Nirwanafax I – in memoriam John Cage* (1996/97) angeregt. Hierin grundiert der Ton cis im Violoncello das über ihm stattfindende musikalische Geschehen, das aus den Tönen c-a-g-e gewonnen ist und Brandmüllers Cage-Verständnis spiegelt. Ein weiterer Telebrief entstand ein Jahr später, er ist dem Gedenken Olivier Messiaen dediziert, auch hier spielt das Cello das cis, während über ihm musikalische Gestalten à la Messiaen ablaufen. Mit der Nachbarschaft von Messiaen und Cage markiert Brandmüller eine noch nicht abzusehende ästhetische Erweiterung seines bisherigen Œuvres. Man mag gespannt sein, wer in den kommenden Jahren auch noch ein Fax von ihm erhält oder anders gesagt, von wem wir als Publikum ein Fax vom Podium via Brandmüller erhalten werden. Die Teilstücke nämlich sollen seine Les- und Hörarten von Positionen anderer vermitteln. Brandmüller, der im Februar des Jahres seinen fünfzigsten Geburtstag feierte, gehört zu jenen Komponisten, deren ästhetische Suche noch lange nicht abgeschlossen ist. Anlässlich dieses Geburtstages befragt, was er sich selbst zum Jubeltage wünsche, antwortete er: „1. Ich will nie anfangen aufzuhören und nie aufhören anzufangen, 2. ein paar Flaschen St. Emillion-Lussac (Grand cru), eine Flasche weißen Meursault und, daß es noch mehr Pausen in meiner zukünftigen Musik geben wird.“⁴ Solche Pausen seien ihm *ad libitum* zu wünschen, als Freiräume für Unvorgesehenes, als künftige Klangräume für uns.

Anmerkungen

1. Theo Brandmüller im Gespräch mit Stefan Fricke, gesendet auf SR2-Kulturradio am 4.2.1998.
2. Vgl. Stefan Fricke, *John Cage und das Saarland*, in: SAARBRÜCKER HEFTE, Nr. 75/1996, S. 76-78.
3. Theo Brandmüller, *Fragen an junge Komponisten* (1983), in: ders., *Arrièregarde – Avantgarde. Texte zur Musik 1980-1998*, hrsg. von Stefan Fricke u.a., Saarbrücken: Pfau 1998, S. 40.
4. Fax an den Autor, Januar 1998.



Gute Zeiten, schlechte Zeiten

Zwei bis drei Gründe, mal wieder rück- und vorausblickend das Filmfestival Max-Ophüls-Preis zu betrachten

Von Achim Huber

Die „Festivalisierung“ der Stadt und ihrer Politik, einst im ökonomisch abgesicherten Kulturtaumel der 80er Jahre ausgerufen, ist zwischenzeitlich an ihr Ende gekommen. Nichts geht mehr. Die Städte sind die Verlierer einer staatlichen Umverteilungspolitik, die, geht es ums Wegsparen und ums Umschichten von Belastungen, mit traumwandlerischer Sicherheit die jeweils Schwächsten sich zur Brust nimmt. Stadtverwaltungen konkurrieren plötzlich – man weiß nicht so ganz mit wem eigentlich, jedenfalls – im globalisierten Wettbewerb und werden demnächst ihr letztes Hemd respektive Grundstück für die Versorgung ihrer ehemaligen Beschäftigten und die Finanzierung der Sozialhilfe-Berechtigten drangeben müssen. Da wird nicht mehr allzuviel bleiben für die Luxuspflänzchen des vormals glänzenden Wohlfahrtsstaats. Wir sollten also eigentlich nicht meckern und froh darüber sein, daß überhaupt noch was auf den Tisch kommt. Und bescheiden beginnen...

Unbestritten – das alljährliche *Ophüls*-Filmfestival ist immer noch und immer wieder ein selten schönes Ereignis für Saarbrücken. Alleine schon, wenn man sich vor Augen führt, daß sämtliche hier präsentierten Filme – in diesem Jahr gut 100 Lang- und Kurzfilme – kaum fünf Prozent dessen gekostet haben dürften, was James Cameron für *Titanic* ausgeben konnte, man dafür aber, ebenfalls grob geschätzt, wenigstens 150 Stunden Kino gucken kann, dann ist das schon eine wunderbare Sache.

1999 wird nicht nur der Max-Ophüls-Preis zum zwanzigsten Male vergeben werden, sondern gleich noch die ganze Stadt eine sogenannte 1000-Jahr-Feier begehen – worauf Saarbrückens Oberbürgermeister schon in seinem diesjährigen Grußwort zum Festival nicht hinzuweisen vergaß. Es bedarf nicht allzuviel Phantasie, sich auszumalen, daß *Ophüls* dann besonders gefährdet sein wird vom Hang zu Bedeutendem, von der Erfüllung des geheimsten Wunsches moderner Festival-Politik, schlicht Ereignis ihrer selbst (und dies möglichst preiswert) zu sein. Schon deshalb ist es an der Zeit, die mehrjährige Abstinenz von der Festivalberichterstattung in dieser Zeitschrift (vgl. SAARBRÜCKER HEFTE Nr. 64/1990, 67/1992, 69/1993) zu beenden und Entwicklungen der letzten Jahre Revue passieren zu lassen.

Tout va bien

Und siehe, auf den ersten Blick scheint doch alles recht gut. *Ophüls* findet nach wie vor reichlich Zulauf eines städtischen Publikums – durch die unglückselige Verschiebung des Programmablaufs vor drei Jahren gab es einmal einen leichten Besucherrückgang, was sofort reflexhaft Kulturpolitiker nach Kürzungen schreien ließ – eines Publikums, dem es offenbar gleichbleibend gefällt, bei einem Film-Festival nicht nur als herablassend geduldete Laienschar teilzunehmen. Die professionelle Kritik kommt, solange sie ausreichend alimentiert wird, ebenfalls weiterhin in großer Zahl an die Saar, auch wenn die Berichterstattung – immer noch – teils recht dürr ist oder ganz ausbleibt. Und schließlich gibt es, allen Befürchtungen zum Trotz, Jahr für Jahr sehenswerte Filme zu besichtigen.

Gleichwohl kommt regelmäßig, mehr oder weniger galant vorgetragen, Unmut auf. In diesem Jahr war es aber auch wieder einmal besonders einfach. In ihrer 32-Zeilen-Notiz zum Festival hat sich DIE ZEIT herbeigelassen, ohne viel Mühe die aktuelle *Ophüls*-Situation auf einen Punkt zu bringen:

„Es war einmal eine Zeit, da wurde Saarbrücken jedes Jahr im Januar von Jungen Wilden heimgesucht (...). Mit der 19. Ausgabe des Wettbewerbs für den deutschsprachigen Regie-Nachwuchs ist diese Ära endgültig vorbei. Die Jungfilmer von heute bedienen brav das Fernsehformat (...): überall Beziehungslinien, Familienbande, Psychokrisen. In 'Mammamia' von Sandra Nettelbeck liefern sich Senta Berger und Christiane Paul ein quälend belangloses Dramolett zwischen Mutter und Tochter. (...) Der einzige Abenteurer, Debütant Peter Lichtefeld, ging leider leer aus. Dabei macht er sich mit 'Zugvögel' auf eine seltsame Reise ans Ende Europas, nach Nordfinnland, zu einem Wettbewerb für Kursbuch-Experten. Ein Film, der in Zügen spielt, der merkwürdige Begegnungen und Entdeckungen aufzeichnet und in dem die Liebe eine befremdliche Angelegenheit ist. (...) Zum Glück hat 'Zugvögel' bereits einen Verleih. Hoffentlich bringt der den Mut auf, den Film auch ohne *Ophüls*-Prämie ins Kino zu bringen.“

Der Zusammenhang zwischen einer Auszeichnung beim *Ophüls*-Festival und der Entscheidung eines Verleihs, den Film ins Kino zu bringen, ist arg

konstruiert, leider oder glücklicherweise ist das nicht so. Auch das mit den Jungen Wilden muß schon sehr lange her sein, wir werden noch sehen, daß in den letzten Jahren sich wenig in dieser Schublade findet. Quintessenz und Hauptvorwurf heißen: Das Fernsehen ist schuld. Das ist richtig ... und so ganz stimmt es doch wieder nicht.

Von Finnland lernen ...

... heißt siegen lernen, dachte zwar auch ich noch euphorisch nach Peter Lichtefelds aus dem Mittelmaß herausragenden *Zugvögel* und ahnte doch bereits wieder, daß es so einfach und gradlinig nicht zugeht auf unserem Filmfest, sondern alles erheblich verwickelter und komplizierter abläuft. Weshalb man auch dringend darauf angewiesen ist, im Programm zu kontrollieren, welcher Wettbewerbsfilm am Freitagabend im größten Kino gezeigt wird und ob Deutschlands beste Fernsehmutti (nicht mehr Inge Meisel) und Deutschlands allerliebste Nachwuchs-Filmfee (nicht Krebitz, nicht Tabatabai, auch nicht Potente) mitspielen, ob wirklich eine Frau diesen restlos mutti-, familien- und generationenkompatiblen Film gemacht hat, ob schließlich Ihr Zett-De-eF, Abteilung „Großes Fernsehspiel“ (so heißt das wirklich), auf eine bildschirmgerechte Dramaturgie geachtet hat.

Mammamia, der Preisträger 1998, dessen Ausstrahlung die Kritikerin der FAZ für den nächsten Muttertag empfohlen hat, konnte zwischenzeitlich an einem Montag als „Fernsehspiel der Woche“ (auch das heißt wirklich so) einen ZDF-Abend versüßen. Noch vor dem folgenden Wochenende hatte der Film garantiert seine Erinnerungs-Halbwertszeit weit überschritten, keine Einstellung kann sich dem Gedächtnis eingepägt haben, und die Handlung ist mit einem Dutzend anderer ähnlicher Fernsehgeschichtchen unentwirrbar vergoren zum Stimmungsbild des windkanalgetestet zeitgemäßen, kleinbürgerlichen Problemfilms, in dem Selbstverwirklichung alles ist, nur nicht rigoros, Beziehungen schwierig sind, aber verhandelbar, Adoleszenz – wenn überhaupt – nur mehr durch Nachwuchs zu beenden ist, der den *horror vacui* der vorgeführten, so penetrant sympathischen Angestelltenexistenzen notdürftig ausstaffieren soll. Filme also, deren Personal zu anderen Zeiten nur Haßobjekt jedes künstlerisch arbeitenden Menschen gewesen wäre. Der künstlerische Anspruch solcher Filme und ihrer MacherInnen geht allerdings gegen Null, sie wollen nicht nur unterhalten, was in Ordnung ginge, sondern sie wollen (und können) nur mehr unterhalten auf dem Niveau, das die Fernsehkultur in ästhetischer, inhaltlicher und ideologischer Hinsicht vorgibt.

Nichts wäre wirklich schlimm daran, vielmehr beachtenswert, daß Sandra Nettelbeck, die vor zwei Jahren mit dem kleinen WG-Drama *Unbeständig und kühl* ihr Spielfilmdebüt beim Festival hatte, nun mit kaum dreißig einen akzeptablen Hauptsendezeit-Fernsehfilm hinlegt. Eine ganz andere Frage ist, warum und wofür solche Filme auf dem Festival des deutschsprachigen Nachwuchsfilms prämiert werden. Schlimm ist, daß fast in jedem Jahr durchaus besseres zur Auswahl gestanden hätte. Die Ignoranz gegenüber *Zugvögel* – der noch den Anspruch hat, und ihn über weite Strecken einlöst, Bilder zu zeigen, die dem Blick im Kino standhalten, der eine Geschichte entwickelt, die zwar den Kaurismäkis abgeschaut sein könnte, ohne sie jedoch schlicht zu imitieren, dem Szenen gelingen, die am Abgrund zur Klammotte tänzeln und ... nicht hineinstürzen, schon ein Unikum im deutschen Film also – ist nur ein besonders bedauerlicher Fall. Und die diesjährige Entscheidung ist insofern ein schlagendes Beispiel für das, was bei *Ophüls* nur allzu häufig falsch läuft.

Schon früher war an dieser Stelle vermutet worden, daß die jeweils besten Filme eines Jahrgangs nicht mit Hauptpreisen bedacht werden, weil sie entweder bereits einen Verleih haben, der sie ins Kino bringt, oder – aufgrund ihrer Qualität (!) – zumindest die Aussicht darauf besitzen. Stimmt das, so wäre es eine fatale, ja idiotische Politik, besonders angesichts der Tatsache, daß mit den Hauptpreisen eine Verleihförderung verbunden ist. Zu Recht fragt die FRANKFURTER RUNDSCHAU in diesem Jahr, ob die Jury überlegt habe, wie sinnvoll Verleihförderung für Filme ist, deren Ausstrahlung im Fernsehen schon garantiert ist – für die Verleihe werden sie so ökonomisch kaum interessanter.

Daß *Zugvögel* inzwischen auch noch einen der deutschen Filmpreise (Filmband in Silber) gewonnen hat, läßt dann zwar die Kriterien der Preisvergabe bei *Ophüls* nochmals etwas dürrtiger aussehen. Andererseits passiert sowas nicht das erste Mal. Im Rückblick scheint unter der Ägide von Festivalleiterin Christel Drawer die politisch korrekte Entscheidung allemal vorzuherrschen. (Wobei die Jury natürlich IMMER GANZ UNABHÄNGIG ENTSCHEIDET – man konnte allerdings jede Wette eingehen, daß dieses Jahr eine Frau gewinnen MUSSTE.) Brav, ganz brav geht es nun zu.

Glücklich ist, wer vergißt ...

Zuletzt 1994 gab es so etwas wie kleine Skandale. Erst am Eröffnungsabend wurde bemerkt, daß es

nicht angeht, zur gleichen Zeit politische Prominenz für das Festival zu aktivieren und Winfried Bonengels recht heftig umstrittenen Film *Beruf Neonazi* zu zeigen. Da Prominenz, zumal politische, unverzichtbar ist, mußte der Film irgendwo in den Untiefen des Rahmenprogramms verschwinden. Das bot Anlaß für aufgeregte Mätzchen über unser aller Meinungsfreiheit, sowie für die Frage, ob denn die Festivalleiterin Drawer auch vernünftig – soll heißen staatstragend-verantwortungsbewußt – genug für dieses saarländische Großereignis agiert. Sie tat es, angeblich zähneknirschend. Im gleichen Jahr schaffte es der allseits längst bekannte und eigentlich im Feuilleton mit seinen Nekrophilen-Dramen restlos durchgenudelte Jörg Buttgerit mit dem Wettbewerbsbeitrag *Schramm*, doch noch ein wenig Empörung im Publikum hervorzurufen.

Übersehen wurde in all dem Durcheinander leider Tom Tykwer mit *Die tödliche Maria*, einem Film, der die meisten Beiträge der Konkurrenz so deutlich hinter sich ließ, daß völlig unverständlich bleiben mußte, nach welchen Kriterien die Entscheidungen getroffen wurden. Nicht nur kam *Die tödliche Maria* prompt ins Kino, Tykwer wird, nach *Winterschläfer* (1995) und *Lola rennt* in diesem Jahr, mit Recht inzwischen zu den wichtigsten jungen Regisseuren im Lande gezählt. Eine der wenigen Chancen vertan also, dem *Ophüls*-Preis durch hellsichtige Entscheidungen Glanz zu verleihen. Die Anerkennung nämlich, die das Festival hat, geht bis heute sicher nicht auf kluge Preisvergaben und schon gar nicht auf die Auszeichnung großer Talente zurück – wie schon ein Blick auf die Liste der nun bald 20 Preisträger belegt.

1995 war eins dieser sehr vermischten Jahre. Mit Rainer Kaufmanns *Einer meiner ältesten Freunde* gewann schlichte Fernsehware, vor der allemal der bessere Fernsehfilm *Mein unbekannter Ehemann* von Andreas Dresen hätte platziert werden können oder auch, mit nur ein wenig mehr Mut, *Unter der Milchstraße* von M.X. Oberg, der, eine der typischen Ausweichentscheidungen der Jurys, immerhin den Preis des Ministerpräsidenten erhielt. „Das Publikum blamiert die Jury“ schrieb damals Thomas Rothschild in seiner Festivalkritik in der FR, womit wir bei einem besonders ärgerlichen Punkt sind. Manches fällt mit schöner Regelmäßigkeit durch alle Raster. Filme wie die von Fred Kelemen – *Kalyi – Zeit der Finsternis, Verhängnis* – haben auf diesem Festival nie eine Chance. Da sind es schon mal die Zuschauer, die, wie eben 1995, via Publikumspreis auf sie aufmerksam machen müssen. Genauso wenig ist im Rückblick nachvollziehbar, daß Christian Petzold, nach *Pilotinnen* (1995) und *Cuba Libre* (1996) – und nach dem Reglement also letztmals –, dieses

Jahr mit dem schwächeren Film *Die Beischlafdielin* dabei, immer wieder gänzlich übersehen wurde. Von 1996, einem besonders schwaches Jahr, bleibt dann gerade noch in Erinnerung, daß zum ersten Mal eine echte Pro7-Produktion dabei sein durfte (Friedemann Fromms *Brüder auf Leben und Tod*), das Abziehbild eines Hochglanzthrillers, dessen Auszeichnung sich damit zum Glück noch verbot.

1997 war wiederum ein Problemjahr: Unbeachtet blieben etwa *Engelchen* von Heike Misselwitz, wohl zu streng und bitter, und der nervöse *Tempo* von Stefan Ruzowitzky, sicherlich zu jung und schnell für die Jury. Der konnte dieses Jahr immerhin mit *Die Siebteibauern*, einem gut gemachten opulenten Melodram, Anerkennung finden. Diesmal zeigte sich dann allerdings schon wieder, daß ein Film, der in der Darstellung von jungen Menschen in den 90ern mit hartem, bösem Realismus aufwartet (und damit in die Kinos und ins Feuilleton kommt – *Sylvester Countdown* von Oskar Röhler) bei einer *Ophüls*-Jury offenbar an der falschen Adresse ist.

Gerade dieses Jahr muß schließlich eine Frage noch gestellt werden: wer wählt hier eigentlich wie Filme aus, die am Wettbewerb teilnehmen dürfen? Zweifel an seltsamen Ergebnissen des Verfahrens kommen gelegentlich auf, aber diesmal kam es doch arg dick:

Jedes Jahr kennt das Festival einen Wettbewerbsbeitrag, der sich nur als *Die Katastrophe* bezeichnen läßt. Einen Film also, für den man sich beim Zuschauen einfach nur noch ganz, ganz heftig schämen möchte, ob der Dummheit seines Drehbuchs, seiner hölzernen Machart, seiner quälenden Dialoge, der insgesamt also gänzlich absurden Anwesenheit bei einem Filmfestival und überhaupt... Die Katastrophe des diesjährigen Festivals steuerte Hans Erich Viet bei, der 1993 mit *Frankie, Jonnie und die anderen* noch einen passablen und zu Recht erfolgreichen Film präsentiert hatte, nun aber mit *Sterna Paradisa* – bzw. *Katastrophenfahrt ins Paradies* oder wie der Filmtitel fürs Fernsehen heißen wird (also Vorsicht!) – den absoluten Unterhaltungs-Nullpunkt erreichte. Erwähnenswert ist das freilich nur, weil sich die Zuschauer der Premiere von Frau Drawer erzählen lassen durften, wie besonders schön es sei, daß Viet seinen Film gerade noch fertigstellen konnte, und wie toll das wäre, was wir nun zu sehen bekommen, auch wenn es leider bisher noch niemand gesehen habe, weil der Film ja so spät fertig wurde usw. – Wie bitte? Entweder hatte wirklich niemand auch nur einen Meter des Films begutachtet, und dann bleibt unverständlich, wieso er in die Auswahl gelangen durfte, oder aber es gab Material des Films vielleicht doch schon zu sehen

– ein Skript wird da wohl nicht reichen (auch bei Herrn Viet nicht!?) – und auch dann bleibt unverständlich, wie derart hirnrissiger Kram in die Auswahl gelangen konnte.

Temps perdu

Irgendwie hatte ich immer gewußt, daß ich die miternächtlichen „Talks“, die Charly Bick und Margit Voss mit den Regisseuren der Wettbewerbsfilme führten, dermaleinst doch sehr vermischen würde. Frau Voss stellte kluge Fragen, machte scharfsinnige oder gallige Bemerkungen und half so den interessierten Zuschauern nicht nur, die aufkeimende Müdigkeit zu vertreiben, sondern auch immer wieder etwas klüger als tags zuvor ins Bett zu gehen. Herr Bick machte allein schon durch sein unnachahmliches Auftreten deutlich, daß man öffentliche Gesprächsrunden nicht als Imitation von Fernseh-Talkshows zelebrieren muß. Insgesamt war das also eine unterhaltsame und belehrende, eigentlich unverzichtbare Einrichtung. Doch inzwischen unterstützt der Saarländische Rundfunk das Festival massiv und nachhaltig... (*Medienpartnerschaft* heißt dies nun wieder, und ob man öffentlich-rechtlicher Medienpartner der IKEA-Umsiedlung oder von einem Filmfestival ist, wird wahrscheinlich Jacke wie Hose sein.)

Falls Sie diese Mitternachtsgespräche bei *Ophüls* nie miterlebt haben, ist zum Verständnis ihrer nur kafkaesk zu nennenden Verwandlung der Vergleich mit dem Fernsehen hier hilfreich: Stellen Sie sich also einfach vor, Sie würden von Alexander Kluge zu Verona Feldbusch rüberzappen... Ja, genauso ist das. Was nämlich die beiden Conférenciers, die wir dem Saarländischen Rundfunk verdanken, in diesem Jahr des nachts an Zumutung boten, ging über alle Befürchtungen hinaus. Alleine, daß und wie sie die Filme *nacherzählen*, die die meisten Anwesenden gerade erst gesehen haben, disqualifiziert sie eigentlich. Aber damit nicht genug. War Frau Voss' stehende Rede nach jeder dritten Frage ein drängendes „*Das überzeugt mich nicht...*“, während Herr Bick immerhin noch mit seiner charmanten Nöligkeit überzeugen konnte, so beginnt nun jeder zweite Satz unserer unheimlich lockeren Talkmaster mit einem „*Also, was ich besonders schön fand...*“, gefolgt von irgendeiner anbiedernden Peinlichkeit, meist einer peinlichen Anbiederung bei RegisseurIn, Publikum, weiß der Himmel wem, vielleicht bei ihrem Intendanten (nein, wahrscheinlich nicht, sie wissen es nicht anders). Ein Stil der Gesprächsführung, der eben noch für das Hörerquiz auf SR1 taugen mag, wird nur mehr von der Halt- und Ahnungslosigkeit der Fragerei überboten.

Während die Aufforderung an das Publikum, sich mit Anmerkungen und Fragen zu beteiligen – meist sowieso ein schwieriges Unterfangen –, zuvor bisweilen noch zu einer Diskussion führte, die den Namen verdiente, herrscht jetzt ganz überwiegend betretenes Schweigen. Klar, das sinnentlastete Gerede bietet keinerlei Angriffspunkte mehr für eine Auseinandersetzung. Wenn ich nur einen Wunsch frei hätte, wäre es dieser: *Werte Festivalleitung, bitte, setzen Sie diesem unwürdigen Treiben ein Ende! Es schmerzt zu sehr!*

Appendix Multiplex

Schließlich noch ganz was anderes!

Ist Ihnen eigentlich, *en passant* sozusagen, auch aufgefallen, daß nahe der Westspange, im Viereck von Knappschaft, Post, Landeszentralbank und ... ja, genau dort eben, verdächtig wenig Kräne ihre Kreise ziehen und eigentlich kaum ein Bauarbeiter damit beschäftigt scheint, das erste saarländische Multiplex-Kino auch nur ein paar Meter aus dem Boden hervorzuholen – das Kino, das doch schon vor gut fünf Jahren eine äußerst dringliche Angelegenheit war und zwischenzeitlich, folgt man der SAARBRÜCKER ZEITUNG, bereits mehrfach fertiggestellt sein sollte – erst Ende '96, dann „ursprünglich“ (?) Ende '97 –, das nun aber offenbar wirklich und im Ernst („Im Mai soll's losgehen“ – SZ vom 7./8.3.98 – mit dem Bau nämlich), wenn auch nicht mehr im Herbst '98, so doch „wohl im Herbst 1999“ eröffnet werden soll?!

Was ist hier nun wieder los? Haben die Beteiligten keine rechte Freude mehr an der Sache? Wieso schrumpft der Kino-Komplex inzwischen langsam, von geplanten 3.000 auf „2.600 bis 2.700 Plätze“, natürlich ebenfalls „geplant“ (SZ, ebd.)? Ist es der Anfang vom Ende? Müssen wir, statt um eine Investitionsruine, inzwischen schon um eine Planungsruine bangen?

Jedenfalls hat Saarbrücken nun ganz gewiß nicht mehr die zweifelhafte Chance, frühes Exempel eines Oberzentrums zu sein, das eine Multi-Abspielstätte kriegen sollte, bevor noch alle deutschen Halbmillionenstädte entsprechend ausgestattet waren. Schlimmer noch, inzwischen reiht man sich hier in eine Warteschlange ein, die bei Augsburg beginnt und bei Wolfenbüttel (vorläufig, nächsten Zwickau?) endet, wobei nicht einmal ausgemacht scheint, daß auch nur die alphabetische Ordnung eingehalten würde.

Was mag wohl schiefgelaufen sein?

To be continued...

Moderne Zeiten

Das Asylrecht in der Klemme

Von Bernhard Dahm

Vom 2. bis 11. Januar 1998 fand in der Saarbrücker Johanneskirche ein Hungerstreik von 70 kurdischen Asylbewerbern aus der Türkei statt, die ihre Abschiebung in das Heimatland befürchteten. Der Hungerstreik war ein Medienereignis. Zahlreiche Rundfunk- und Fernsehsender im In- und Ausland ebenso wie Printmedien berichteten über ihn. Diesem Hungerstreik vorausgegangen war eine Reihe von „Kirchenasylen“ in saarländischen Kirchengemeinden, insbesondere in der Völklinger *Friedenskirche*. Anfang Juni fand in Saarbrücken ein weiterer Hungerstreik abgelehnter kurdischer Asylbewerber aus der Türkei statt.

Bereits im Sommer 1997 war es in der Landesaufnahmestelle Lebach und in anderen Unterkünften zur Aufnahme von Asylbewerbern zu Protesten von ca. 300 der dort Untergebrachten gekommen. Sie wandten sich gegen die Verschärfungen des ab dem 1. Juni 1997 geänderten *Asylbewerberleistungsgesetzes* (*AsylbLG*). Die Situation stand kurz vor der Eskalation. Hierüber wurde in den Medien jedoch nicht berichtet. Nach dem neuen Gesetz sollen die Betroffenen nicht nur eine jahrelange Unterbringung in beengten Wohnverhältnissen mit teilweise 4-6 Personen in einem Zimmer hinnehmen, sondern sich nun auch noch über Jahre hinweg aus Lebensmittelpaketen ernähren. Daran kritisierten die Flüchtlinge insbesondere, daß es nur wenige Sorten Gemüse und keinen Salat, qualitativ minderwertigen Reis, kein frisches Fleisch und keinen frischen Fisch, sondern nur Tiefkühlkost bzw. Dosenware und schnell verderbliches Brot beinhalte.

Die Asylbewerber machten in diesem Zusammenhang auch die bürokratische Verfahrensweise bei der Ausgabe von Schulmaterialien für Kinder zum Gegenstand ihres Protestes. Sie müssen momentan gegenüber der Landesaufnahmestelle in Lebach eine Bescheinigung der Schule vorlegen, welche Lernmaterialien dort erforderlich sind. Die Leistungsabteilung der Behörde muß dann eine Genehmigung erteilen, damit die Lernmaterialien bezogen werden können. Diese bürokratische Praxis hat zu schulischen Problemen der Kinder geführt, weil sie nicht rechtzeitig über die erforderlichen Lernmaterialien verfügen konnten.

Die Protestaktionen sind Ausdruck der immer schwieriger werdenden Situation für Flüchtlinge in der BRD. Zu einem Zeitpunkt, zu dem sich laut Auskunft des *Hohen Flüchtlingskommissars der UNO* weltweit 50 Millionen Menschen (gegenüber 25 Millionen vor drei Jahren) auf der Flucht befinden, betreibt die BRD gegenüber den um Hilfe Nachsuchenden eine kostspielige Politik der Abschottung. Sie argumentiert, zwar kein Geld zu haben, stockt jedoch gleichzeitig ihren Überwachungs- und Grenzschutzapparat erheblich auf. Weiter will sie durch die Verabschiedung neuer Gesetze die Zugangsmöglichkeiten von Flüchtlingen erschweren, wenn nicht sogar sie davon abzuhalten, überhaupt um Schutz nachzusuchen.

Nach Angaben des *Bundesamtes für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge* hat es 1997 in der BRD nur noch 104.000 neue Asylsuchende gegeben. Unerwähnt bleibt allerdings die Tatsache, daß mindestens 94.000 weitere Personen an den Grenzen abgewiesen wurden, als sie versuchten, in die BRD einzureisen.

Sichere Drittstaaten ...

Von besonderer Relevanz für die erwähnten Maßnahmen ist die von einer Großen Koalition 1993 verabschiedete Neufassung des Asylrechts, die am 14. Mai 1996 vom Bundesverfassungsgericht (BVG) teilweise mit nur knapper Mehrheit bestätigt wurde. Danach kann Asylrecht in der BRD nicht mehr erlangen, wer auf dem Landweg einreist. Für den so Einreisenden wird unterstellt, daß er sich vor der Einreise in einem „sicheren Drittstaat“ befunden habe und bereits dort um Schutz hätte nachsuchen können. Personen, die bei dem Versuch der Einreise aus einem „sicheren Drittstaat“ in die BRD erwischt werden oder denen später eine solche Einreise nachgewiesen werden kann, müssen damit rechnen, dorthin zurückgeschoben zu werden. Wie problematisch die Entscheidung des BVG ist, kann anhand von Flüchtlingen, die nach Polen zurückgeschoben werden, demonstriert werden. Sie müssen befürchten, von dort gegebenenfalls in die Ukraine und daselbst, da die Ukraine der *Genfer Flüchtlingskonvention* (GFK) nicht beigetreten ist, weiter in ihr Her-



Kurdischer Hungerstreik in Saarbrücken, Juni 1998

kunfts- und potentiell Verfolgerland abgescho- ben zu werden. Gerade dies aber soll durch *Artikel 33 GFK*, den die BRD ratifiziert hat und wonach Kettenabschiebungen verboten sind, verhindert werden.

Daß sich das BVG gleichwohl für die Verfas- sungsgemäßheit dieser Neuregelung ausgespro- chen hat, dürfte nicht zuletzt an dem ungeheuren Druck liegen, der von der CDU/CSU auf das höchste deutsche Gericht nach dessen „Kruzifix- Entscheidung“ sowie nach der Entscheidung zum Ausspruch Tucholskys „Soldaten sind Mörder“ ausgeübt wurde. Bekanntlich wurde dem höchsten Gericht von Politikerseite angesichts der be- vorstehenden Entscheidung zum Asylrecht sogar damit gedroht, seine Kompetenz gesetzgeberisch zu beschränken. Die nach dem Grundgesetz zu Kontrollierenden drohten dem Kontrollorgan an, diesem gegebenenfalls „die Flügel zu stützen“! Welch ein Verständnis von Demokratie!

Vor diesem Hintergrund hat das BVG dann auch anläßlich der Veröffentlichung seiner Entschei- dung vom 14. Mai 1996 angekündigt, in Zukunft keine Eilrechtsentscheidungen bei bevorstehenden Abschiebungsmaßnahmen in Asylverfahren mehr treffen zu wollen. Heribert Prantl hat in der *SÜD- DEUTSCHEN ZEITUNG* hierzu angemerkt: „Hinter dem biedereren Wortgeklänge des Asylurteils ver- birgt sich die Abdankung des Bundesverfassungs- gerichts als Rechtsschutzorgan.“¹

... und „illegale Flüchtlinge“

Ebenfalls vom Bundesverfassungsgericht abgese- get wurde die Regelung des Asylkompromisses, wonach Personen aus „sicheren Herkunftsländern“ im Regelfall kein politisches Asyl beanspruchen können. In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, daß nach dem Willen der Bundesregie- rung auch die Türkei, jenes Land, dem im Rahmen

seiner NATO-Zugehörigkeit Waffen geliefert werden, als „sicheres Herkunftsland“ deklariert werden soll. Sich daran zu erinnern, ist in Anbetracht der Ereignisse an Weihnachten 1997 und zum Jahreswechsel anlässlich der Anlandung kurdischer Flüchtlinge aus der Türkei und dem Nordirak in Italien von Bedeutung. Bundesinnenminister Kanther hat in diesem Zusammenhang den Begriff der „illegalen Flüchtlinge“ geprägt und erklärt, die BRD sei nicht bereit, einen in der Türkei selbst verursachten Konflikt aufzuarbeiten².

Die Kurden, die in der Türkei anerkanntermaßen Opfer einer menschenrechtswidrigen Politik sind, sollen nach Auffassung des Bundesinnenministers dort bleiben, wo sie sich befinden. Wagen sie es dennoch zu kommen, werden sie zu „Illegalen“ erklärt. Es kümmert den Bundesinnenminister

auch nunmehr mit der skizzierten Einschränkung der „Sicheren-Drittstaaten-Regelung“).

Auch ignoriert der Bundesinnenminister die von der BRD völkerrechtlich akzeptierte Regelung des *Artikel 31 GFK*, wonach gegen einen Flüchtling wegen unrechtmäßiger Einreise oder ebensolchen Aufenthalts keine Strafen verhängt dürfen, sofern er unmittelbar aus einem Gebiet kommt, in dem sein Leben oder seine Freiheit im Sinne der *GFK* bedroht ist. Der Flüchtling muß lediglich unverzüglich nach seiner Einreise bei den zuständigen Behörden um Schutz nachsuchen und die Gründe darlegen, die seine unrechtmäßige Einreise bzw. seinen unrechtmäßigen Aufenthalt rechtfertigen. Die Abstempelung von Flüchtlingen zu „Illegalen“ ermöglicht es, unter Zustimmung großer Teile der Bevölkerung, gegen die um Schutz Nachsuchenden vorzugehen, da sie nicht mehr als Opfer, sondern als Täter dastehen.

Der Terminologie „illegal“ und damit „kriminell“ für einen Flüchtling bedient sich auch ein vom Saarland unterstützter Antrag des Landes Berlin in dem Entwurf eines *Zweiten Gesetzes zur Änderung des Asylbewerberleistungsgesetzes* vom 29. Januar 1998³, der vom Bundesrat verabschiedet wurde und das erst vor einem Jahr abgeänderte Gesetz erneut einschränkt. Danach sollten zunächst unter anderem solche Personen, die nach einem noch festzusetzenden Datum „unerlaubt“ in die BRD einreisen, Leistungen nur erhalten, soweit dies im Einzelfall und nach den Umständen unabweisbar geboten wäre (§ 1a Nr. 1 des Gesetzesentwurfs).

Wenngleich der Gesetzesentwurf auf Grund zahlreicher Proteste und Bedenken in dieser Form nicht verabschiedet wurde, bleibt abzuwarten, ob bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit der nunmehr fallengelassene Plan nicht wieder aufgegriffen wird. Tatsächlich hat der Gesetzgeber mittlerweile beschlossen, daß Personen, die in die BRD einreisen und einen Asylantrag stellen, um in den Genuß von Leistun-



Kurdische Demonstration in Saarbrücken am 29.9.96

wenig, daß das weiterhin (noch) geltende Grundrecht auf Asyl – angesichts der Schwierigkeiten, denen ein Flüchtling ausgesetzt ist, der sich nicht wie ein normal Reisender ein Visum besorgen kann – ein Zugangsrecht zum Asylverfahren und damit zum Territorium der BRD garantiert (wenn

gen nach dem *Asylbewerberleistungsgesetz* zu gelangen, ebenso nur noch Unterkunft und Verpflegung gestellt bekommen wie Personen, die sich ihrer die Identität nachweisenden Urkunden entledigt haben.

Es stellt sich die Frage, wie nachgewiesen werden soll, daß jemand tatsächlich nur deshalb einen Asylantrag gestellt hat, um in den Genuß der (bescheidenen) Leistungen des *Asylbewerberleistungsgesetzes* zu gelangen? Mit dieser Regelung wird die Prüfung der Asylberechtigung des Antragstellers vom allein dafür zuständigen Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge zu der die Leistung vergebenden Stelle weg- bzw. vorverlagert. Soll hiermit quasi über eine Hintertür von der nicht zuständigen Stelle auch noch definiert werden, daß ein Asylantrag allein deshalb gestellt wurde, um Leistungen zu kassieren, nachdem man unerlaubt eingereist ist? Und: Wie soll denn nachgewiesen werden, ob sich jemand tatsächlich seiner Papiere entledigt hat und nicht, wie dies bei politischen Flüchtlingen oft der Fall ist, deshalb seine Identität nicht nachweisen kann, weil er Hals über Kopf ohne Mitnahme seiner Habe, geschweige denn von Dokumenten, das Heimatland verlassen mußte?

Daß die hierbei angesprochenen Befürchtungen nicht von der Hand zu weisen sind, ergibt sich gerade aus der *Neufassung des Asylbewerberleistungsgesetzes*. Während der Vorberatungen zu der ab 1. Juni 1997 geltenden Gesetzesfassung⁴ war unter anderem diskutiert worden, Bürgerkriegsflüchtlinge ebenfalls zum Adressatenkreis des Gesetzes zu erklären, sie aber gleichwohl in den Genuß der weitergefaßten Möglichkeiten des Bundessozialhilfegesetzes gelangen zu lassen. Bei der Verabschiedung des Gesetzes wurden die Bürgerkriegsflüchtlinge dann aber gleichwohl als Beziehler verminderter Leistungen aufgeführt! Nach der geltenden Gesetzesfassung erhalten sie – ebenso wie Asylbewerber – über drei Jahre hinweg Naturalleistungen und ein geringes Taschengeld (80 DM pro Monat für einen Erwachsenen und 40 DM für ein Kind).

Big Brother ...

Der Druck auf die Flüchtlinge wird durch vom Bundesinnenministerium geplante weitere entwürdigende bürokratische Maßnahmen erhöht werden. So wurde eine Machbarkeitsstudie zu einer „Asylcard“ in Auftrag gegeben, die eine vollständige Verwaltung und Überwachung des Flüchtlings ermöglicht. 18 Funktionen soll die Asylcard beinhalten. Sie wäre Ausweis, Wohnheimschlüssel, elektronische Geldbörse, Patientenkarte, Nachweis über den Stand des Asylverfahrens.⁵ Angesichts der vielfältigen Verknüpfungsmöglichkeiten von Daten durch die moderne Informationstechnologie wäre mit einer solchen Plastikkarte die totale Überwachung ihres Inhabers möglich.

Durch den Einsatz von „Ethno-Linguisten“ bei der Anhörung der Flüchtlinge zu ihrem Verfolgungsschicksal durch das Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge sollen solche Personen ausfindig gemacht werden, die fälschlicherweise behaupten, aus einem Gebiet zu stammen, in dem politische Verfolgung stattfindet. Auch hier zeigt sich, daß der bundesrepublikanischen Flüchtlingspolitik das Leitbild des „Illegalen“ zugrunde liegt, dem mit allen Mitteln zu Leibe zu rücken ist, selbst wenn diese auch noch so fragwürdig sind. Die Aussagekraft der von Ethno-Linguisten verfaßten kostspieligen Gutachten ist alles andere als unumstritten. Welch ein Sachverständiger soll über die Kompetenz verfügen, die allein etwa 180 vorhandenen Sprachen und Dialekte auf dem Gebiet des Sudan auseinanderzuhalten und zuzuordnen? Äußerst problematisch dürfte es auch sein, festzustellen, ob ein Flüchtling aus der Demokratischen Republik Kongo (dem früheren Zaïre) oder aus Angola stammt, da in den Grenzregionen beider Länder Angehörige derselben Volksstämme leben.

Die Angst und das Gericht

Zu dem durch solche Maßnahmen auf den Flüchtlingen lastenden Druck kommt noch die ständige Angst hinzu, im Asylverfahren abgelehnt zu werden. Dabei muß angesichts der neueren Rechtspre-

chung des Bundesverwaltungsgerichts diese Angst gerade von solchen Personen gehegt werden, die in ihrem Heimatland Gefahr laufen, Opfer von Verfolgungsmaßnahmen zu werden. Vom genannten Gericht werden immer größere Personenkreise hinausdefiniert, die bislang zu Recht erhofften, in der BRD Schutz zu finden.

So hat das Bundesverwaltungsgericht das von ihm selbst zu früheren Zeiten geschaffene *Institut der Gruppenverfolgung* letztendlich wieder abgeschafft. Nach der bisherigen Rechtsprechung konnten Personen, die als Angehörige einer Gruppe verfolgt wurden, Asylrecht erhalten. In den Genuß dieser Rechtsprechung gelangten z.B. Kurden aus dem Irak ebenso wie Tamilen aus Sri Lanka oder Albaner aus dem Kosovo (Bundesrepublik Jugoslawien). Gerade anhand der Kosovo-Albaner hat das Bundesverwaltungsgericht jedoch mittlerweile entschieden, daß eine Gruppenverfolgung von einem Fachgericht nur noch angenommen werden könne, wenn nachweisbar wäre, daß jeder einzelne Angehörige der Gruppe in seinem Heimatland tatsächlich von Verfolgungsmaßnahmen bedroht ist. Diesen Nachweis kann natürlich kein Fachgericht vom Boden der BRD aus treffen, so daß das *Institut der Gruppenverfolgung* mittlerweile leerläuft und deshalb zigtausende Asylbewerber mit ihrer Abschiebung rechnen müssen.

Ebenso hat das Bundesverwaltungsgericht im Mai 1997 entschieden, daß für in der BRD geborene Kinder von Asylbewerbern, wollen diese von ihren Eltern ein Asylrecht ableiten, direkt nach der Geburt und innerhalb einer Frist von zwei Wochen ein Asylantrag zu stellen ist. Bisher war ein großer Teil der Rechtsprechung davon ausgegangen, daß ein solcher Antrag innerhalb eines Jahres nach der Geburt zu stellen ist. Auch auf diese Weise wird die Zahl anerkennender Entscheidungen drastisch reduziert, wenngleich die hiervon betroffenen Kinder im Falle der Anerkennung ihrer Eltern ausländerrechtlich Anspruch auf Erteilung eines Aufenthaltsstatus haben. (In diesem Augenblick aber werden die asylberechtigten – somit als von ihrem Heimatland als Verfolgte anerkannten – Eltern gezwungen, mit den Behörden des Heimatlandes Kontakt aufzunehmen, um sich für ihre Kinder

Ausweispapiere ausstellen zu lassen, in die dann die Aufenthaltsgenehmigung der BRD für das Kind eingetragen wird!).

Von immer größer werdender Bedeutung ist die Rechtsprechung des Bundesverwaltungsgerichts, wonach als Voraussetzung für die Anerkennung als Asylberechtigter gemäß *Artikel 16 a Abs. 1 Grundgesetz* oder als politischer Flüchtling gemäß *§ 51 Abs. 1 Ausländergesetz* eine Verfolgung durch einen Staat oder eine staatsähnliche Macht erfolgen muß.

In Afghanistan ...

Hiervon besonders betroffen sind derzeit Asylbewerber aus Afghanistan, denen das Recht auf Asyl abgesprochen wird. Dabei ist allgemein bekannt, unter welchen Umständen Menschen in diesem Land leben und leiden müssen, nachdem die radikal-islamistische *Taliban* Ende August/Anfang September 1996 über eine Fläche von ca. 70 Prozent des Landes die Macht übernommen hat. Die *Taliban* werden finanziell von Saudi-Arabien und Pakistan unterstützt, wobei es kein Geheimnis mehr ist, daß die neuen Machthaber verdeckte Unterstützung der USA erhalten, da ein US-amerikanisches Erdölkonsortium Interesse an gesicherten Erdgas- und Erdölpipelines von Turkmenistan über Afghanistan nach Pakistan hat.⁶

Nachdem es in Afghanistan bis zur Machterrbichtung durch die *Taliban* nie einen Staat nach westlichem Verständnis gegeben hat⁷, haben die neuen Machthaber ein umfassendes System der Kontrolle über den von ihnen beherrschten Teil des Landes errichtet, das gegen die Bevölkerung mit drakonischen Mitteln durchgesetzt wird. Es existiert sowohl eine zentrale Regierung als auch ein Gerichts- und Gefängnisssystem. Frauen sind im wesentlichen aus dem Alltag verbannt; sie dürfen keiner Erwerbstätigkeit mehr nachgehen und müssen in der Öffentlichkeit die Burka, ein den gesamten Körper verhüllendes Gewand mit vergittertem Sehschlitz, tragen. Eine Frau, die sich in der Öffentlichkeit zeigt, muß – insbesondere wenn sie alleinstehend ist und für sich und gegebenenfalls den Unterhalt ihrer Kinder aufkommen muß – mit



Kurdische Demonstration in Bonn 1996

Vergewaltigung durch Milizen der neuen Macht-haber rechnen. Mädchen dürfen keine Schule besuchen und das Hören von Musik ist verboten. Auch Männer haben sich an den von den *Taliban* verhängten Moral- und Sittenvorstellungen zu orientieren. Ein Mann, der sein Haar nach Auffassung der Sittenwächter zu lang oder seinen Bart zu kurz trägt, muß mit dem öffentlichen Abschneiden der Haare und der öffentlich vollzogenen Prügelstrafe rechnen. Sittenwächter der *Taliban* kontrollieren nachts in den Wohngebieten und klettern mittels mitgeführter Leitern in Wohnungen, um festzustellen, ob der von ihnen verordnete strenge Lebenswandel eingehalten wird! Wer mit den früheren Regimen, sei es mit denen von der UDSSR unterstützten, sei es mit denen der nachfolgenden *Mujaheddin-Regime*, zusammengearbeitet hat, muß mit unnachgiebiger Verfolgung rechnen. Unter diesen unerträglichen Zuständen haben mittlerweile mehrere Millionen Afghanen ihr Heimatland fluchtartig verlassen und suchen in der BRD um Schutz nach, allerdings in einer relativ geringen Zahl.

... gibt es keine politische Verfolgung!

Wurden diese Flüchtlinge zunächst vor der Macht-ergreifung durch die *Taliban* mit dem Argument abgelehnt, in ihrem Heimatland gebe es keine staatliche oder quasi-staatliche Macht, so hat das Bundesverwaltungsgericht nach Errichtung einer solchen Staatsmacht durch die *Taliban* mit zwei Entscheidungen vom 4. November 1997 anerkennende Urteile des Bayerischen und des Hessischen Verwaltungsgerichtshofs mit der Begründung aufgehoben, es sei nicht sicher, ob eine von diesen Gerichten angenommene quasi-staatliche Macht auf Dauer angelegt sei. Dies aber sei Voraussetzung dafür, daß Schutz vor Verfolgung gewährt werde!

Das Asyl- und Flüchtlingsrecht wurde nach dem Zweiten Weltkrieg vor dem Hintergrund eines Staatsverständnisses westlicher Prägung und der Erfahrung der nationalsozialistischen Verfolgung-

gen geschaffen. In jüngster Zeit kristallisiert sich jedoch zunehmend heraus, daß in vielen Bereichen der Erde, und zwar gerade in den Gebieten, in denen die größten Flüchtlingsbewegungen stattfinden, von (Staats-) Gebilden ausgegangen werden muß, die nicht dem westlichen Verständnis entsprechen. Von der Rechtsprechung des Bundesverwaltungsgerichts müßte eigentlich erwartet werden, daß sie vor dem Hintergrund des dem Asyl- und Flüchtlingsrecht innewohnenden humanitären Schutzgedankens einer Entwicklung gerecht wird, die größere Gebiete der Erde zu „weißen Flecken“ macht, welche für Ausländer nicht mehr ohne weiteres begehbar sind und in denen die dort lebenden Menschen nur bei steter Gefährdung von Freiheit und Leben vegetieren können.

Das Bundesverwaltungsgericht geht jedoch noch darüber hinaus und verwehrt den Betroffenen auch den gebotenen Abschiebungsschutz nach der *Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK)*. Nach deren *Artikel 3* ist es einem ihrer Signatar-Staaten, zu denen auch die BRD gehört, verwehrt, einen Menschen in ein Land abzuschieben, in dem ihm unmenschliche oder erniedrigende Behandlung droht.

Der in Straßburg ansässige Europäische Gerichtshof für Menschenrechtsfragen hat am 17. Dezember 1996 mit seiner Entscheidung *Ahmed gegen Österreich* ausgeführt, daß *Artikel 3 EMRK* absolut, das heißt ohne jegliche Einschränkung zu beachten sei. Es komme nicht darauf an, ob die Gefahr im Heimatland des Betroffenen von einem Staat oder einer staatsähnlichen Gewalt ausgehe. Ausdrücklich in Widerspruch zu dieser Entscheidung des Europäischen Gerichtshofs hat das Bundesverwaltungsgericht in Fortsetzung seiner Asyl- und Flüchtlingsrechtsprechung entschieden, daß auch im Falle der *EMRK* das Vorhandensein einer staatlichen oder quasi-staatlichen Macht Voraussetzung sei, um in den Genuß des Schutzes des Vertragswerkes zu gelangen. Da hierzulande immer wieder die Forderung nach einer Harmonisierung des Asyl- und Flüchtlingsrechts auf europäischer Ebene erhoben wird, zeigt dieses Beispiel, daß tatsächlich nur eine Nivellierung nach unten gemeint ist.

Für Betroffene bleibt damit allenfalls ein jeweils drei Monate währender Abschiebungsschutz, der zunächst vom Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge festgestellt und sodann von den Ausländerbehörden alle drei Monate neu überprüft werden muß. Es dürfte nachvollziehbar sein, welch ein Druck hierüber auf die betroffenen Menschen ausgeübt wird, die keine Lebensperspektive mehr finden können und deshalb oftmals psychisch krank werden. Soll dies Schutz vor Verfolgung sein?

Schöne neue Welt

In Zeiten, in denen überall und jederzeit das „global village“ propagiert wird, stellt sich heraus, daß dieses Prinzip nur solange gilt, als es der Durchsetzung neo-liberaler Wirtschaftspolitik hilft. Menschen in Not haben von den Segnungen des „global village“ nichts zu erwarten. Allenfalls können sie damit rechnen, mit Hilfe neo-liberaler Herrschaftstechnik außer Landes oder dazu gebracht zu werden, freiwillig zu gehen.

Gerade die Entwicklung des Asyl- und Flüchtlingsrechts in der BRD belegt, was Ralf Dahrendorf als wesentliches Merkmal für das kommende Jahrhundert prognostiziert hat. Er spricht vom bevorstehenden „autoritären Jahrhundert“ und hier findet auch Günter Grass mit seiner Laudatio anläßlich der Verleihung des *Friedenspreises des Börsenvereins des deutschen Buchhandels* an den türkischen Schriftsteller Yasar Kemal im Herbst 1997 Bestätigung, der vor einer „demokratisch-legitimierten Barbarei“ warnte.

Alle aber, die meinen, die Einschränkung von Menschenrechten gelte nur gegenüber den unerwünschten „Fremden“, seien auf folgendes hingewiesen:

Die Einschränkung bzw. Abschaffung von Menschenrechten gilt universal, ganz im Sinne des „global village“. Es ist festzustellen, daß das Asyl- und Flüchtlingsrecht ganz offensichtlich als Experimentierfeld für den Abbau auch der Rechte der in der BRD lebenden Bevölkerung genutzt wird. So wurde zunächst auf dem Gebiet des Asylrechts

eingeführt, daß ein Rechtsmittel gegen eine Entscheidung eines Verwaltungsgerichts nicht ohne weiteres, sondern nur unter Berücksichtigung von das Rechtsmittel stark einschränkenden Voraussetzungen eingelegt werden kann. Seit dem 1. Januar 1997 ist dies generell auf dem Gebiet des Verwaltungsrechts gültig. Seitdem bestimmt die Verwaltungsgerichtsordnung, daß eine Berufung nur noch dann durchgeführt wird, wenn nach einem vorgeschalteten Antragsverfahren auf Zulassung der Berufung diese durch das Oberverwaltungsgericht (bzw. den Verwaltungsgerichtshof) zugelassen ist. Als Effekt dieser Rechteeinschränkung ist festzustellen, daß – nachdem bisher ca. 20-25 Prozent der eingelegten Berufungen für den Rechtsmittelführer erfolgreich verliefen – mit der Neuregelung nur noch 5-10 Prozent der Anträge auf Zulassung der Berufung zur tatsächlichen Zulassung geführt haben.⁸

Begründet wurde die Neuregelung des Berufungsrechts übrigens mit dem Erfordernis einer „Deregulierung“ des Rechts, um die BRD für die Ansiedlung von Unternehmen attraktiver zu machen. Auch auf anderen Rechtsgebieten wird erkennbar, daß eine Nivellierung nach unten stattfinden soll, wobei es nunmehr auch beim Bundesverfassungsgericht Überlegungen gibt, das Recht des Bürgers auf Verfassungsbeschwerde stark einzuschränken.

Unter dem Druck der alle Lebensbereiche durchdringenden „Diktatur der Ökonomie“ soll offensichtlich neben dem Sozialstaatsgedanken auch das Rechtsstaatsprinzip geopfert werden. Die Menschenrechte, für die jahrhundertlang gekämpft wurde, sollen gänzlich dem Markt preisgegeben werden. Gerechtigkeit wird damit zum teuren und knappen Gut.

Wieviel Gerechtigkeit darf's denn sein? Oder: Kurzer Prozeß!

In diesen Zusammenhang gehört auch, daß der Staatssekretär im Saarländischen Justizministerium, Dieter Gruschke (SPD), von den Richtern der saarländischen Verwaltungsgerichtsbarkeit mehr

Leistung in Form von mehr erledigten Verfahren verlangt. Der Staatssekretär polemisiert, wenn er anführt, es entspräche dem Prinzip der richterlichen Unabhängigkeit, wenn das Verwaltungsgericht Trier für die Anhörung eines kurdischen Asylbewerbers aus der Türkei eine viertel Stunde benötige und das Verwaltungsgericht des Saarlandes zwei Stunden. Und er kritisiert die umfangreichen Urteilsbegründungen, die die saarländische Verwaltungsgerichtsbarkeit gegenüber der rheinland-pfälzischen Gerichtsbarkeit erstellt.

Abgesehen davon, daß der Verfasser im Rahmen seiner Tätigkeit beim Verwaltungsgericht Trier in aller Regel noch nicht die Erfahrung gemacht hat, daß die Verfahren dort lediglich 15 Minuten dauern und es fraglich ist, woher der Staatssekretär seine Informationen hat, bedeutet die von ihm vertretene Auffassung ein Abrücken von rechtsstaatlichen Kriterien zugunsten von mehr „Fallerledigungen“. Es liegt auf der Hand, daß bei der vom Staatssekretär eingeforderten Straffung der Verfahren der Grundsatz des rechtlichen Gehörs auf der Strecke bleiben wird. Von einem „fair trial“ kann keine Rede mehr sein, wenn dem vom Staatssekretär ausgehenden Druck nachgegeben werden würde.

Anmerkungen

1. SÜDDEUTSCHE ZEITUNG 15./16.5.1996.
2. Bundesinnenminister Kanther, in: *Tagesgespräch Südwestfunk*, 1. Hörfunkprogramm, 6.1.1998.
3. Drucksache 691/1/97.
4. Vgl. hierzu meine Beiträge in SAARBRÜCKER HEFTE Nr. 74 und Nr. 75.
5. Die TAGESZEITUNG vom 16.1.1998.
6. „Die Taliban als Wächter der Scharia und der Pipeline“, in: LE MONDE DIPLOMATIQUE vom 15.11.1996, sowie „Allahs furchbarste Geißel“, in: DER SPIEGEL Nr. 49, 1997.
7. So das dem Auswärtigen Amt nahestehende *Deutsche Orient-Institut* mit Stellungnahme vom 12.6.1995 an das Verwaltungsgericht Hannover.
8. So Richter Bader auf einer Tagung der *Rechtsberaterkonferenz* am 14./15.11.97 in Meckenheim/Merl für den VGH Baden-Württemberg.

Saarbrückens Glanz und Glamour

Saarländische Studierende beweisen beim Winterball, daß sie den Dress-Code beherrschen

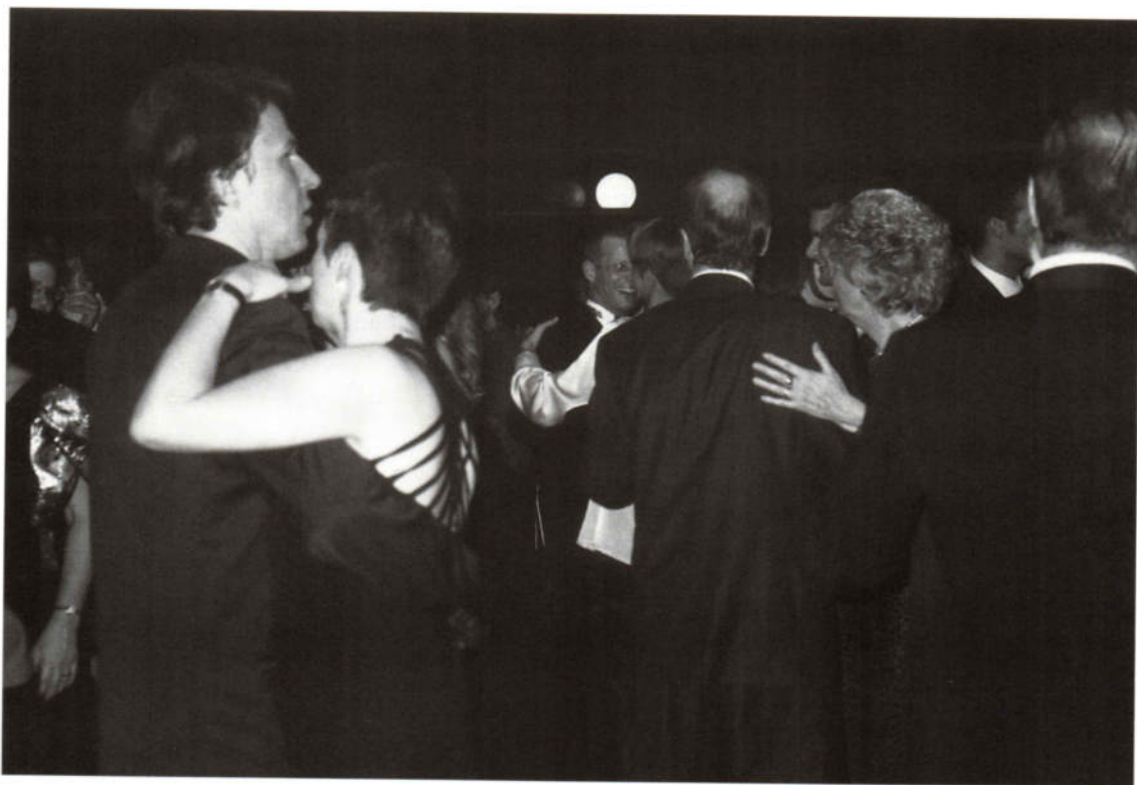
Von Elisa Müller-Adams

Erst vor kurzem beklagte in einer Fernsehreportage der Angestellte eines der großen Juwelier-Häuser der Welt, daß die Nachfrage nach juwelenbesetzten Colliers, aufwendig gearbeiteten Schmuckstücken und großen Diamanten in letzter Zeit stark zurückginge. Der Grund, so der von sinkenden Verkaufszahlen geplagte Juwelier, sei ganz einfach: Es gibt sie eben kaum noch, die großen, festlichen Gelegenheiten, die rauschenden Ballnächte, bei denen es an Dekolletés, Finger und Ohren so richtig funkeln darf. Stattdessen ist heutzutage die Neue Bescheidenheit angesagt.

Nun, das mag für die Metropolen der Welt und die Treffpunkte des Jet-Set gelten, für Saarbrücken

lichkeiten zum 50jährigen Jubiläum der Saar-Uni und festlicher Rahmen für die Präsentation des neuen Erscheinungsbildes der Uni-Zeitschrift „Campus“ (von allen Lesern dieser bedeutenden Stimme in der saarländische Medienlandschaft sicherlich mit Spannung erwartet). Soviel gesellschaftliche Bedeutung verdient natürlich auch Berichterstattung in den SAARBRÜCKER HEFTEN und so waren wir als Reporter auf dem Tanzparkett unterwegs.

Die SAARBRÜCKER ZEITUNG konnte sich ebensowenig der Wichtigkeit dieses Ereignisses entziehen. Wichtigste Frage in der Rubrik *Szene Saarbrücken – Menschen und Meinungen* am Tag vor dem Ball:



kann das nicht richtig sein. Denn wir haben es noch, das gewisse Etwas aus Eleganz und Stil, kurz gesagt: wir haben Glamour. Und der entfaltet sich gänzlich beim alljährlichen Winterball der Saarbrücker Hochschulen, dem bedeutendsten gesellschaftlichen Ereignis im Saarland. Der diesjährige Ball am 24. Januar in der Kongreßhalle war sogar ein besonderes Highlight: Auftakt der Feier-

Kennen die Studierenden eigentlich den Dress-Code für einen derartigen Abend? Diese Bedenken sind ja nun durchaus verständlich, hat man doch gerade in den Wochen der Studentenproteste immer wieder Studenten auf den Straßen gesehen, die allesamt nicht so aussahen, als wüßten sie, was man zum Walzer trägt. Außerdem sollten sich so bedauerliche Vorfälle wie im vergangenen Jahr



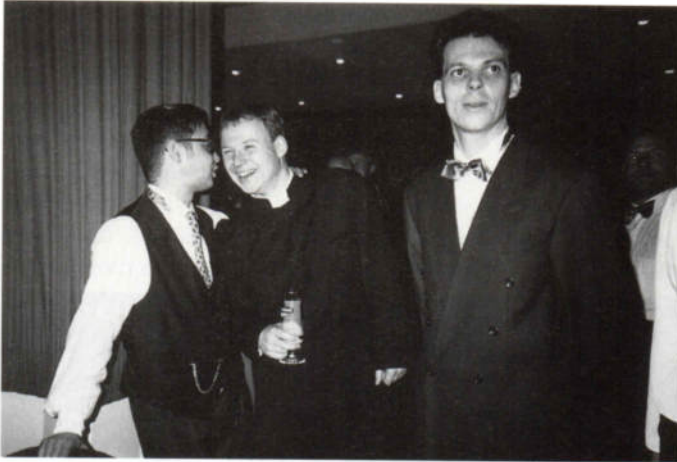
nicht wiederholen. „Damals habe ich auch Besucher in Jeans und sogar mit weißen Socken gesehen. Und die sind nun wirklich mega-out.“, klagt der SZ-Autor. Lobenswert dagegen das Beispiel einer Studentin, die dem Szene-Beobachter gesteht: „Ich esse schon seit zwei Wochen nichts mehr, damit ich in dieses Kleid reinpasse.“ Das ist doch wirklich erschütternd! – Dazu, da wir bei den SAARBRÜCKER HEFTEN unseren gesellschaftlichen Auftrag tatsächlich ernst nehmen, ein Vorschlag, um solche Leiden in Zukunft zu verhindern: Vielleicht sollte die Mensa ab nächstem Jahr im Januar zusätzlich noch ein Essen aus der Kategorie „Lean Cuisine“ anbieten. Was den Dress-Code angeht, scheint der Appell der SAARBRÜCKER ZEITUNG jedenfalls gewirkt zu haben, denn nach dem Ball verkündete sie erleichtert: „Vor allem edler Zwirn“. Ergänzend ist hinzuzufügen, daß bei den Damen Rot wohl langsam Schwarz ablöst. Modetrend oder Protest gegen die Bildungspolitik des Bundes?

Jedenfalls freute sich Uni-Präsident Professor Dr. Günther Hönn (Smoking) in seiner Rede darüber, daß die Studierenden so zahlreich zum Ball erschienen waren (man stelle sich mal einen Abend mit 2000 Professoren vor, das wäre sicher nicht ganz so lustig), vergaß allerdings bei der Begrüßung der VIPs – von denen ja auf diesem Ball immer Mass’ die Meng’ rumlaufen, in diesem Jahr so illustre Gestalten wie Staatssekretär Rüdiger Pernice (dunkler Anzug), Saartoto-Direktor Kurt Bohr (dunkler Anzug) und Baudezernent Professor Horst Wagner (dunkler Anzug) – die an seinem Tisch sitzende Vorsitzende des AStA (bordeauxrotes Kleid, lang) zu erwähnen. Die vermied einen Eklat, verließ den Saal und holte sich an der Bar im Foyer Ost erst mal ein Bierchen.

Dort, im Foyer Ost, war es sowieso am lustigsten – hier tanzten auch der SAARBRÜCKER-HEFTE-Society-Reporterin be-

kannte Persönlichkeiten, z.B. Katja (schwarzes Kleid, kurz), Karen (brombeerfarbenes Spitzenkleid, kurz), Petra (nachtblaues Kleid, lang) Tillmann, Guido und Thomas (alle dunkler Anzug). Für Leser, die sich in der Topographie des Winterballs nicht auskennen: Die rund 2000 Gäste verteilen sich auf vier Tanzflächen; den großen Saal (da sitzen die ganz wichtigen Leute), das Foyer West, der neue Saal West (ersetzte in diesem Jahr





zum erstenmal den Kleinen Saal) und eben das Foyer Ost mit der großen Bar und Musik bis morgens um vier (guter Standort für Leute, die mit den billigen Karten ohne Tischreservierung, sozusagen last minute, zum Ball kamen). Zwischen den beiden Foyers gab es was zu essen – die Rettung für die ausgehungerten Studentinnen –, allerdings waren die Preise für die Austern (4 DM pro Stück) dem studentischen Geldbeutel nicht ganz ange-

messen: Glamour hat eben auch seinen Preis. Vielleicht nicht so exklusiv, aber besser und billiger konnte man ein Stockwerk tiefer in Jacques Bistro essen.

Weil man gelegentlich mal eine Pause beim Tanzen einlegen muß, gibt es beim Winterball auch ein Rahmenprogramm. Stargast war die Kabarettistin Alice Hoffmann, aber mit *Dr. Schröders A-Capella GmbH & Chor KG* vom Collegium Musicum waren tatsächlich auch Studierende auf der Bühne zu sehen. Der Vollständigkeit halber muß noch erwähnt werden, daß weder Schirmherr

Oskar Lafontaine noch Kultusminister Henner Wittling zum Ball erschienen – vielleicht mangelte es ihnen ja an dunklen Socken.

Das 50jährige Jubiläum der Universität ging in der rauschenden Ballnacht irgendwie etwas unter. Der Ausstellung im Foyer fehlte wahrscheinlich der Glamour. Den hat dafür der „Campus“ – der erscheint nämlich jetzt in Hochglanz.

Was hat es denn nun gebracht?

Ein Rückblick auf den Uni-Streik

Von Armgard Müller-Adams*

Als ich Anfang November '97 durch den AStA strich und versuchte, meine KollegInnen von der Notwendigkeit eines Streiks zu überzeugen, sank meine Hoffnung, daß die ohnehin so trägen Saarbrücker Studierenden zwei Wochen später dem Aufruf zum Streik folgen sollten. Denn, wenn es schon schwierig war, unter AStAntInnen einen Konsens herzustellen, wie sollte dann eine Vollversammlung über die Frage „Streik! – oder lieber nicht“ positiv entscheiden?

In drei anderen Universitätsstädten wurde schon gestreikt – den Anfang hatten Gießens Erstsemester gemacht, aus Unmut über zu volle Seminare und ein schlechtes Studienangebot. Aus Gießen und Frankfurt kamen Mitte November deswegen auch KommilitonInnen, die uns um aktive Unterstützung baten.

In Saarbrücken aber gab es Bedenken, in den Streik zu treten. Viele befürchteten, den „konstruktiven Dialog“ mit dem KuMi durch einen Streik aufs Spiel zu setzen. So kam es Mitte November zu einer ersten Pressemitteilung unter dem Titel: „Der Fluch des falschen Zeitpunkts – oder warum wir jetzt nicht streiken“. Darin erklärten wir uns solidarisch mit den streikenden KommilitonInnen in Hessen und schrieben unter anderem: „Unsere Situation unterscheidet sich aber momentan von der unserer KommilitonInnen außerhalb des Saarlandes. Die erste Phase des Protestes liegt bei uns schon über ein Jahr zurück – damals war das Saarland dem Rest der Republik voraus, eine Großdemo gegen die 100 Millionen Sparlast für die Uni brachte 10.000 Menschen auf die Straße. Jetzt harren wir voll Ungeduld auf die Ergebnisse der Expertenkommission und auf Nachrichten aus dem KuMi.“

Dann aber traten die Gefahren der Novelle der Bundesregierung zum Hochschulrahmengesetz immer deutlicher hervor. Ebenso spitzte sich die Lage in Sachen BAföG zu, als die Länderfinanzminister ein von den Studierenden favorisiertes Reformkonzept verwarfen. Gleichzeitig entpuppte sich der „konstruktive Dialog“ mit dem Ministerium als Monolog unsererseits, in dem wir Vorschläge zur Umstrukturierung der Uni vorlegten, die aber kein Echo fanden.

Aus diesen Gründen riefen wir als eine der ersten „Folge-Unis“ eine Vollversammlung ein, in der die Studierendenschaft über die Frage „Streik ???“ entscheiden sollte.

Die Resonanz war überwältigend. Zu dieser ersten „Streikvollversammlung“ kamen über 2.000 Studierende, das Audimax war mehr als brechend voll. Selbst 1989 – das Jahr der letzten großen Studentenbewegung gegen die Möllemannsche Bildungsreform – waren weniger Studierende zu einer Vollversammlung erschienen. Das Abstimmungsergebnis war eindeutig: diese 2.000 hatten die Nase voll von den Verrenkungen der Bildungspolitik und den Sparfanfaren der FinanzministerInnen, deren Ergebnisse zum einen die zugigen Hörsäle und antiquierten Bibliotheken sind, mit denen sich die Studierenden der 90er Jahre herumzuschlagen haben, zum anderen die verheerende soziale Situation, die mittlerweile 60 Prozent der Studierenden zur Erwerbstätigkeit nötigt.

Die Studierenden der 90er müssen dank der neoliberalen Bildungspolitik wieder um etwas kämpfen, das alle seit den vielbeschworenen 68ern für sicher hielten: freier Zugang zu den Hochschulen und die Freiheit von Forschung und Lehre. Diese beiden Errungenschaften stehen nämlich spätestens seit der Ermöglichung von Studiengebühren durch die Novelle der Bundesregierung zum Hochschulrahmengesetz sowie durch die neue Wirtschaftshörigkeit der Bildungspolitik auf dem Spiel. Die Demokratie sollte auch jetzt an den Universitäten keinen Einzug halten.

Nach der Ausrufung des Streiks und Vorlesungsboykotts überrollte den AStA eine nie erwartete Woge des Engagements. Da unser Gebäude nun aus allen Nähten platzte, wurde erst einmal ein weiteres besetzt, in dem es genug Räumlichkeiten gab, um all die Arbeitsgruppen aufzunehmen, die sich gebildet hatten. Diese AGs dienten einerseits der Organisation des Streiks und der Koordination von Aktionen, andererseits beschäftigten sie sich mit den theoretischen Gründen des Streiks und suchten nach Wegen für deren Lösung.

Über 20 Arbeitsgruppen entwickelten konzentriert Konzepte zur Verwirklichung unserer Visionen.

Im Streik erlangten und zeigten wir Kompetenzen, die uns kein Seminar und keine Vorlesung hätten lehren können. Der Streik zeigte: wir sind die wahren Experten in Sachen Bildung. Der Streik war eine Warnung an alle Politiker quer durch alle Fraktionen, uns nicht länger mit Trostpflastern und Sonntagsreden abzuspeisen. Wir wollten Taten sehen.

Es folgte Demonstration auf Demonstration, Vollversammlung auf Vollversammlung. Aber es liefen auch viele kleine Aktionen, zum Beispiel die 24-Stunden Mahnwache am Bahnhof, die alle PassantInnen informierte, öffentliche Vorlesungen und Seminare, der Lernmarathon im Rathaus, um Versäumtes nachzuholen, Schwimmer in der Saar, nach dem Motto: „die Bildung geht baden“ oder auch die Verhüllung von Kunstwerken in der Stadt, um zu zeigen, daß es keine Kunst ohne Bildung gibt.

Außerdem „reisten“ wir Politikern nach, um immer wieder unsere Anliegen vorzutragen. Zweimal war unser Ziel Merzig. Dort sprach Ende November Bundesbildungsminister Rüttgers vor dem CDU-Parteitag. Etwa 200 Studierende begehrten deswegen Einlaß in die Halle. Über eine Stunde ließ man uns im Regen stehen. Erst dann wurde einer Delegation gestattet, mit Herrn Rüttgers im Inneren der Halle zu sprechen. Allerdings mußten sich die „Delegierten“ erst einmal von den „Türstehern“ der CDU treten und schubsen und auch sonst wie Kriminelle behandeln lassen. Zu guter Letzt wurde ich auch noch auf solch gefährliche Waffen wie Trillerpfeifen durchsucht – die mir dann auch „abgenommen“ wurden. Das Gespräch mit Herrn Rüttgers war kurz und unfruchtbar, denn er beharrte auf seiner Position, daß Studiengebühren nun einmal nicht zu vermeiden seien, weil die Kassen leer sind. Auf unseren Hinweis auf den Eurofighter – an dem man doch statt an der Bildung hätte sparen können –, war seine Antwort sinngemäß: „Der Eurofighter beschützt auch Eure Uni.“

Mittlerweile hatten die Demonstranten von draussen einen Weg durch den Hintereingang gefunden. Doch die CDU wollte nicht mit ihren Gästen sprechen und so drohte man uns mit der Hundertschaft

und der Hundestaffel der Bereitschaftspolizei, die bereits hinter der Halle Stellung genommen hatten. Es ist einzig und allein der Friedfertigkeit der Studierenden und der Besonnenheit der Merziger Polizei zu verdanken, daß Merzig nicht zu dem Ort wurde, an dem die Proteste der Studierenden in Gewalt umschlugen.

Ein weiteres Mal in Merzig zu Gast waren wir mit der „Geheimmission 5. Dezember“. Wir hatten erfahren, daß an diesem Tag Oskar Lafontaine in der Nähe von Schwemlingen den neuen Autobahnabschnitt Richtung Luxemburg eröffnen würde. Diese Gelegenheit konnten wir uns natürlich nicht entgehen lassen. Mit einem „Abfangkommando“ fuhren wir also nach Schwemlingen, krabbelten an den Brückenpfeilern der neuen Autobahn hoch, um dann von der linken Absperrrampe her mit Megaphon und Trillerpfeifen die Eröffnungsfeierlichkeiten zu stören und Herrn Lafontaine aufzufordern, nicht nur Autobahnen einzuweihen, sondern mit seinen „Landeskindern“ über deren Probleme zu sprechen.

Mit ziemlich weichen Knien und matschigem Muschelkalk an den Schuhen wurden wir von der Merziger Polizei nicht in den Mannschaftswagen, sondern auf die Autobahn zu Herrn Lafontaine geleitet. Dort diskutierten wir mit ihm, bis er uns in das Audimax, wo bereits 2.000 Studierende auf uns warteten, folgte. Lafontaine konnte nicht viel zum Expertenplan sagen, da er verständlicherweise schlecht vorbereitet war, aber die Eindrücke, die er hier gewonnen hat, trugen das ihre dazu bei, die SPD zu einem Kurswechsel zu bewegen. Die Gespräche mit Lafontaine und vielen SPD-Abgeordneten, die aus dieser ersten Begegnung erwachsen, haben zum Beispiel dazu geführt, daß die SPD ihre Zustimmung zum Hochschulrahmengesetz zurücknahm und die Novelle im Bundesrat ablehnte.

Die Aktionen und unsere Beharrlichkeit gegenüber PolitikerInnen brachten uns öffentliche Aufmerksamkeit und große Sympathie – wie die Umfragen der AG Forschungsgruppe Streik ergaben – in der Bevölkerung ein. Offensichtlich fühlten sich uns viele in dieser Zeit nahe: Gespräche mit PassantInnen und Spenden von Unternehmen bestätigten,

daß wir nicht die einzigen sind, die mit der Politik unzufrieden sind. Vor allem die Solidarität der Beschäftigten der ABB-Motorenwerke, die damals noch um ihre Arbeitsplätze kämpften, zeigte uns, daß wir auf dem richtigen Weg waren.

Wenn als einziges Ergebnis des Streiks bleiben sollte, daß all die mitwirkenden Studierenden, die so zusammengefunden haben, sich auch weiterhin für ihre Ideen einsetzen und sich sozial engagieren, dann hat diese Bewegung Bestand und wir Erfolg gehabt. Sicher ist, daß die Entscheidungsprozesse nicht mehr an den Studierenden vorbei oder über ihre Köpfe hinweg stattfinden können. Weite Teile der Studierendenschaft sind durch die Aktion politisiert worden. Noch nie – auch nicht zu Zeiten der oft zitierten 68er – waren Studierende so zielgerichtet und kompetent in Sachen Hoch-

schulpolitik. In der Tat gehen unsere Forderungen weiter, als die der Generationen vor uns – wir kennen die gesamtpolitische Komponente der Bildungsdebatte. Bildungspolitik ist Gesamtpolitik!

Wer behauptet, wir seien unpolitisch und zu brav, hat unser Anliegen nicht verstanden. Wir wollen grundlegende Veränderungen; die sind nicht über Nacht zu erreichen. Wir setzen auf langfristige Wirkungen. Wir werfen nicht mit Steinen, aber mit Argumenten. Gerade weil wir uns keine Straßenschlachten mit der Polizei geliefert haben, wie einige Journalisten es gerne gesehen hätten, werden wir auch heute noch ernst genommen.

*Armgard Müller-Adams ist Vorsitzende des Allgemeinen Studierenden Ausschusses (ASStA) der Universität des Saarlandes.

SAARBRÜCKER
FÜRSTENSITZ

Die schönsten
Polstermöbel in einer
unvergleichbaren Auswahl:

river
SB - Bahnhofstr. 54

Roger Manderscheid:
Tschako Klack. Bilder einer luxemburgischen Kindheit,
Gollenstein Verlag, Blieskastel
1997

Da schreibt einer, der seit Jahren in Berlin lebt, ein Luxemburger, in ellenlangen Briefen an Juliette, eine Freundin aus Kindertagen, seine Kindheit auf. Er ist „in der Mitte des Lebens angelangt..dort, wo die Vergangenheit mit einem Mal wichtiger zu werden beginnt als die Zukunft“ und er verspürt ein starkes Bedürfnis, „einmal in aller Ruhe und aus der Distanz heraus jenes verworrene Knäuel, das sich ICH nennt, von ganz vorne wieder loszuwickeln.“ (73) Roger Manderscheid ist sein Name und was er seiner Jull geschrieben hat, kann man in seinem Roman *Tschako Klack* nachlesen.

Der Roman setzt im Jahre 1935 ein und endet 1945 mit dem Kriegsende und der Befreiung Luxemburgs von der nazideutschen Okkupation. Christian, Held und Hauptfigur des Romans, ist das jüngste Kind eines Schreiners, Sargmachers und „Kuhbauern“ aus Itzig, einem kleinen Dorf in der Nähe von Stadt-Luxemburg. Auch Manderscheid, Jahrgang 1933, stammt aus diesem Dorf und man darf annehmen, daß der Roman weitgehend autobiografische Züge trägt. In einem bunten Bilderbogen von Geschichten und Episoden lernt der Leser die Familie und die Leute im Dorf kennen, den mühsamen Arbeitsalltag und die bescheidenen Lebensverhältnisse, ist dabei, wenn Kirmes gefeiert wird,

wenn geschlachtet wird, begleitet Klein-Christian in die Schule, in den Beichtstuhl, nimmt teil an seinen Streifzügen und Abenteuern im Dorf und in der Umgebung, an seinen Träumen, Ängsten und kindlichen Überlegungen. Die zweite Hälfte des Romans steht ganz im Zeichen der Okkupation Luxemburgs durch die Wehrmacht. Die Geschichten handeln jetzt von den einrückenden „Preisen“, dem militärischen Drill, der Schreckensherrschaft der Gestapo mit Hausdurchsuchungen, Deportationen und Standgerichten, den Luxemburger Kollaborateuren, Luftangriffen und anderen militärischen Operationen und den vereinzelt Aktionen des politischen Widerstands. Erzählt wird das alles aus der Perspektive der Hauptfigur, des kleinen Bauernjungen. Christian ist von Geburt an mit einer Glatze und gewaltigen Segelohren geschlagen. Zwar probiert er alle Tricks und Hausmittel aus, reibt sich mit Speckschwarte, Quittenmarmelade, Schweineblut und Neuschnee, Eidotter und Sägemehl, Butter mit Gartenerde und Pferdeäpfeln mit Honig ein, aber die Haare wollen nicht wachsen. Manderscheid bietet ganze Springfluten von Formulierungen auf, um diese Glatze gebührend zu benennen: „Der mit der blitzblanken Dachkammer“ (108), „der ohne Gras auf der Wiese“ (135), „der mit dem hellen Kürbis“ (155) usw.

Auch wegen seiner Segelohren muß „der mit den Monsterhorchmorscheln“ (201), der „Ohrenheini“ (85), „der mit den Hasenohren“ (149) einiges aushalten. Dieser kleine Knirps ist

jedoch alles andere als auf den Kopf gefallen. Er ist ein Kobold, ein Pffikus, manchmal auch ein „Hosenscheißer“ und Angsthase. Mit seinen Fragen und seiner kindlichen Naivität stellt er die Welt der Erwachsenen ein ums andere Mal auf die Probe. Beim sonntäglichen Kirchgang löchert er seinen „Opa“: „Wieso sitzen die Frauen auf der einen und die Männer auf der anderen Seite? Wieso fangen plötzlich alle zusammen mit Summen an? Was ist das für eine Sprache, in der sie nun singen? Wieso steigt der Kapitän in seiner bunten Uniform die Leiter zum Schiffskorb hinauf, um von dort aus, wie bei der Entdeckung Amerikas, zu brüllen und mit dem Finger auf die Leute aus dem Dorf zu zeigen? Wie kommt es, daß diejenigen, auf die er mit dem Finger zeigt, zusammenzucken? Wovor haben sie Angst? Haben sie was angestellt? Wieso schreit er: die Lauen wird er ausspucken und die Kalten zwischen den Zähnen zermahlen? Ist das preisesch, Opa? Wieso redet er nicht wie wir, Opa? Sind alle Leute aus dem Dorf Zuchthäusler, Pack, Gesindel? Wieso erhebt sich niemand, um zu protestieren? Wieso antwortest du mir nicht, Opa?“ (154)

Christians individuelle Geschichte ist eng mit dem dörflichen Leben verwoben. Der Roman zeigt sehr anschaulich und intensiv dieses Leben und wird so auch zu einem Heimat- und Sozialgeschichtsbuch. Die patriarchalische Großfamilie, die gemeinsam aus einer großen Schüssel zu Abend ißt, das bescheidene Bauernhaus mit

Scheune und Stall unter einem Dach, die Hirschgeweihe, Heiligenbilder und die gute Stube, die nur sonntags benutzt werden durfte, die dörfliche Hierarchie, in der ledige Mütter, Fabrikarbeiter und der Dorfkommunist ganz unten stehen und die „Herenbauern“ ganz oben, Manderscheid zeigt das dörfliche Leben sehr anschaulich und intensiv zu einer Zeit, in der im ländlichen Luxemburg noch nicht viel von Wohlstand und Fortschritt zu spüren war, aber auch nicht von Liberalität und Toleranz. Trotz einfühlsamer, ja liebevoller Beschreibungen der Dorfverhältnisse sieht und beschreibt Manderscheid auch Bigotterie, Mief, Rückständigkeit und den dumpfen Stillstand im Dorf. Christian klagt: „Tagaus, tagein sah das Dorf gleich aus. Es lag da wie aus Eisen. Die Strassen: graue, in der Erde festgeschraubte Eisenbänder; die Giebel, die Dächer: immerzu im gleichen Winkel, stur miteinander verankert, steif, wie erfroren. In diesem Dorf geschah nie etwas anderes als das, was schon seit ewigen Zeiten geschah, Tag für Tag, seit es die Welt gab. Oft schien es ihm, wenn er dort im Schatten auf der Haustreppe hockte und nichts mit sich anzufangen wusste, jemand hätte eine gläserne Glocke über das Nest gestülpt.“ (163f.)

Was den Roman sicher für uns deutsche Leser besonders interessant macht, ist die Darstellung der Kriegszeit. Ausführlich beschreibt Manderscheid die Besetzung des Dorfs und des ganzen Landes durch die deutschen Truppen, Kollaboration, Standgerichte, Sabotageversu-

che und Widerstand, Deportationen etc. Diese Passagen sind besonders eindrucksvoll, gerade weil Manderscheid dabei ohne erhobenen Zeigefinger und ohne Pauschalierungen auskommt. Weder werden alle „Preisen“ in Bausch und Bogen verteufelt, noch sind alle Dorfbewohner Widerstandskämpfer. Trotzdem beschönigt und verniedlicht er nichts.

Mit *Tschako Klack* ist Manderscheid ein bewundernswert unterhaltsamer, ja amüsanter Roman gelungen. Das liegt nicht zuletzt auch an den erzählerischen und sprachlichen Qualitäten dieses Autors. Manderscheids Sprache ist witzig, ironisch, karikierend, pointierend zugespitzt, aber auch ausschweifend breit, bilderreich, voller Sprachspiele und Lautmalereien und enthält immer wieder auch sehr lyrische und poetische Passagen. Die Geschichten, die Manderscheid erzählt, sind bunt, voller Leben, voller Überraschungen und immer mit einem Schlag hin zum Grotesken, zur Überzeichnung, zur Karikatur. Aus dem Blickwinkel eines Kindes ist die Welt der Erwachsenen ja auch einfach grotesk und verrückt!

Wegen der barock-überströmenden Sprache wurde Manderscheids Roman zurecht mit dem spanischen Schelmenroman verglichen. Ludwig Harig nennt auch Rabelais' „Gargantua“ und erinnert an Johann Fischart, der den Gargantua in lothringische Mundart übersetzte. Auch wo es um Krieg und Nazi-Besatzung geht, hält Manderscheid den witzigen, satirisch überbordenden Stil durch. Dabei gelingt

ihm, was in der Literatur kaum je gelungen ist und was deutsche Schriftsteller in der Regel gar nicht erst versucht haben: Die Verbindung von Krieg und Komik, von Gewalt und Groteske. Da spaziert eine Schildkröte namens Geraldine mit einem Luxemburger Fähnchen auf dem Rücken mitten durch eine Kompanie von „Preisen“, die auf dem Kirchplatz in Itzig zur Parade angetreten ist und – zu Stein erstarrt und Augen geradeaus – auf ihren General wartet. Da taucht plötzlich der Herr Hitler bei Christian zuhause im Kuhstall auf, zuerst als Hahn, der zwischen den Hühnern sitzt mit einem „schmalen schwarzen Schnurrbart und auf dem Kopf, anstelle des roten Kamms, die streng gekämmten Haare mit der Strähne über den Augen“ (386), dann als Feldmarschall in voller Uniform und ist Teil eines wilden Traumes des kleinen Christian, in dem außer Hitler noch Pius der Zwölfte in vollem Ornat, Gestapo-Typen, eine pudelnackte Lehrerin auf einem Kälbchen reitend und diverse Familienangehörige von Christian vorkommen.

Tschako Klack ist 1988 in Luxemburger Mundart erschienen und wurde im Großherzogtum schnell zu einem Bestseller. Fast zehn Jahre hat es dann gedauert, bis der Roman, der übrigens der erste Roman ist, der aus dem Luxemburgischen ins Hochdeutsche übersetzt wurde, den Weg zu uns nach Deutschland gefunden hat. Es wäre schön, wenn er auch bei den „Preisen“ ein Erfolg würde.

Dietmar Schmitz

Ohne Murren oder Jubel

Ulrike Kolb:

Schönes Leben, dtv, München
1996, 317 S.

„Hier hatte der Krieg kaum etwas verändert. Nach wie vor sah sie arm aus, diese Landschaft“. Diese Landschaft ist die saarländische Industrie- oder besser Grubenlandschaft in Ulrike Kolbs Roman *Schönes Leben*. Doch von dieser Landschaft entsteht kein Bild. Richtig heißt es von daher, „es war eine graue Landschaft“, aber auch dieses Grau erhält keine Schattierungen, Nuancen oder Abstufungen, sondern bleibt bloß ein Zitat, das zusammen mit den „Ortschaften, Zechensiedlungen“ nicht einmal dazu ausreicht, die Geschichten, die hier wiedergegeben werden, in einem faßbaren Raum anzusiedeln. Ob Paris oder die Marmeladenfabrik irgendwo in diesem vermeintlichen Saarland, an keiner Stelle des Romans wird der Raum oder die Lokalität greifbar: Alles ist schattenlos und nebelhaft, austauschbar und ohne Kontur. Die Geschichten der unterschiedlichsten Figuren, deren Mittelpunkt die Fabrik Robert Aschens ist, entspinnen sich in zahlreichen Episoden, aber ebenso wie die Landschaft nicht deutlich hervortreten vermag, bleiben die Figuren blasse Schemen.

Luise, deren Hoffnungen auf ein *Schönes Leben* im Romantitel sich wiederfinden, hatte Robert Aschen kurz vor dem Krieg in Paris kennengelernt. Robert war für Luise das, was sie sich unter einem Lebemann und Mann von Welt vorstellte. Ihn wollte sie haben, und ihn bekam sie auch.

„Das schöne Leben“, so heißt es dann lapidar, „hatte nach der Hochzeit noch eine Weile gedauert“. Der Krieg begann, und damit auch die Unannehmlichkeiten, die das schöne Leben beendeten, obwohl Robert Aschen keiner war, der sich Gedanken machte. Und Luise schloß sich ihm darin an. „Im übrigen war sie für das Schöne zuständig“. Was dann noch kam, war der Alltag, und das war Lily, die Tochter der beiden, das waren Roberts Geschäftsreisen und Fahrten nach Paris, die er auch immer mit Liebschaften zu verknüpfen gewußt hatte. Aber jetzt war Robert tot, auf mysteriöse Weise ums Leben gekommen bei einem Autounfall, womit der Roman einsetzt, und das Vorangegangene wird dem Leser in den Anfangsepisoden auf gelangweilt-distanzierte Art beigebracht. Luise muß sich nun um die Fabrik, die Arbeiter, ihre Tochter und so vieles andere alleine kümmern. Sie ist plötzlich eine junge Witwe geworden, verantwortlich auch für andere.

Aber da ist zum Glück für den Leser noch Josef Sukow, ein Fahrer, verheiratet, dem der Roman seine besten Szenen verdankt, immer dann, wenn er auf seinen Touren mit anderen Frauen ins Bett steigt, und Josef sich immer wieder an jedem neuen Morgen danach vornimmt, es müsse jetzt endgültig das letzte Mal gewesen sein mit Zizzy, Isabelle oder wie sie auch immer geheißen haben mochten. Und immer verflucht er jene wie alle Frauen, die doch einzig Schuld hätten, und immer ver-

flucht er die Triebhaftigkeit, die ihn in ihre Betten zwingt. Und da ist auch noch Max Cheer, der junge Mann aus Paris, der bei Aschens Geld verdienen möchte und deshalb Lily unterrichtet und sich mit Luise über die Erziehung nicht einig wird und der in schlaflosen und, wenn er wieder einmal in Paris ist, zuweilen mit Freunden durchzechten Nächten Hegel zu verstehen versucht, Max, der mit fast neunzehn Jahren noch mit keiner Frau geschlafen hat, was er, wenn es ihm einfällt, für eine Schande hält, und von welcher ihn Odile befreit, die ihn jedoch nach drei im Bett verbrachten Tagen und Nächten fortschickt. Max Cheer, der junge Mann aus Paris, der seinen Vater, der ein Deutscher ist, und sich von Max' Mutter trennte, weil diese für eine Halbjüdin galt, nicht kennt. Und seither hielt Max alle deutschen Männer für „die Figur des Manns-der-mein-Erzeuger-ist“, bis er alt genug war, es zu verstehen. Dann macht er sich auf den Weg, seine und seiner Verwandtschaft Vergangenheit aufzuklären. Seine Großmutter, geborene Scheer, war deportiert worden und es gelingt Max herauszufinden, wer das Haus kaufte und zu welchem Preis. Am Ende ging doch alles rechtens zu: Der Kaufpreis war in Ordnung und Zwang war dabei nicht festzustellen, woraufhin sich Max Cheer aus Deutschland für einige Jahre verabschiedet, genauso wie von einem Buchprojekt, das er schließlich doch noch an einen Verlag einsendet, wie die immer vorhandene Stimme aus dem Hintergrund noch anzumerken

weiß, die damit den Eindruck erweckt, sie redete von einem eigenen, halbherzig geschriebenen Buch, das schließlich auch noch an einen Verlag abgesandt wurde.

Aschens Tod und dessen Aufklärung hätte dem Roman immerhin ein Gerüst dafür geben können, daß die in zahlreichen Episoden vorgeführten, ebenso zahlreichen Figuren, die auf die eine oder andere Art irgendwie mit diesem Leben, mit dieser Fabrik, mit dieser Landschaft in Zusammenhang stehen, auch ihren Zusammenhalt fänden. So aber ist wegen dieses Todes nie-

mand bekümmert und niemand zu beruhigen, denn die Ruhe wurde auch niemandem genommen.

Kolbs Roman entläßt den Leser ohne Anlaß zur Zustimmung oder Ablehnung, ohne Murren oder Jubel, ohne Groll gegen die dargebotenen Figuren, deren Auftreten die Gelegenheit zu einem kaleidoskopartigen Blick auf die Zeit kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, auf zerbrochene, zerstörte oder zerrissene Leben und Lebensläufe hätte werden können, entläßt den Leser ohne Möglichkeit mit diesen zu hadern, sie zu ver-

urteilen, sie zu verstehen oder ihren Wegen zuzustimmen. Die Autorin hält über die ganze Länge des Romans konsequent ihren Berichterstatterton durch, der die Figuren dem Leser auf immer gleiche Entfernung vom Halse hält. Sie nimmt ihren Figuren letztlich mit ihrer nimmermüden Anwesenheit jede Chance, mehr als einen einzigen Gedanken selbst auszusprechen, ohne daß das Kolbsche Hintergrundrauschen sogleich wieder einsetzt.

Herbert Temmes

Langweiliger Budenzauber

Marcus Hammerschmitt:
Der Glasmensch und andere Science-fiction-Geschichten.
Mit einem Nachwort des Autors,
Suhrkamp Verlag, Frankfurt
a. M. 1995, 188 S.
Ders.: *Wind. Der zweite Versuch. Zwei Romane,*
Suhrkamp Verlag, Frankfurt
a. M. 1997, 228 S.
Ders.: *Target. Roman,*
Suhrkamp Verlag, Frankfurt
a. M. 1998, 122 S.

Frauen mögen keine Science-fiction, weiß Marcus Hammerschmitt, dem 1997 der Thadäus-Troll-Preis des Förderkreises deutscher Schriftsteller verliehen wurde. Denn Frauen sind technikfeindlich und daher die „Beschützerinnen des natürlichen Bewußtseins, das sich bei

ihnen auf die Tatsache gründet, ohne jede Technik gebären zu können“. Die Science-fiction-Literatur aber „durchstößt den Mythos von der ungewordenen Natur“, so daß ihre Geschichten zumindest beim weiblichen Teil des Publikums nicht ankommen. So weit der 1967 im Saarland geborene Hammerschmitt im Nachwort *White Light/White Heat. Science-fiction und das Veralten der Zukunft* zu seinem Erzählband *Der Glasmensch*. Seine Geschichten handeln von den Folgen der Ignoranz, des menschlichen Größenwahns und dem Identitätsverlust des Einzelnen in einer automatisierten Welt. Die warnenden Zukunftsbilder sollen uns die Augen über die Gegenwart öffnen. Im Nachwort zum Band werden

die theoretischen Grundlagen für dieses Anliegen ausgeführt. In dem Versuch einer Poetik der phantastischen Literatur kommen aber nicht nur die Frauen schlecht weg. Auch der Rest der Leserschaft, immerhin ein Massenpublikum, von dem „die sogenannte ernste Literatur nur träumen kann“, ist nicht so, wie er sein soll. Wie die Kinder erfreuen sich die Leser an den vorgeführten technischen Spielereien, staunen über die angeblich hellseherischen Fähigkeiten der Autoren, was zukünftige Entwicklungen betrifft, aber „die enge Verwandtschaft von Schreiben und Konstruieren ahnen sie nicht“. Gegen die gesellschaftliche Narkose anschreibend, sind Autoren wie Hammerschmitt einem Publi-

kum ausgeliefert, „das jede Möglichkeit auf eine Beeinflussung seines Schicksals aufgegeben hat“.

Auch sonst haben es die Schriftsteller schwer. In Deutschland etwa müssen sie gegen den herrschenden Drang zur Tiefgründigkeit und die Ablehnung der Unterhaltungskultur kämpfen. Den Amerikanern geht es da besser, trotz schlechter Eß- und Fernsehgewohnheiten. Darunter leidet Marcus Hammerschmitt. Er bekommt Kopf- und Bauchschmerzen angesichts der modernen deutschen Literatur, „während schlechte deutsche Übersetzungen amerikanischer Autoren das Spannendste sind, was zu haben ist“.

Wie reagiert die Science-fiction auf diese Herausforderung? Sie macht sich zum „Hofnarr unserer technologischen Kultur“, indem sie den Mächtigen scherzend auf die Füße tritt und ihnen schelmisch-allwissend den Spiegel vorhält. „Die beste Science-fiction ist dabei genauso giftig wie Radioaktivität, und das Posthumane an ihr, das sich nicht mehr an normale Menschen zu richten scheint (auch wenn noch keinem ihrer Autoren eine Arbeit gelungen ist, die den Umkreis des Menschlichen verlassen hätte), macht den Leser schaudern. Aber was ist dieser Schauer? Er ist die Angst vor den Produkten unseres Geistes, die uns ihre Nachtseite zukehren“.

Auch Eddie Ruhland schaudert, als er eines Tages unverhofften Besuch auf seiner Windplattform in der Nordsee bekommt, denn er ahnt, daß das Unheil bringt. Mit dem Roman *Wind*

befinden wir uns in den 30er Jahren des 21. Jahrhunderts in Deutschland, das seit inneren Unruhen der Jahre 2001/2002 von derselben Partei regiert wird. Kontrolliert wird das Leben von Polizei und Militär, vor allem aber von den mächtigen Stromversorgern Siemens, VEW, Impact Solar Power u.a., die den Markt unter sich aufgeteilt haben. In dieser Zukunft liefern Windkraftanlagen den Strom, Windenergieanlagenmechaniker wie Eddie passen auf sie auf. Eddie, 28 und Rastapunk, bekommt also eines Tages Besuch. Hartmut Brauner, angestellt in derselben Firma wie Eddie, hat eine „Gezeitenmaschine“ entwickelt, mit der sich Strom aus Ebbe und Flut gewinnen ließe und die damit eine unliebsame Konkurrenz für die jetzigen Stromversorger wäre. Nachdem er Eddie diese Erfindung anvertraut hat, vergiftet sich Brauner.

Warum das alles so ist, weiß kein Mensch. Eddie flieht zu seiner Freundin Tina nach Emden, die ihn nicht leiden kann. Es beginnt jetzt eine wilde Verfolgungsjagd quer durch Deutschland: Aurich, Hamburg, Frankfurt am Main und Rothenburg ob der Tauber sind die Fluchtpunkte. Die Gestaltungselemente sind dabei konventionellen Kriminal- und Actionfilmen entlehnt: Entführung und Befreiung der Helden, wilde Schießereien, Nahkampf und Liebesglück. Am Ende, als sich herausstellt, daß die „Gezeitenmaschine“ noch gar nicht funktioniert und alle Widersacher tot sind, fahren Eddie und Tina in Richtung Eisleben, um sich in einen unterirdischen „Lebensgarten“ zurückzuziehen, in dem Gerüchten zufolge alle Bewohner friedlich miteinander leben und aus dem eine Rückkehr unmöglich ist. Gut so. Wie sagt Marcus Ham-

merschmitt: „Die Katastrophen, die die Science-fiction vorher sagt, sind konsumierbar, und nur die besten Autoren erreichen den Rand zu jenem unsagbaren Terror, der vom schlechthin Unbekannten ausgeht.“

Der zweite Versuch versetzt uns in die Welt des Jahres 2067. Diese Zukunft hat eine imaginäre Vergangenheit, in der das entscheidende Ereignis die mißglückte Mondlandung von 1969 war. Dieses Unglück hat die Welt in einen wahren Kriegs- und Teilungstaumel gestürzt. Rußland (regiert von Zar Alexej IV.) und Japan halten einen fragilen Frieden, Deutschland ist geteilt in einen Norden und in eine Vereinigte Süddeutsche Republik (Wo ist die DDR geblieben?), die USA sind in lauter unabhängige Einzelstaaten zerfallen. Der erneute Versuch einer Mondlandung soll die Einheit Amerikas wiederherstellen, wird aber an den unterschiedlichen Interessen der Beteiligten und selbstverständlich an der Profitgier der Industrie scheitern. Der gesellschaftliche Zerfall wird dargestellt anhand einzelner Szenen, in denen Personen vorgeführt werden, die stellvertretend für den Autor die Weltlage reflektieren: Jorge in Südamerika, Franz an der deutsch-deutschen Grenze, Isabelle in Frankreich, Hermann in der Schweiz, Goddard vom FBI in Amerika usw., usw. Der ständige Szenenwechsel bringt lediglich zusätzliche Informationen zur Weltlage, über die wir aber doch schon nach wenigen Seiten wissen, daß sie schlecht ist und die Mächtigen böse, dumm und profitgierig.

Immer wenn es spannend werden könnte, bricht Hammerschmitt ab. Welchen Widersprüchen die Personen in einer solchen Situation ausgesetzt sind und wie sie mit der dargestellten allumfassenden Fremdbestimmung und den existentiellen Bedrohungen umgehen, bleibt im Dunkeln. Das Weltgeschehen soll der Leser einfach hinnehmen, denn verständlich oder einsichtig wird es ihm nicht gemacht. Die Personen sind reine Statisten; sie müssen denken, was der Autor nicht erzählen kann. Die Auffassung vom Menschen als Marionette auf einer Weltbühne reproduzieren die Figuren in langatmigen Monologen und Dialogen, ohne daß die Handlung dadurch an Spannung gewinnt.

Dem deutschen Hang zur Tiefgründigkeit widersteht Marcus Hammerschmitt gänzlich durch seine oberflächliche Erzählweise. Und die Verlagsankündigung, daß es sich hier um einen Roman handelt „aus einer Zukunft, die aus unserer Gegenwart nichts gelernt hat“, macht die Sache auch nicht besser. Die Bruchlandung auf dem Mond soll uns etwas lehren und das könnte einer der Gründe sein, warum Frauen mit solcher Science-fiction-Literatur wenig anzufangen wissen. Vielleicht mögen wir ja einfach nur keine Literatur, die mit erhobenem Zeigefinger daherkommt und dabei auch noch langweilt. Und die überhaupt nicht ironisch gemeinte „Botschaft der Science-fiction“, daß es „noch nichts Neues unter der Sonne gegeben hat“, wollen wir so schlecht verpackt auch nicht hören.

Marcus Hammerschmitt bleibt sich auch mit seinem neuesten Roman *Target* treu. Die Geschichte handelt von der gescheiterten Expedition eines Wissenschaftlerteams, das irgendwann in der Zukunft auf dem Planeten „Target“ einen bislang unerforschten 'Wald' erkunden soll. Erzählt wird die Geschichte vom einzigen Überlebenden, der sogenannten 'VED', einer metamorphen Maschine mit Humanprofil, die rationale Computertechnologie und menschliche Gefühlswelt in sich vereint. Genau diese Konstruktion verweist auch schon auf die beiden Pole, die uns der Roman als antagonistisch gegenüberstellt. Auf der einen Seite steht die scheinbar überlegene Technik, gepaart mit tiefer Wissenschaftsgläubigkeit. Demgegenüber stehen die geschändete Natur und die vernachlässigte Intuition des Menschen, die sich in Reinform natürlich noch bei einer Frau erhalten hat. (Die muß dann aber auch folgerichtig im Wahnsinn enden.) Der 'Wald' und sein 'Krater', in den das Forschungsschiff und seine Insassen hinabsteigen, sind die personifizierte Schöpfung, die sich gegen das Eindringen wehrt. Urzeitliche Mächte werden von ihr kreiert, gegen die der rationale und technikbesessene Mensch keine Chance hat: explodierende Schnecken, hämmernde Echsen, ekliger Schleim und tödliche Samen (Jeder Analytiker hätte seine Freude an dieser Geschichte!). Natürlich mißachten alle die Zeichen, bis es zu spät ist. Aber wenigstens wir sind jetzt gewarnt. Denn darin liegt laut Hammerschmitt der Vorteil der Science-fiction: „Sie kann so schlecht sein wie sie will, wenn ihr Autor nur einen Blick aus dem Fenster getan hat, spiegelt sie die Realität.“ Die Übersicht über ihre Realität ist den

Personen längst verlorengegangen, sie stehen der archaischen Bedrohung völlig hilflos gegenüber. Allerdings wird auch in diesem Roman wieder alles über die Unübersichtlichkeit und Rätselhaftigkeit des Ganzen gesagt, ohne daß der Autor Spannung und Komplexität mit erzählerischen Mitteln umsetzen könnte. Die Auseinandersetzungen in der Gruppe, die Überheblichkeit des Kommandanten und die Gründe für das Scheitern der Mission werden vom 'VED' berichtet, analysiert und kommentiert, so daß am Ende nichts mehr offen oder unklar bleibt. Auch die Vorgeschichte, der sinnlose Krieg in der Heimat zwischen den Menschen und den außerirdischen T'sai, bleibt nur Kulisse. Alles wird durchschaubar: die Personen, die Katastrophe und die Lehren, die wir auch diesmal wieder aus allem ziehen sollen. Hier ist nichts zu spüren vom „Terror des Unbekannten“ oder von der „Giftigkeit“ der Science-fiction. „Jeder gute Text der Science-fiction wird von dem weißen Glühen erleuchtet, mit dem der technologische Fortschritt sich entfaltet; die radioaktive Strahlung, die in dieser Entfaltung freigesetzt wird, durchwirkt die Science-fiction in jeder Faser.“ Hammerschmitts Science-fiction dagegen ist ungefährlich, harmlos und völlig ohne Nebenwirkungen.

Susanne Seiler

Das dicke Buch zum kurzen Trip

Tour de Kultur:

100 Entdeckungsreisen in Saar-Lor-Lux mit SR 3,

Hrsg. Stefan Miller, Gollenstein Verlag, Blieskastel 1998, 456 S.

Noch ein Reiseführer? Stapeln sich nicht schon in unseren Bücherregalen die Reiseführer, Kunstreiseführer, Wander-, Radwander- und Restaurantführer, und das nicht nur für das Saarland, sondern auch für die Pfalz und andere angrenzende Regionen?

Der bei Gollenstein jetzt neu erschienene Band *Tour de Kultur* ist jedoch kein normaler Reiseführer: „Es geht nicht darum“, schreibt SR-Redakteur Stefan Miller in seiner Einleitung, „die bekannten Tourismusziele ... kunsthistorisch und politisch korrekt zu inventarisieren“; es gehe auch nicht darum, „ein repräsentatives Bild der Region“ zu vermitteln.

Tour de Kultur – die Beiträge sind ursprünglich im *Saarländischen Rundfunk, SR 3 – Saarlandwelle*, gesendet worden – möchte den Leser, den Tagestouristen, die Familie, die den Sonntagsausflug plant, zu Sehenswürdigkeiten in unserer Region entführen, Sehenswürdigkeiten, die nicht so bekannt sind, die nicht im Blickpunkt des touristischen Interesses stehen und die auch nicht in jedem Reiseführer zu finden sind. Viele der Vorschläge sind tatsächlich „Geheimtipps“, einige – nicht zuletzt, weil sie aufgrund der SR-Sendungen entdeckt und bekannt wurden – sind allerdings mittlerweile längst allge-

mein bekanntes Kulturgut geworden, zum Beispiel die Völklinger Hütte oder die St. Ingberter Schmelz. Und auch darin unterscheidet sich der neue Reiseführer von vergleichbaren Angeboten: Er ist einer der ersten, wenn nicht der erste Reiseführer für unsere Region, der die alten nationalen und regionalen Grenzen überspringt und deutsche, französische und luxemburgische Sehenswürdigkeiten gemeinsam erfaßt. Insgesamt macht *Tour de Kultur* 102 Vorschläge für Ausflüge zwischen Nancy und Hauenstein, zwischen Schlettstadt/Sélestat und Echternach. Die Touren führen zu Zeugnissen der Industriekultur, zu originellen Museen, Ausgrabungsstätten, Kirchen und Schlössern. Aber auch besondere Wanderwege, ungewöhnliche Restaurants und Bibliotheken sind im Angebot. Ein Abschnitt des Buches widmet sich ausschließlich Sehenswürdigkeiten, die besonders für Kinder geeignet sind. Vom „lebenden“ Museum für Ardenner Pferde im luxemburgischen Munshausen über das Holzbähnchen von Abrechviller im Grenzgebiet von Elsaß und Lothringen bis zum Besuch des Silberbergwerks von Ste Marie aux Mines in den Vogesen reicht das Angebot. Zu jedem Vorschlag gibt es zwei bis drei Seiten Text, mehrere vorzügliche Fotos sowie kurz und knapp die wichtigsten Informationen zu Anfahrtsweg, Öffnungszeiten, Eintrittspreisen und Kontaktmöglichkeiten.

Tour de Kultur ist aber nicht nur ein Führer zu originellen und häufig unbekannten Reisezielen

in der Region, *Tour de Kultur* ist auch ein wunderschönes Lese- und Geschichtenbuch. Man kann sich mit ihm – an einem verregneten Samstagnachmittag zum Beispiel – wunderbar in eine gemütliche Ecke zurückziehen und ist über Stunden bestens unterhalten.

Für mich war *Tour de Kultur* darüberhinaus auch ein lehrreiches und spannendes Buch mit vielen interessanten Beiträgen zur politischen Geschichte unserer Region, zu Archäologie, zu Industrie- und Kunstgeschichte und so fort. Ob über den Metzzer Bahnhof und seine preußisch-reichsdeutsche Vergangenheit, ob über den sogenannten Klöppelkrieg der Bauern des luxemburgischen Ösling gegen die Truppen und die Ideen der französischen Revolution, ob über die prunkvolle römische Vergangenheit des Sechshundert-Seelen-Dorfes Grand im südlichen Lothringen oder über die zahlreichen Stengel-Kirchen im Krummen Elsaß, viele Beiträge enthalten eine ganze Menge an Wissenswertem und Interessantem zur regionalen Geschichte.

Natürlich ist das, was *Tour de Kultur* an Touren- und Besichtigungsvorschlägen macht, immer nur eine Auswahl. Insgesamt aber ist *Tour de Kultur* ein übersichtlicher, gut gemachter touristischer Ratgeber mit vielen interessanten Reisevorschlägen und vielen praktischen Tips.

Dietmar Schmitz

Wunderglaube damals und heute

David Blackbourn:

Wenn ihr sie seht, fragt wer sie sei. Marienerscheinungen in Marpingen – Aufstieg und Niedergang des deutschen Lourdes, Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1997

„Es ist eine unläugbare Tatsache, daß alle Welt von Marpingen spricht“, staunte 1877 ein Beobachter über das abgelegene saarländische Dorf, nachdem dort angebliche Marienerscheinungen eine Kettenreaktion ausgelöst hatten: spontane Prozessionen, Wunderheilungen, Folge- und Konkurrenzerscheinungen, sogar des tanzenden Leibhaftigen, Irritationen beim Klerus, das Einschreiten der preußischen Staatsmacht, das die Gemüter noch mehr erhitze, heftige Presse- und Parlamentsdebatten, in denen katholische Publizisten und Politiker sich recht geschickt gegen Vorwürfe der Diversion und des Obskurantismus wehrten. Heute spricht die *community* der Historiker, selbstredend global, über ein Buch, das diese Ereignisse akribisch rekonstruiert. Verfaßt wurde es in London, als sein Autor dort Geschichte lehrte. Heute tut er dies in Harvard, und sein Buch, 1993 in Oxford unter einem vernünftigen Titel erschienen, wurde von der *American Historical Association* mit höchsten Ehren ausgezeichnet. Mit dem geographischen Abstand von Gegenstand zu Forscher scheint die Qualität der Geschichtsschreibung des Saarlandes zu wachsen. Und in der gelehrten Welt hält man dieses nun für die Umgebung von Marpingen.

Selten habe ich ein Geschichtsbuch so gierig verschlungen. Der Ausforschungs- und Verfolgungseifer der preußischen Behörden hat seinem Autor eine Fülle von Akten beschert, die, was selten geschieht, einen mikrosoziologischen, ja manchmal individuellen Blick auf die unteren Stufen der gesellschaftlichen Hierarchie erlauben. Blackbourn ordnet sein überreiches Material gezwungenermaßen nach systematischen Gesichtspunkten, dennoch liest es sich wie ein chronologisch vorgehender Roman in Zolas Manier. Er versucht sich nicht in theoretisch angeleiteten Analysen von Entwicklungen und Zusammenhängen. Auch wer diese in der historiographischen Literatur oft vermißt, ist hier froh darum, denn das empirische Material, sinnvoll angeordnet, spricht für sich:

Als am Abend der angeblichen Erscheinungen eine der achtjährigen Seherinnen zu Hause davon erzählte, versprach die Mutter ihrer Tochter ein neues Kleid, wenn sie die Wahrheit sage, und drohte: „Dein Bruder Peter wird dich halb totschiagen, wenn du lügst, du wirst nie in den Himmel kommen, sondern in die Hölle.“ (S. 208)

Es entsteht ein anschauliches Bild eines Dorfes, dessen Bewohner sich innerhalb einer Generation von Bauern- zu Bergarbeiterfamilien wandeln mußten, und die sich darüber, wie die gesamte katholische Bevölkerung der Region, in eine intensive, sentimentale und naive, die ganze Denkwelt beherr-

schende Volksfrömmigkeit retteten:

„Als im Sommer 1876 in Merzig eine neue Irrenanstalt eröffnet wurde, waren die ersten beiden Patienten ein Mann, der behauptete, der Papst zu sein, und ein anderer, der sich für den päpstlichen Gesandten hielt.“ (S. 187)

Die neuartige, auf den neu entstehenden Marienkult konzentrierte Frömmigkeit des Volkes – und besonders der Frauen und Kinder – war keine saarländische Besonderheit. Durch das gesamte 19. Jahrhundert hindurch ist in ganz Europa von Hunderten von Marienerscheinungen berichtet worden, vor allem nachdem die von Lourdes 1858 von der Kirche offiziell anerkannt worden war. Solche Anerkennung blieb Marpingen versagt. Die Kirche verhielt sich ambivalent. Ein erstes theologisches Gutachten verurteilte die Erscheinungen scharf – als Blendwerk des Teufels nämlich. Dann gestanden die Seherinnen ihren Beichtvätern, gelogen zu haben. Das Geständnis wurde geheim gehalten, eine Stellungnahme vermieden. Eine Reaktion auf den öffentlichen Druck, der auf der Kirche lastete, und ein Versuch, sich den Schafen, die sich noch nie so eng um ihre Hirten geschart hatten, nicht zu entfremden.

Über soviel taktisches Fingerspitzengefühl verfügten die preußischen Behörden nicht. Sie witterten ultramontane Machenschaften, „franzosenfreundliche“(!) Einstellungen und In-

subordination des Pöbels. Sie ließen auf die Marpinger Militär los, das sich schwere Übergriffe zu Schulden kommen ließ, worauf Verhaftungen, Prozesse und die kleinlichsten Schikanen folgten ohne Ende. Sogar ein Undercover-Agent – Deckname: Marlow – wurde eingeschleust. Die Bevölkerung der Gegend, die sich die harte industrielle Herrschaft des preußischen Staatsbergbaus widerstandslos gefallen ließ, leistete für ihren Glauben Widerstand und fühlte sich durch die Verfolgung in ihm bestätigt:

Als die Witwe Blies während eines Strafprozesses wegen Verdachts auf Meineid im Gerichtssaal verhaftet wurde, sprach sie die denkwürdigen Worte: „Das ist der Weg für mich in den Himmel“. (S. 513)

Dieser Prozeß gegen 20 Angeklagte, zu dem halb Marpingen und etliche illustre Persönlichkeiten als Zeugen geladen waren, wurde zur Farce, die darin gipfelte, daß dem Angeklagten Dr. Thoemes aus Berschweiler, einem arg verwirrten Publizisten, nach einem surrealistischen Auftritt vorgeworfen wurde, er habe seine Dissertation

bei Thomas von Aquin abgeschrieben. So blamierten sich Behörden und Justiz endgültig, was sie schließlich einlenken ließ.

Damit zeigte sich der preußische Autoritarismus lernfähiger als die liberale Publizistik, die in ihrem inbrünstigen Fortschrittsglauben hinter den Marpinger Ereignissen nur die Mächte der mittelalterlichen Finsternis wahrnehmen konnte, und deren bemühte Ironie immer wieder in Wut umschlug. Sie erklärte die Volksfrömmigkeit zur Geisteskrankheit, und darin äußerte sich kaum verhüllt der Wunsch nach flächendeckender psychiatrischer Internierung. Aus heutiger Sicht mutet der liberal-katholische Streit an wie der *clash* zweier Fundamentalismen. „Die bodenlos dummen Leute lassen sich nicht belehren“, resümierte die liberale Saar- und Mosel-Zeitung (S. 458), und mit den Dummen meinte sie die anderen.

Was die Erscheinungen im Marpinger Härtelwald auslösten, sollte uns nicht allzu fremdartig vorkommen. Bis in die 70er Jahre unseres Jahrhunderts gab es immer wieder Spekulationen

über das Schweigen der Kirche und also auch Anstrengungen, sie zur offiziellen Anerkennung der Marpinger Erscheinungen zu drängen. Wobei sich ein von Anfang an vorhandenes Motiv in den Vordergrund schob. Die Anerkennung hätte, wie Lourdes zeigte, und wie es in heutiger Ekelsprache hieße, standortförderlich gewirkt:

So bot sich die lokale SPD 1956 den Wählern an als die wirklich christliche Partei, die um den bischöflichen Segen besonders energisch fechte und „ein offeneres Ohr (habe) für ein echt christliches Anliegen unserer Gemeinde (Härtelwald) als die Herren der allerchristlichsten CVP.“ (S. 606)

Erfolg wurde auch ihr nicht zuteil. Marpingen wurde nicht das deutsche Lourdes, aus der touristischen Vermarktung saarländischer Einzigartigkeiten wurde nichts. Aber man soll die Hoffnung nie aufgeben. Wenn die Madonna uns nicht erhört, glauben wir an unsere Wirtschaftsministerin.

Hans Horch

Autorinnen und Autoren

Hans Arnfrid Astel, geb. 1933, Studium der Biologie und der Literaturwissenschaft, Gründer der *Lyrischen Hefte* (1959–1970), Leiter der Literaturabteilung des Saarl. Rundfunks (1967–1998), zahlreiche Veröffentlichungen

Bernhard Dahm, geb. 1953, Rechtsanwalt mit Schwerpunkt Asyl- und Ausländerrecht

Carsten Diez, Diplom-Ingenieur, derzeit in einem Saarbrücker Architekturbüro beschäftigt

Jan Freigang, geb. 1975, Saarländer wider Willen, Generation X, Jurastudium

Stefan Fricke, geb. 1966, M.A., Mitarbeiter des musikwissenschaftlichen Institutes an der Universität des Saarlandes, lebt in Köln

Hans Günter Grewer, Soziologe, begann gegen Ende der 60er Jahre als Schüler die Bedeutung der Marx'schen Metapher über den „Maulwurf“ zu begreifen

Reinhold Heckmann, geb. 1959 Informatikstudium in Saarbrücken, Promotion 1991, Habilitation 1996, Forschungsaufenthalt in London, Lehrstuhlvertretungen in Berlin und Trier, seitdem wissenschaftlicher Assistent in Saarbrücken

Dr. Hans Horsch, Ausbildung als Deutschlehrer und Sozialwissenschaftler, in der außerschulischen Jugendbildung beschäftigt

Achim Huber, geb. 1956, Studium der Soziologie und Philosophie, arbeitet als Sozialwissenschaftler in Saarbrücken

Prof. Rainer Krause, geb. 1942, Studium der Psychologie in Tübingen und Zürich, Zusatzausbildung in der Psychoanalyse, Forschungsaufenthalt in den USA, Lehrstuhl für klinische Psychologie, Forschungsgebiete: Affekte und Psychoanalyse, Verfasser der „Allgemeinen Psychoanalytischen Krankheitslehre“

Uwe Loebens, geb. 1958, bildender Künstler, freier Mitarbeiter des Saarländischen Rundfunks

Armard Müller-Adams, geb. 1973, studiert in Saarbrücken Germanistik und Anglistik

Elisa Müller-Adams, geb. 1970, Studium Germanistik und Komparatistik in Saarbrücken, 1996 M.A., promoviert derzeit

Hans-Peter Pelotte, Diplom-Ingenieur, derzeit in einem Saarbrücker Architekturbüro beschäftigt

Christian Saiber, Diplom-Ingenieur, derzeit in einem Saarbrücker Architekturbüro beschäftigt

Dr. Günter Scharwath, geb. 1934, Studium Geschichte und Kunstgeschichte in Saarbrücken, Pro-

motion 1964, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Stiftung Saarländischer Kulturbesitz, Veröffentlichungen zu Themen der saarl. Kunstgeschichte

Dr. Dietmar Schmitz, Studium Politikwissenschaft und Germanistik u.a. in Wien, Bern und Berlin, tätig als Gymnasiallehrer, in der Privatwirtschaft, im Presserat des Saarl. Umweltministeriums, seit 1988 in der kommunalen Kultur- und Umweltverwaltung beschäftigt, journalistische Tätigkeit

Susanne Seiler, geb. 1967, erstes Staatsexamen in Deutsch und Sozialkunde 1998

Volker Simshäuser, geb. 1976, nach dem Abitur Zivildienst und Praktikum beim SR, derzeit Student der Germanistik und Geschichte an der Saarbrücker Universität, Trekkie

Hamid Shokat, geb. 1948 im Iran, beschäftigt sich als Autor mit der jüngeren iranischen Geschichte, mehrere Buchveröffentlichungen, lebt seit Jahren in Saarbrücken und Berkeley/Cal.

Wolfgang Stauch, geb. 1968 in Contwig, lebt in Saarbrücken, schreibt Romane, Erzählungen und Hörspiele, erhielt mehrere Literaturpreise, u.a. für den Roman „Eine schlechte Geschichte“ (Suhrkamp 1995)

Angela Steinmüller, siehe Seite 47

Dr. Karlheinz Steinmüller, siehe Seite 46

Herbert Temmes, geb. 1969, Studium der Germanistik und der Neueren Geschichte

Igor Torres, Diplom-Ingenieur, derzeit in einem Saarbrücker Architekturbüro beschäftigt

Hannah Wilhelm, geb. 1978, Abitur 1997, Studium des Journalismus in München

Prof. Dr. rer. nat. Reinhard Wilhelm, Studium der Mathematik und Informatik in München, Münster und Stanford/USA, seit 1978 Hochschul-lehrer für Informatik an der Universität des Saarlandes und seit 1990 wissenschaftl. Direktor des Internationalen Begegnungs- und Forschungszentrums für Informatik in Schloß Dagstuhl/Wadern

Prof. Dr. Peter Winterhoff-Spurk, geb. 1945, Bankkaufmann, Diplom-Psychologe und Professor für Organisations- und Medienpsychologie an der Universität des Saarlandes, Direktor des Medienpsychologischen Forschungsinstituts Saarland (MEFIS e.V.)

Von neuem lesenswert: Heinz Mudrichs Glossen und Feuilletons

Wenn ein Kulturredakteur ein Buch mit seinen Texten herausbringt, liegt die Vermutung nahe: Es sind Kritiken. Aber nicht so bei der Auswahl, die Heinz Mudrich für das Buch „Zeitgeschichten“ traf. Der gebürtige Berliner, der im Saarland heimisch wurde, sah immer auch das Komische am Leben. So gerieten Alltagserscheinungen, von Modewörtern bis zu Trends, alsbald unter seine spitze Feder, und zu der Frage, wie ein Fernsehprogramm noch attraktiver werden kann, machte er sich frühzeitig seine zukunftsweisenden Gedanken. So empfahl er für Fußball-Fans die „Mordschau“ und für Kinder „Totkäppchen“.

Eine bunte Mischung also, diese als „Schreibers Nachlese“ bezeichneten „Zeitgeschichten“? – Da ist noch anderes. Der Band enthält zwischen all dem Heiteren auch Beiträge über die dunklen Seiten des Lebens. So wie eine Polin Deutsche durch das ehemalige KZ Auschwitz führt, wie ein junger Mann in Saarbrücken – „An der Theke ging es um Hitler“ – seine Geschichtskennntnis verbreitet.

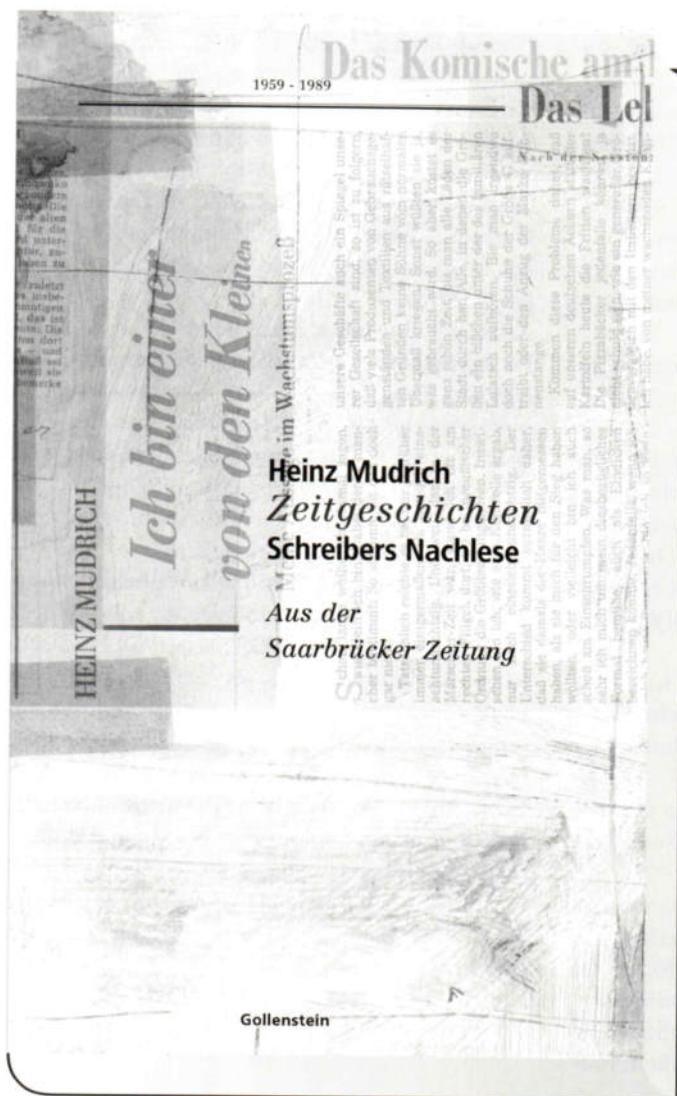
Und ein paar Gedenkblätter für ganz Unprominente nahm der Autor ebenfalls auf. Dabei auch einen Nachruf auf den von einem Marktriesen verdrängten Kaufmann an der Ecke ...

Heinz Mudrich

Jahrgang 1925, wollte schon immer Journalist werden, mußte zuvor aber noch Soldat sein. Wie ein Symbol für später: Verwundet bei Bitsch, in Lothringen, Nähe Saar... 1946 aus englischer Gefangenschaft entlassen, arbeitet er in seiner Geburtsstadt Berlin u.a. bei der „Neuen Zeit“ und nach Studium und Promotion in Berlin als Feuilletonchef beim „Tag“, ehe er 1959 einem Angebot der „Saarbrücker Zeitung“ folgte, und an der Saar heimisch wurde. Zur Familie mit zwei Töchtern kamen hier ein Sohn und inzwischen als weiterer Saarbrücker ein Enkel.

„Wider-Sprüche? Bei Heinz Mudrich sind sie wörtlich zu nehmen: in Beobachtungen, Randbemerkungen, Glossen, Reportagen und heute eher selten gewordenen Feuilletons eines Journalisten, der sich von Berufs wegen als kritischer Toleranzbote zu erkennen gibt, ohne Moralprediger sein zu müssen.“

Mitteldeutsche Zeitung



Heinz Mudrich
Zeitgeschichten
Schreibers Nachlese

272 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
Buchgestaltung Sonja Friedrich
Format 11,5 x 19 cm
DM 38,-/sFr. 35,-/s 277,-
ISBN 3-930008-79-3

Das Buch zur Sendereihe „Tour de Kultur“ von SR3 Saarlandwelle

Stefan Miller (Hrsg.)

geboren 1956 in Klagenfurt/Österreich,
lebt in Saarbrücken. Er ist seit 1981
beim Saarländischen Rundfunk tätig,
zur Zeit als Redakteur für
interregionale Kultur im Hörfunk.
Stefan Miller moderiert regelmäßig das
Fernsehmagazin „Kulturspiegel“.

„Ein wunderbares Buch,
das auch bei der Lektüre an das
gemeinsame kulturelle Erbe und die
Willkürlichkeit der Grenzen erinnert,
die heute aber in der Region nicht
mehr zu spüren sind.“

Der Tagesspiegel, Berlin

„Es interessiert immer die 'Geschichte
hinter der Geschichte'. Das macht ihre
amüsanten Texte zu einer Fundgrube
von Anekdoten. (...) Vorbildlich sind
die ausführlichen Informationen über
Anreise, Öffnungszeiten und Kontakte,
wie auch das Ortsregister.“

Frankfurter Rundschau

Jetzt in 3. Auflage!

Stefan Miller (Hrsg.)

Tour de Kultur

100 Entdeckungsreisen
in Saar-Lor-Lux mit SR 3

Mit einem Vorwort von Fritz Raff

Mit über 300 Farbbildern
von Winfried Götzinger u.a.
sowie Besucherinformationen,
Ortsregister und Karte
456 Seiten, gebunden
Buchgestaltung Johanna Krimmel
Format 14,5 x 22 cm
ISBN 3-930008-99-8
DM 48,- / sFr. 44,50 / öS 350,-

Seit zehn Jahren gibt es die Hörfunkserie „Tour de Kultur“. Seit zehn Jahren sind Reporter des Saarländischen Rundfunks unterwegs, ihren Hörern die verborgenen Schönheiten des Saar-Lor-Lux Raumes nahezubringen. Zum Geburtstag gibt es jetzt ein "The best of" dieser Serie. Klassische Kulturdenkmäler werden da ebenso vorgestellt wie Kultur für Kids, Industriekultur, historische Gasthöfe, Orte der Literatur... Hier werden Ziele angesteuert, deren Reiz sich oft erst beim zweiten Hinsehen erschließt, die häufig in keinem Reiseführer so beschrieben werden. Oder wußten Sie, daß Deutsche und Franzosen der Rolandsfigur am Metzzer Bahnhof dreimal den Kopf abgeschlagen haben, damit sie politisch korrekt in die Symbolik des jeweiligen Siegers paßte? Daß es in Luxemburg ein Museum für moderne Kunst in einem Tunnel gibt? Daß im St. Ingberter Rischbachstollen Kinder einen Tag lang zu Bergleuten ausgebildet werden? Daß es in einem Bunker in Bitche ein Museum der Gerüche gibt? Und daß man am Saar-Kohle-Kanal mit dem Schiff auf einer Brücke über den Fluß fährt?

Die 100 Entdeckungsreisen in Saar-Lor-Lux sind ein Grundkurs im Staunen über eine Region, die noch nicht vom Massentourismus erschlossen ist und gerade in ihrer wechselhaften Grenzlage unverwechselbare Geschichten zu bieten hat.



the 1990s, the number of people with a mental health problem has increased by 50% (Mental Health Foundation 1999). The prevalence of mental health problems has increased in the general population, and the incidence of mental health problems has increased in the prison population.

There is a growing awareness of the need to address the mental health needs of prisoners. The Department of Health (1999) has published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners. The Department of Health (1999) has also published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners. The Department of Health (1999) has also published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners.

The Department of Health (1999) has published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners. The Department of Health (1999) has also published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners. The Department of Health (1999) has also published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners.

The Department of Health (1999) has published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners. The Department of Health (1999) has also published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners. The Department of Health (1999) has also published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners.

The Department of Health (1999) has published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners. The Department of Health (1999) has also published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners. The Department of Health (1999) has also published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners.

The Department of Health (1999) has published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners. The Department of Health (1999) has also published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners. The Department of Health (1999) has also published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners.

The Department of Health (1999) has published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners. The Department of Health (1999) has also published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners. The Department of Health (1999) has also published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners.

The Department of Health (1999) has published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners. The Department of Health (1999) has also published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners. The Department of Health (1999) has also published a strategy for mental health services, which includes a commitment to improve the mental health of prisoners.